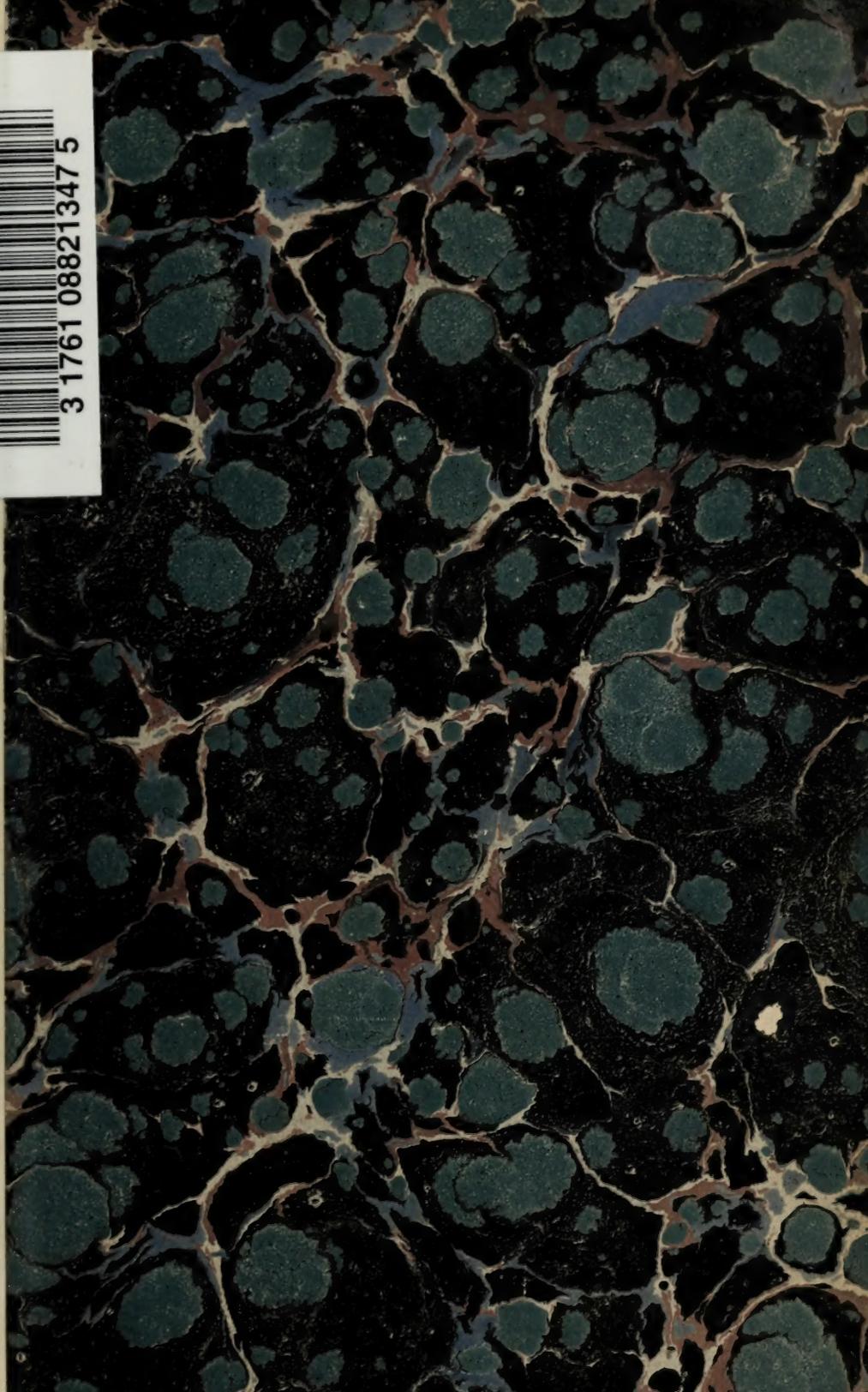




3 1761 08821347 5





Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

F. M. Dostojewski
Sämtliche Romane und Novellen
Neunter Band

1245
Gr

Bd. 9.

Erniedrigte und Beleidigte

★

Ein Roman in vier Teilen
mit einem Epilog

von

F. M. Dostojewski

Zweiter Band

★



Übertragen von H. Rühl

438084
17.8.4

Im Insel-Verlag zu Leipzig



Dritter Teil

Erstes Kapitel

Erst als schon längst die Dämmerung eingetreten und es Abend geworden war, erwachte ich wie aus einem schweren Traume und kehrte in die Wirklichkeit zurück.

„Nelly,“ sagte ich, „du bist jetzt krank und erregt; aber ich muß dich allein und in Tränen verlassen. Liebes Kind! verzeih es mir und wisse, daß es auch hier ein geliebtes, der Verzeihung entbehrendes Wesen gibt, ein unglückliches, gekränktes, verlassenes Wesen. Sie erwartet mich. Und auch ich selbst fühle mich jetzt nach deiner Erzählung unwiderstehlich zu ihr hingezogen; mir ist, als müßte ich zugrunde gehen, wenn ich sie nicht sogleich, diesen Augenblick, sehe . . .“

Ich weiß nicht, ob Nelly alles verstand, was ich zu ihr sagte. Ich befand mich in heftiger Aufregung, sowohl infolge der Erzählung als auch infolge der soeben durchgemachten Krankheit; aber ich eilte zu Natalja hin. Es war schon spät, zwischen acht und neun, als ich zu ihrem Hause hingelangte.

Schon auf der Straße, am Tore des Hauses, in welchem Natalja wohnte, bemerkte ich eine Equipage, und es schien mir, daß es die des Fürsten sei. Der Eingang zu Natalja war vom Hofe aus. Kaum hatte ich angefangen, die Treppe hinaufzusteigen, als ich vor mir, eine Treppe höher, einen Menschen hörte, der offenbar mit der Örtlichkeit unbekannt war und sich vorsichtig tastend hinaufarbeitete. Ich sagte mir, es müsse der Fürst sein, wurde aber alsbald wieder an dieser Meinung irre. Der Unbekannte schimpfte und fluchte beim Hinaufsteigen laut über diese Passage, und zwar in um so kräftigeren, energischeren Ausdrücken, je

höher er kam. Gewiß, die Treppe war eng, schmutzig, steil, nirgends beleuchtet; aber solche Schimpfworte, wie sie beim dritten Stockwerk angingen, hätte ich dem Fürsten nie zuschreiben können: der hinaufsteigende Herr schimpfte wie ein Droschkentutscher. Aber nach dem dritten Stockwerk wurde es wenigstens hell; denn an Nataljas Thür im vierten Stock brannte ein kleines Lämpchen. Unmittelbar an der Thür holte ich meinen Unbekannten ein, und wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihm wirklich den Fürsten erkannte! Es schien ihm sehr unangenehm zu sein, daß er so unerwartet mit mir zusammentraf. Im ersten Augenblick erkannte er mich nicht; aber dann veränderte sich auf einmal sein Gesicht. Sein ursprünglich zorniger, feindseliger Blick auf mich wurde auf einmal höflich und heiter, und mit dem Ausdruck außerordentlicher Freude streckte er mir beide Hände hin.

„Ah, Sie sind es! Ich wollte eben auf die Knie fallen und Gott um Rettung meines Lebens bitten. Haben Sie gehört, wie ich geschimpft habe?“

Und er lachte in der gutmütigsten Art. Aber plötzlich nahm sein Gesicht einen ernsten, bekümmerten Ausdruck an.

„Wie hat Alexei nur Natalja Nikolajewna in einer solchen Wohnung unterbringen können!“ sagte er, den Kopf hin und her wiegend. „Diese sogenannten Kleinigkeiten charakterisieren den Menschen. Ich bin um ihn recht besorgt. Er ist ein guter Mensch und hat ein edles Herz; aber da haben Sie gleich ein Probchen: er liebt sinnlos und bringt diejenige, die er liebt, in einem so elenden Quartier unter! Ich habe sogar gehört, daß manchmal kein Brot dagewesen ist“, fügte er flüsternd hinzu, während

er den Klingelgriff suchte. „Mir wird angst und bange, wenn ich an seine Zukunft denke und namentlich an Anna Nikolajewnas Zukunft, wenn sie seine Frau sein wird . . .“

Er hatte sich im Bornamen geirrt und es nicht gemerkt, da er sich offenbar darüber ärgerte, daß er den Klingelzug nicht fand. Aber ein Klingelzug war überhaupt nicht da. Ich rüttelte ein wenig an der Türklinke, und Mawra öffnete uns sofort und empfing uns geschäftig. In der Küche, die von dem winzigen Vorzimmer nur durch eine hölzerne Halbwand abgeteilt war, waren durch die offenstehende Thür mancherlei Vorbereitungen zu bemerken; alles war mit besonderer Sauberkeit abgewischt und gereinigt; im Herd brannte Feuer; auf dem Tische stand etwas neues Geschirr. Es war deutlich, daß wir erwartet worden waren. Mawra nahm uns eifrig die Überzieher ab.

„Ist Alexei hier?“ fragte ich sie.

„Er ist nicht hier gewesen“, flüsterte sie mir geheimnisvoll zu.

Wir gingen zu Natalja hinein. In ihrem Zimmer waren keine besonderen Vorbereitungen sichtbar; alles war wie gewöhnlich. Übrigens war bei ihr immer alles so sauber und nett, daß nicht erst besonders aufgeräumt zu werden brauchte. Natalja empfing uns an der Thür stehend. Ich erschrak über die krankhafte Magerkeit und außerordentliche Blässe ihres Gesichtes, obgleich für einen Augenblick eine Röte auf ihren totenbleichen Wangen aufflammte. Ihre Augen waren fieberhaft. Schweigend streckte sie dem Fürsten eilig die Hand hin, in sichtlicher Beängstigung und Verwirrung. Mich sah sie überhaupt nicht an. Ich stand da und wartete schweigend.

„Da bin ich!“ begann der Fürst in freundschaftlichem, heiterem Tone. „Erst vor einigen Stunden bin ich zurückgekehrt. Diese ganze Zeit über sind Sie mir nicht aus dem Kopfe gekommen“ (er küßte ihr zärtlich die Hand); „wieviel, wieviel habe ich an Sie gedacht! Wieviel habe ich Ihnen zu sagen und mitzuteilen! . . . Nun, jetzt wollen wir uns nach Herzenslust ausdrücken! Erstens, mein Leichtfuß, der, wie ich sehe, noch nicht hier ist . . .“

„Erlauben Sie, Fürst,“ unterbrach ihn Natalja, verlegen errötend; „ich muß ein paar Worte mit Swan Petrowitsch sprechen. Komm, Swan . . . nur ein paar Worte . . .“

Sie faßte mich bei der Hand und führte mich hinter den Wandschirm.

„Swan,“ sagte sie flüsternd, indem sie mich in die dunkelste Ecke zog, „verzeihst du mir?“

„Aber ich bitte dich, Natalja, was redest du da!“

„Nein, nein, Swan, du hast mir ja sehr oft und sehr vieles verziehen; aber jede Geduld hat doch schließlich ein Ende. Du wirst nie aufhören, mich zu lieben, das weiß ich; aber du wirst mich undankbar nennen, und ich war auch gestern und vorgestern gegen dich undankbar, egoistisch, grausam . . .“

Sie brach plötzlich in Tränen aus und drückte ihr Gesicht an meine Schulter.

„Hör auf, Natalja!“ suchte ich sie eilig zu beruhigen. „Ich bin die ganze Nacht über sehr krank gewesen und kann mich auch jetzt kaum auf den Beinen halten; das ist der Grund, weshalb ich weder gestern abend noch heute hergekommen bin; und da denkst du nun, ich sei dir böse! Meine teure Freundin, ich weiß ja doch, was jetzt in deiner Seele vorgeht!“

„Nun gut . . . also du hast mir verziehen wie immer“, sagte sie; sie lächelte durch ihre Tränen und drückte mir die Hand, so daß es mich schmerzte. „Das übrige nachher! Ich habe dir viel zu sagen, Iwan. Aber jetzt will ich zu ihm . . .“

„Recht schnell, Natalja; wir haben ihn so plötzlich verlassen . . .“

„Du wirst sehen, du wirst sehen, was geschehen wird“, flüsterte sie mir hastig zu. „Ich weiß jetzt alles; ich habe alles durchschaut. An allem ist er schuld, er allein. Heute abend wird sich vieles entscheiden. Komm!“

Ich verstand sie nicht, hatte aber zum Fragen keine Zeit mehr. Natalja ging mit heiterem Gesichte auf den Fürsten zu. Er stand immer noch mit dem Hute in der Hand da. Sie entschuldigte sich in munterem Tone bei ihm, nahm ihm den Hut ab, rückte ihm selbst einen Stuhl zurecht, und wir setzten uns alle drei um ihr Tischchen.

„Ich fing an, von meinem Leichtfuß zu reden,“ fuhr der Fürst fort; „ich habe ihn nur einen Augenblick gesehen, und zwar auf der Straße, als er in den Wagen stieg, um zur Gräfin Sinaida Fjodorowna zu fahren. Er hatte es furchtbar eilig, und denken Sie: er wollte nach vier Tagen der Trennung nicht einmal mit mir in die Wohnung hinaufkommen! Und ich glaube, Natalja Nikolajewna, ich bin selbst daran schuld, daß er jetzt nicht bei Ihnen ist und ich vor ihm hergekommen bin; ich habe nämlich die Gelegenheit benutzt und, da ich selbst heute nicht bei der Gräfin sein konnte, ihm einen Auftrag mitgegeben. Aber er wird diesen Augenblick erscheinen.“

„Hat er Ihnen bestimmt versprochen, heute herzukommen?“ fragte Natalja, den Fürsten mit der harmlosesten Miene anblickend.

„Ach, mein Gott, wie sollte er denn nicht herkommen? Wie können Sie nur so fragen!“ rief er, sie erstaunt anblickend. „Übrigens, ich verstehe: Sie sind über ihn aufgebracht. Und in der That, es sieht nicht hübsch von ihm aus, daß er von allen zuletzt kommt. Aber ich wiederhole: ich bin schuld daran. Seien Sie ihm nicht böse! Er ist leichtsinnig, ein Windhund; ich verteidige ihn nicht; aber gewisse besondere Umstände verlangen, daß er die Besuche im Hause der Gräfin und in einigen anderen Familien jetzt nicht einstelle, sondern im Gegenteil sich dort recht oft zeige. Nun, und da er wahrscheinlich jetzt nicht von Ihrer Seite weicht und alles andere in der Welt vergessen hat, so werden Sie es vielleicht nicht übelnehmen, wenn ich ihn Ihnen manchmal auf ein paar Stunden, nicht für längere Zeit, durch meine Aufträge entziehe. Ich bin überzeugt, daß er seit jenem Abende noch nicht ein einziges Mal bei der Fürstin K. gewesen ist, und ärgere mich, daß ich vorhin keine Zeit gehabt habe, ihn danach zu fragen! . . .“

Ich blickte Natalja an. Sie hörte dem Fürsten mit einem leisen, ein wenig spöttischen Lächeln zu. Aber er sprach so offen, so ungekünstelt. Es war, wie es schien, gar nicht möglich, irgendwelchen Verdacht gegen ihn zu hegen.

„Und Sie haben wirklich nicht gewußt, daß er diese ganzen Tage her auch nicht ein einziges Mal bei mir gewesen ist?“ fragte Natalja mit leiser, ruhiger Stimme, als ob sie von einem Vorgange spräche, der ihr vollkommen gleichgültig wäre.

„Wie? Er ist kein einziges Mal hier gewesen? Erlauben Sie, was sagen Sie da!“ rief der Fürst, anscheinend auf das äußerste überrascht.

„Sie waren am Dienstag spätabends bei mir; am andern Morgen ist er auf eine halbe Stunde zu mir herangekommen, und seitdem habe ich ihn kein einziges Mal gesehen.“

„Aber das ist unglaublich!“ (Er geriet in immer größeres Erstaunen.) „Und ich glaubte geradezu, er wiche nicht von Ihrer Seite. Entschuldigen Sie, das ist so seltsam . . . einfach unglaublich.“

„Aber doch ist es wahr. Und wie schade: ich hatte gerade auf Sie gewartet, weil ich von Ihnen zu erfahren hoffte, wo er sich eigentlich befindet!“

„Ach, mein Gott! Nun, er wird ja gleich hier sein! Aber das, was Sie mir gesagt haben, hat mich dermaßen überrascht, daß ich . . . ich muß gestehen, ich hätte alles mögliche von ihm erwartet, aber das nicht . . . das nicht!“

„Wie erstaunt Sie sind! Und ich hatte gedacht, Sie würden sich gar nicht wundern, ja Sie hätten sogar im voraus gewußt, daß es so kommen werde.“

„Gewußt! Ich? Aber ich versichere Ihnen, Natalja Nikolajewna, daß ich ihn heute nur einen Augenblick gesehen und mich bei niemand nach ihm erkundigt habe; es befremdet mich, daß Sie mir anscheinend nicht glauben“, fuhr er fort, indem er uns beide abwechselnd ansah.

„Gott behüte!“ fiel Natalja ein. „Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß Sie die Wahrheit gesagt haben.“

Sie lachte wieder, diesmal dem Fürsten gerade ins Gesicht, so daß er unwillkürlich zusammenzuckte.

„Erklären Sie sich deutlicher!“ sagte er in einiger Verwirrung.

„Zu erklären ist hier eigentlich nichts. Ich rede doch einfach und verständlich. Sie wissen ja, wie leichtsinnig und

vergeßlich er ist. Nun, und da ihm jetzt volle Freiheit gelassen war, hat er sich eben gehen lassen.“

„Aber sich so gehen zu lassen, das ist doch unerhört; da muß irgend etwas dahinterstecken, und sowie er kommt, werde ich ihn veranlassen, die Sache aufzuklären. Aber am meisten wundere ich mich darüber, daß Sie auch mir eine gewisse Schuld beizumessen scheinen, obwohl ich doch gar nicht hier gewesen bin. Übrigens sehe ich, Natalja Nikolajewna, daß Sie auf ihn sehr erzürnt sind, und das ist ja auch begreiflich! Sie haben dazu ein volles Recht, und . . . und . . . selbstverständlich geht es in erster Linie über mich her, wenn auch nur deswegen, weil ich als erster hier erschienen bin, nicht wahr?“ fuhr er, sich mit einem gereizten Lächeln an mich wendend, fort.

Natalja fuhr auf und wurde dunkelrot.

„Erlauben Sie, Natalja Nikolajewna,“ fuhr er in würdigem Tone fort; „ich gebe zu, daß mich eine gewisse Schuld trifft, aber nur darin, daß ich gleich am nächsten Tage nach unserer Bekanntschaft weggereist bin, so daß Sie bei der Neigung zum Mißtrauen, die ich an Ihrem Charakter wahrnehme, schon Zeit gefunden haben, Ihre Meinung über mich zu ändern, und zwar um so leichter, da die Umstände dazu mitwirkten. Wäre ich nicht weggereist, so hätten Sie mich besser kennen gelernt, und auch Alexei hätte sich unter meiner Aufsicht nicht so leichtsinnig benommen. Sie werden aber gleich heute hören, was ich ihm sagen werde.“

„Das heißt, Sie werden bewirken, daß er das Verhältnis zu mir als Last zu empfinden anfängt. Unmöglich können Sie bei Ihrer Klugheit wirklich meinen, daß ein solches Mittel mir helfen werde.“

„Wollen Sie etwa damit andeuten, daß ich absichtlich darauf ausginge, zu bewirken, daß er Ihrer überdrüssig werde? Sie beleidigen mich, Natalja Nikolajewna!“

„Ich bemühe mich, möglichst wenig in Andeutungen zu sprechen, wen auch immer ich mir gegenüber habe“, erwiderte Natalja. „Ich bin vielmehr immer bestrebt, mich recht klar auszudrücken, und vielleicht werden Sie sich noch heute davon überzeugen. Beleidigen habe ich Sie nicht gewollt; das ist ausgeschlossen, schon deswegen, weil Sie sich durch meine Worte, mag ich sagen, was ich will, nicht beleidigt fühlen können. Davon bin ich fest überzeugt, da ich unsere wechselseitigen Beziehungen völlig klar erkenne: Sie können ja diese Beziehungen nicht ernst nehmen, nicht wahr? Sollte ich Sie aber wirklich beleidigt haben, so bin ich bereit, um Verzeihung zu bitten, um Ihnen gegenüber alle Pflichten der Gastfreundschaft zu erfüllen.“

Trotz des leichten, ja scherzhaften Tones, in welchem Natalja dies mit einem Lächeln auf den Lippen vorbrachte, hatte ich sie doch noch nie so gereizt gesehen. Erst jetzt begriff ich, wie weh ihr in diesen drei Tagen ums Herz gewesen war. Ihre rätselhaften Worte, daß sie jetzt alles wisse und alles durchschaut habe, erschreckten mich; sie bezogen sich direkt auf den Fürsten. Sie hatte ihre Meinung über ihn geändert und betrachtete ihn als ihren Feind; das war augenscheinlich. Die üble Wendung, die ihre Beziehungen zu Alexei genommen hatten, führte sie offenbar auf den Einfluß des Fürsten zurück und hatte vielleicht guten Grund dazu. Ich fürchtete, es könne zwischen ihnen zu einer heftigen Szene kommen. Die wahre Bedeutung ihres scherzhaften Tones lag gar zu offen am Tage, war gar zu wenig verhüllt. Ihre letzten Worte an den Fürsten, er

könne ihre wechselseitigen Beziehungen nicht ernst nehmen, die Redensart von der Bitte um Verzeihung wegen der Pflicht der Gastfreundschaft, ihre wie eine Drohung klingende Ankündigung, sie werde ihm noch an diesem Abend den Beweis dafür liefern, daß sie deutlich zu reden verstehe: dies alles war so offensiv und so wenig maskiert, daß der Fürst es unmöglich mißverstehen konnte. Ich sah, daß in seinem Gesichte eine Veränderung vorging; aber er verstand es, sich zu beherrschen. Er stellte sich sogleich, als habe er diese Worte nicht beachtet, ihren wirklichen Sinn nicht verstanden, und half sich selbstverständlich mit einem Scherze heraus.

„Gott soll mich davor bewahren, eine Bitte um Entschuldigung zu verlangen!“ erwiderte er lachend. „Das lag überhaupt nicht in meiner Absicht; und von einer Frau zu verlangen, daß sie mich um Entschuldigung bitte, das entspricht nicht meinen Grundsätzen. Schon als wir uns das erstemal sahen, habe ich Ihnen im voraus meinen Charakter geschildert, und deshalb werden Sie mir hoffentlich eine Bemerkung nicht übelnehmen, um so weniger, da sie sich auf alle Frauen im allgemeinen bezieht; auch Sie werden dieser Bemerkung wahrscheinlich zustimmen“, fuhr er, sich liebenswürdig zu mir wendend, fort. „Ich habe nämlich beobachtet, daß es im weiblichen Charakter eine bestimmte Eigenheit gibt: wenn eine Frau sich irgendwie schuldig fühlt, so wird sie eher dazu bereit sein, in der Folgezeit ihre Schuld durch tausend Liebenswürdigkeiten wieder gutzumachen, als im gegenwärtigen Augenblick, im Augenblick ihrer evidenten Überführung, ihre Schuld zu bekennen und um Verzeihung zu bitten. Daher wünsche ich, selbst angenommen, daß ich von Ihnen beleidigt bin,

dennoch jetzt, im gegenwärtigen Augenblick, absichtlich keine Bitte um Entschuldigung; es ist für mich vorteilhafter zu warten, bis Sie später in Erkenntnis Ihres Fehlers ihn mir gegenüber durch tausend Liebenswürdigkeiten werden wieder gutmachen wollen. Und Sie haben eine so gute, reine, frische, offene Seele, daß der Augenblick, wo Sie bereuen werden, ein ganz entzückender sein wird. Sagen Sie mir, statt um Entschuldigung zu bitten, jetzt lieber: kann ich gleich heute durch irgend etwas Ihnen den Beweis erbringen, daß ich Ihnen gegenüber weit offener und aufrichtiger verfare, als Sie es von mir glauben?"

Natalja errötete. Auch ich hatte die Empfindung, daß die Antwort des Fürsten in gar zu ungeniertem, sogar lässigem Tone gegeben war, ja, daß darin sogar eine unziemliche Spötterei lag.

„Sie wollen mir beweisen, daß Sie gegen mich offen und wahr sind?“ fragte Natalja, ihn mit herausfordernder Miene anblickend.

„Ja.“

„Dann erfüllen Sie mir eine Bitte!“

„Ich verspreche es Ihnen im voraus.“

„Meine Bitte ist: Alexei in betreff meiner Person mit keinem Worte, mit keiner Andeutung aufzuregen, weder heute noch morgen. Keinen Vorwurf deswegen, weil er mich vergessen hat; keine Strafpredigt! Ich will ihn absichtlich so empfangen, als ob zwischen uns nichts vorgefallen wäre; er soll von meinen Gefühlen nichts merken. Darauf lege ich Wert. Geben Sie mir Ihr Wort darauf?“

„Mit dem größten Vergnügen“, antwortete der Fürst; „und erlauben Sie mir, aus tiefster Überzeugung hinzu-

zufügen, daß ich nur selten bei jemand eine so vernünftige, klare Auffassung auf diesem Gebiete angetroffen habe . . . Aber da ist, wie es scheint, Alexei."

Wirklich wurde im Vorzimmer Geräusch vernehmbar. Natalja fuhr zusammen und schien sich auf etwas vorzubereiten. Der Fürst saß mit ernster Miene da und wartete, was nun kommen werde; er betrachtete Natalja unverwandt. Die Thür öffnete sich, und Alexei kam zu uns hereingeflogen.

Zweites Kapitel

Er kam geradezu hereingeflogen, mit strahlendem Gesichte, fröhlich und vergnügt. Man sah ihm an, daß er diese vier Tage heiter und glücklich verlebt hatte. Es stand ihm auf dem Gesichte geschrieben, daß er uns etwas mitteilen wollte.

„Da bin ich!“ rief er mit schallender Stimme. „Ich, der von allen zuerst hätte hier sein sollen. Aber ihr werdet sogleich alles erfahren, alles, alles! Vorhin, Papa, hatten wir keine Zeit, auch nur ein paar Worte miteinander zu sprechen; und ich hatte dir doch so viel zu sagen. Nur zu Zeiten, wo er in besonders guter Stimmung ist, erlaubt er mir, ihn zu duzen,“ unterbrach er sich, zu mir gewendet; „zu anderen Zeiten verbietet er es mir! Und was für einer eigentümlichen Taktik er sich da bedient: er fängt selbst an, zu mir ‚Sie‘ zu sagen. Aber vom heutigen Tage an will ich, daß er immer in guter Stimmung sei, und ich werde das bewirken! Überhaupt habe ich mich in diesen vier Tagen verändert, mich völlig, völlig verändert, und ich

werde euch alles erzählen. Aber das nachher! Jetzt die Hauptsache: da ist sie, da ist sie wieder! Natalja, Geliebte, guten Abend, mein Engel!" sagte er, setzte sich neben sie und küßte ihr eifrig die Hand. „Wie habe ich mich diese Tage über nach dir gesehnt! Aber was war zu machen! Ich konnte nicht! Ich konnte es nicht ermöglichen. Du meine Liebste! Es sieht aus, als ob du ein bißchen abgemagert wärest, und du bist so blaß geworden . . .“

Voller Entzücken bedeckte er ihre Hände mit Küssen und sah sie glücklich mit seinen schönen Augen an, als könne er sich an ihr gar nicht satt sehen. Ich warf einen Blick auf Natalja und erriet an ihrem Gesichte, daß wir denselben Gedanken hatten: er war völlig schuldlos. Und wann und wie hätte sich dieser Unschuldige auch schuldig machen können? Eine helle Röthe ergoß sich auf einmal über Nataljas Wangen, als ob alles Blut, das sich in ihrem Herzen gesammelt hatte, plötzlich nach dem Kopfe strömte. Ihre Augen bligten, und stolz blickte sie den Fürsten an.

„Aber wo . . . bist du denn . . . all diese Tage gewesen?“ fragte sie mit mühsam zurückgehaltener, stockender Stimme. Sie atmete schwer und ungleichmäßig. Mein Gott, wie liebte sie ihn!

„Das ist es ja eben, daß ich tatsächlich dir gegenüber schuldig zu sein scheine. Aber was sage ich ‚scheine‘? Selbstverständlich bin ich schuldig, und ich weiß das selbst und bin mit diesem Bewußtsein hergekommen. Katerina hat gestern und heute zu mir gesagt, es gäbe kein weibliches Wesen, das eine solche Vernachlässigung verzeihen könne (denn sie weiß alles, was sich hier bei uns am Dienstag zugetragen hat; ich habe es ihr gleich am

nächsten Tage erzählt). Ich habe mich mit ihr gestritten und ihr bewiesen und gesagt, daß es doch ein solches weibliches Wesen gibt, und daß es Natalja heißt, und daß ihr auf der ganzen Welt vielleicht nur eines gleichkommt, nämlich Katerina; und ich bin hierher gefahren selbstverständlich in dem Bewußtsein, daß ich in dem Streite recht hatte. Kann etwa ein Engel, wie du, seine Verzeihung verweigern? „Er ist nicht hier gewesen; also hat ihn jedenfalls etwas gehindert; daß er aufgehört hätte, mich zu lieben, ist ausgeschlossen“, so wird meine Natalja gedacht haben! Und wie könnte ich auch aufhören, dich zu lieben? Ist das überhaupt möglich? Mein ganzes Herz hat mir weh getan vor Sehnsucht nach dir. Aber doch bin ich schuldig! Wenn du indessen alles erfahren haben wirst, so wirst du die erste sein, die mich für gerechtfertigt erklärt! Sogleich werde ich alles erzählen; es drängt mich, euch allen mein Herz auszuschütten; deshalb bin ich ja auch hergekommen. Ich wollte heute, als ich gerade einen Augenblick freie Zeit hatte, schon zu dir herfliegen, um dich in aller Eile zu küssen; aber auch da kam mir etwas dazwischen: Katerina schickte zu mir, ich möchte in einer sehr wichtigen Angelegenheit unverzüglich zu ihr kommen. Das war noch vor der Zeit gewesen, als ich in der Droschke saß, Papa, und du mich sahst; damals fuhr ich schon zum zweitenmal, aus Anlaß eines zweiten Schreibens, zu Katerina. Es laufen jetzt den ganzen Tag über zwischen uns Eilboten mit Briefchen von einem Haus zum andern. Iwan Petrowitsch, Ihr Villett habe ich erst gestern in der Nacht zu lesen bekommen, und Sie haben in allem, was Sie da geschrieben haben, vollkommen recht. Aber was war zu machen? Es war eben physisch unmöglich! Daher

dachte ich: ‚Morgen abend werde ich mich in allen Punkten rechtfertigen‘; denn heute abend mußte ich unter allen Umständen zu dir kommen, Natalja.“

„Was war denn das für ein Villett?“ fragte Natalja.

„Er war bei mir, traf mich natürlich nicht zu Hause und schalt mich in einem Villette, das er mir daließ, tüchtig dafür aus, daß ich nicht zu dir käme. Und er hat vollkommen recht. Das war gestern.“

Natalja sah mich an.

„Aber wenn du Zeit genug hattest, um vom Morgen bis zum Abend bei Katerina Fjodorowna zu sein . . .“ begann der Fürst.

„Ich weiß, ich weiß, was du sagen willst“, unterbrach ihn Alexei. „Du willst sagen: ‚Wenn du bei Katerina sein konntest, dann hattest du noch einmal soviel Grund bei Natalja zu sein.‘ Ich stimme dir da vollständig bei und füge sogar von mir aus hinzu: nicht noch einmal soviel Grund, sondern tausendmal soviel Grund! Aber erstens gibt es seltsame, unerwartete Ereignisse im Leben, die alles in Verwirrung bringen und das Oberste zu unterst kehren. Nun, so etwas ist auch mir begegnet. Ich habe schon gesagt, daß ich mich in diesen Tagen vollständig verändert habe, vom Kopf bis zu den Füßen; es haben also wirklich wichtige Umstände vorgelegen!“

„Ach mein Gott, was ist dir denn nun eigentlich begegnet? Bitte, martere mich nicht!“ rief Natalja, über Alexeis Eifer lächelnd.

Er war tatsächlich ein bißchen komisch: er überhastete sich; die Worte fielen ihm schnell und ohne Ordnung aus dem Munde; sie polterten nur so heraus. Er wollte immerzu reden, reden, erzählen; aber während des Er-

zählens ließ er doch Nataljas Hand nicht los und führte sie unaufhörlich an die Lippen, wie wenn er sich gar nicht sattküssen könnte.

„Darum handelt es sich eben, was mir begegnet ist“, fuhr Alexei fort. „Ach, meine Freunde! Was habe ich alles gesehen, was habe ich alles getan, was für Leute habe ich kennen gelernt! Erstens Katerina: sie ist geradezu ein Ideal! Ich habe sie bisher gar nicht gekannt, aber auch gar nicht! Auch damals, am Dienstag, als ich mit dir von ihr sprach, Natalja (du erinnerst dich, ich redete noch von ihr mit solchem Entzücken), na also auch damals kannte ich sie noch so gut wie gar nicht. Sie selbst suchte sich vor mir zu verbergen bis zur jetzigen Zeit. Aber jetzt haben wir einander vollständig kennen gelernt. Wir duzen uns jetzt schon. Aber ich will vom Anfang anfangen: erstens, Natalja, wenn du nur hättest hören können, wie sie zu mir von dir gesprochen hat, als ich ihr am andern Tage, am Mittwoch, erzählte, was sich hier zwischen uns zugetragen hatte! . . . Apropos, da fällt mir ein, wie dumm ich mich gegen dich betragen habe, als ich damals, am Mittwochvormittag, zu dir kam! Du empfingst mich voll Entzücken und warst ganz erfüllt von unserer neuen Situation; du wolltest mit mir von all diesen Dingen reden; du warst traurig und scherztest und spaßtest dabei doch mit mir; ich aber wollte den ruhigen, gefesteten Mann spielen! O ich Dummkopf, ich Dummkopf! Ich wollte mir ein Hirn geben, damit prahlen, daß ich bald ein Ehemann, ein solider Mensch sein würde, und da mußte ich auch gerade auf dich verfallen, um dir diese Rolle vorzuspielen! Ach, wie hast du damals gewiß über mich gelacht, und wie sehr verdiente ich es, von dir ausgelacht zu werden!“

Der Fürst saß schweigend da und blickte mit einer Art von triumphierendem, ironischem Lächeln Alexei an, gerade als freue er sich darüber, daß sein Sohn sich als ein so leichtsinniger, ja sogar komischer Mensch erwies. Diesen ganzen Abend beobachtete ich den Fürsten aufmerksam und gewann die feste Überzeugung, daß er seinen Sohn überhaupt nicht liebte, obgleich die Leute soviel von seiner warmen Vaterliebe sprachen.

„Nach dem Besuche bei dir fuhr ich zu Katerina“, fuhr Alexei in seiner Erzählung fort. „Ich habe schon gesagt, daß wir erst an diesem Morgen einander vollständig kennen lernten, und das ging in einer ganz merkwürdigen Weise zu . . . ich erinnere mich eigentlich gar nicht mehr wie . . . Ein paar Worte voll warmen Gefühles, ein paar offen ausgesprochene Gedanken und Empfindungen, und wir waren uns fürs ganze Leben nahe getreten. Du mußt sie kennen lernen, Natalja, mußt sie unbedingt kennen lernen! Wie sie mir dein ganzes Wesen auseinandergesetzt und erläutert hat! Wie sie mir klargemacht hat, was für einen Schatz ich an dir besitze! Allmählich setzte sie mir alle ihre Ideen und ihre ganze Lebensanschauung auseinander; sie ist ein so ernstes, enthusiastisches Mädchen! Sie sprach von unserer Pflicht, von unserer Bestimmung, davon, daß wir alle der Menschheit dienen müßten, und da wir vollständig derselben Ansicht waren, wie sich in einem fünf- bis sechsstündigen Gespräche herausstellte, so endete es damit, daß wir uns zuschwuren, lebenslanglich Freunde zu sein und unser ganzes Leben lang zusammen zu wirken!“

„Auf welchem Gebiete wollt ihr denn wirken?“ fragte der Fürst verwundert.

„Ich habe mich so verändert, Vater, daß dich dies alles natürlich in Erstaunen setzen muß; ich sehe sogar alle deine Einwände vorher“, antwortete Alexei triumphierend. „Ihr seid sämtlich Leute des praktischen Lebens; ihr habt eine Menge der Erfahrung entstammender, ernster, strenger Grundsätze; auf alles Neue, Junge, Frische jedoch blickt ihr mißtrauisch, feindselig und spöttisch hin. Aber jetzt bin ich nicht mehr der, als den du mich noch vor wenigen Tagen gekannt hast. Ich bin ein anderer geworden! Ich blicke allem und allen in der Welt kühn in die Augen. Wenn ich weiß, daß meine Überzeugung die richtige ist, dann bleibe ich ihr treu bis zum Äußersten; und wenn ich nicht vom rechten Wege abirre, dann bin ich ein ehrenhafter Mensch. Das genügt mir. Dann mögt ihr andern reden, was ihr wollt, ich bin meiner Sache sicher.“

„Oho!“ sagte der Fürst spöttisch.

Natalja blickte bald mich, bald den Fürsten beunruhigt an. Sie fürchtete für Alexei. Es begegnete ihm oft, daß er, sehr wenig zu seinem Vorteil, sich im Gespräche hinreißen ließ, und sie wußte das. Sie wollte nicht, daß Alexei sich vor uns, und namentlich vor seinem Vater, in einem komischen Lichte zeige.

„Was redest du nur, Alexei! Das ist ja schon sozusagen Philosophie,“ sagte sie; „das hat dich gewiß jemand gelehrt. Du solltest lieber erzählen.“

„Aber ich bin ja im Erzählen drin!“ rief Alexei. „Siehst du: Katerina hat zwei entfernte Verwandte, eine Art von Vettern, Kow und Boris; der eine ist Student und der andere einfach ein junger Mann. Sie unterhält mit ihnen Beziehungen, und das sind geradezu hervorragende Geister! Bei der Gräfin lassen sie sich fast gar nicht blicken,

aus Grundsatz. Als ich mit Katerina von der Bestimmung des Menschen, von seinem Berufe und all dergleichen sprach, wies sie mich auf diese jungen Männer hin und gab mir sofort ein Empfehlungsschreiben an sie; ich eilte unverzüglich zu ihnen, um ihre Bekanntschaft zu machen. Gleich an demselben Abend wurden wir ein Herz und eine Seele. Es waren da ungefähr zwölf Personen von verschiedener Lebensstellung: Studenten, Offiziere, Künstler; auch ein Schriftsteller war dabei; sie kennen Sie, Swan Petrowitsch, das heißt sie haben Ihre Schriften gelesen und erwarten in der Zukunft viel von Ihnen. Das haben sie mir selbst gesagt. Ich sagte ihnen, daß ich mit Ihnen bekannt sei, und versprach ihnen, Sie mit ihnen bekannt zu machen. Sie nahmen mich alle brüderlich mit offenen Armen auf. Ich sagte ihnen gleich von vornherein, daß ich mich bald verheiraten würde; und daher behandelten sie mich schon wie einen Ehemann. Sie wohnen meist im fünften Stock, unter dem Dach, und kommen möglichst oft zusammen, vorzugsweise Mittwochs, bei Ljow und Boris. Es sind lauter frische, junge Menschen, sämtlich von glühender Liebe zur ganzen Menschheit erfüllt; wir sprachen alle von unserer Gegenwart, von unserer Zukunft, von den Wissenschaften, von der Literatur, und es wurde so schön, so offen und schlicht geredet! Auch ein Gymnasiast kommt hin. Wie hübsch sie miteinander verkehren, und was für eine edle, vornehme Denkweise sie haben! Ich habe solche Menschen noch nie kennen gelernt! In welchen Kreisen habe ich denn auch bisher verkehrt? Was habe ich zu sehen bekommen? In welcher Umgebung bin ich aufgewachsen? Du, Natalja, bist die einzige, die mit mir von solchen Dingen gesprochen

hat. Ach, Natalja, du mußt unbedingt ihre Bekanntschaft machen; Katerina ist schon mit ihnen bekannt. Sie reden von ihr beinah mit Ehrfurcht, und Katerina hat schon zu Ljow und Boris gesagt, wenn sie die Berechtigung erlangt haben werde, über ihr Vermögen zu verfügen, so werde sie unbedingt sogleich eine Million Rubel für soziale Zwecke spenden.“

„Und die Verwalter dieser Million werden gewiß Ljow und Boris und ihre ganze Gesellschaft sein?“ fragte der Fürst.

„Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr; schäme dich, Vater, so zu reden!“ rief Alexei eifrig. „Ich merke, was du meinst! Aber diese Million ist tatsächlich der Gegenstand unseres Gespräches gewesen; wir haben lange überlegt, wie sie verwendet werden sollte, und uns endlich dafür entschieden, daß sie vor allen Dingen der allgemeinen Aufklärung dienen soll...“

„Ja, ich habe Katerina Fjodorowna bisher wirklich nicht ordentlich gekannt“, bemerkte der Fürst, als ob er nur für sich spräche, immer mit demselben spöttischen Lächeln. „Ich habe ihr übrigens manches zugetraut, aber dies...“

„Was ist denn dabei?“ unterbrach ihn Alexei. „Was erscheint dir daran so sonderbar? Daß das aus eurem gewohnten Rahmen heraustritt? Daß bisher niemand eine Million geopfert hat und Katerina es tut? Das ist's wohl, was dich befremdet. Aber was ist dagegen zu sagen, wenn sie nicht auf anderer Leute Kosten leben will? Denn von diesen Millionen leben, ist so viel, wie auf anderer Leute Kosten leben; das ist mir erst jetzt klar geworden. Sie will dem Vaterlande und allen

Menschen nützlich sein und für die Förderung des Gemeinwohls ihr Scherflein darbringen. Von einem Scherflein ist ja schon in unseren Schönschreibevorschriften die Rede gewesen, und wie jenes Scherflein der Witwe eine Million wert war, so wird es doch hier auch der Fall sein. Und worauf gründet sich denn diese ganze gepriesene Vernunft, an die ich so fest geglaubt habe? Warum siehst du mich so an, Vater? Als ob du einen Narren, einen Dummkopf vor dir sähest? Nun, was schadet es, wenn man ein Dummkopf ist? Du hättest hören sollen, Natalja, was Katerina darüber sagte: ‚Nicht der Verstand ist das Wichtigste, sondern das, was ihn regiert: der Charakter, das Herz, die edlen Eigenschaften, die gesamte geistige Entwicklung.‘ Aber die Hauptsache ist: hierüber hat Besmygin einen genialen Ausspruch getan. Besmygin ist ein Bekannter von Ljow und Boris und unser Oberhaupt und wirklich ein genialer Kopf! Erst gestern sagte er im Gespräche: ‚Ein Dummkopf, der sich bewußt ist, ein Dummkopf zu sein, ist kein Dummkopf mehr!‘ Welch eine tiefe Wahrheit! Solche Denksprüche gibt er alle Augenblicke von sich. Er schüttelt die Wahrheiten nur so aus dem Ärmel.“

„Wirklich genial!“ bemerkte der Fürst.

„Du spottest immer. Aber ich habe von dir nie etwas derartiges zu hören bekommen und ebensowenig von unsrer ganzen sogenannten guten Gesellschaft. Bei euch sucht man all so etwas vielmehr zu verstecken; alles sucht man niederzuhalten, damit alle Leute die gleiche Statur haben; selbst die Nasen sollen von gleicher Länge und Gestalt sein, — als ob das möglich wäre! Als ob das nicht tausendmal unmöglicher wäre als das, wovon wir reden, und was

wir vorhaben! Und dabei nennt man uns Utopisten! Du hättest nur hören sollen, was sie gestern zu mir sagten . . .“

„Aber worüber redet ihr denn nun eigentlich, und was habt ihr vor? Erzähle doch, Alexei; bis jetzt verstehe ich noch nichts davon“, sagte Natalja.

„Wir reden überhaupt von allem, was zum Fortschritt und zur Humanität und zur Liebe führt; alles das erörtern wir anlässlich der neuzeitlichen Fragen. Wir reden von der Publizität, von den beginnenden Reformen, von der Liebe zur Menschheit, von den führenden Geistern; wir kritisieren sie, wir lesen ihre Schriften. Aber die Hauptsache ist: wir haben einander das Wort darauf gegeben, unter uns vollständig aufrichtig zu sein und einander alles über uns selbst offen und ohne falsche Scham zu sagen. Nur Offenheit und Aufrichtigkeit können das Ziel erreichen. Darauf dringt Besmygin ganz besonders. Ich habe Katerina davon erzählt, und sie ist durchaus der Ansicht Besmygins. Und darum haben wir alle unter Besmygins Leitung uns das Wort darauf gegeben, unser ganzes Leben hindurch offen und ehrlich zu handeln und, was man auch von uns sagen und wie man auch über uns urteilen mag, uns durch nichts beirren zu lassen, uns unseres Enthusiasmus, unserer Bestrebungen, unserer Fehler nicht zu schämen, sondern geradeaus unseren Weg zu gehen. Wenn du willst, daß man dich achte, so achte zuerst und vor allen Dingen dich selbst; nur dadurch, nur durch Selbstachtung, zwingst du auch andere, dich zu achten. Das sagt Besmygin, und Katerina stimmt ihm vollständig bei. Überhaupt sprechen wir jetzt viel von unseren Anschauungen und haben beschlossen, es soll sich jeder für sich allein mit

Selbsterkenntnis beschäftigen, und dann sollen alle zusammen sich wechselseitig belehren . . .“

„Was für ein heilloser Unsinn!“ rief der Fürst beunruhigt. „Und wer ist dieser Besmygin? Nein, das darf man nicht so weitergehen lassen!“

„Was darf man nicht so weitergehen lassen?“ fiel Alexei ein. „Höre, Vater, warum setze ich jetzt das alles in deiner Gegenwart auseinander? Weil ich wünsche und hoffe, auch dich für unseren Verein zu gewinnen. Ich habe es dort auch schon versprochen, dich hinzubringen. Du lachst; nun, das habe ich vorher gewußt, daß du lachen würdest! Aber höre! Du bist gut, du bist edel; du wirst mich verstehen. Du kennst ja diese Menschen nicht; du hast sie noch nie gesehen, sie nicht selbst gehört. Gesezt auch, du habest von alledem schon gehört, denn du hast ja alles studiert und bist furchtbar gelehrt: aber sie selbst hast du noch nicht gehört, du bist noch nicht bei ihnen gewesen; wie kannst du also über sie ein richtiges Urtheil haben? Du bildest dir nur ein, daß du sie kennst. Nein, komm zu ihnen hin, höre sie, und dann – und dann verbürge ich mich dafür, daß du einer der Unsrigen werden wirst! Und die Hauptsache ist: ich will alle Mittel anwenden, um dich vom Verderben in deinem Gesellschaftskreise zu retten, an dem du so hängst, und dich von deinen Anschauungen abzubringen.“

Der Fürst hatte Alexeis pathetische Rede schweigend und mit einem spöttischen Lächeln angehört; sein Gesicht hatte einen boshaften Ausdruck getragen. Natalja hatte ihn mit unverhohlenem Widerwillen beobachtet. Er hatte dies gesehen, aber getan, als bemerke er es nicht. Aber als Alexei geendet hatte, brach der Fürst plötzlich in ein Gelächter aus.

Er ließ sich sogar gegen die Lehne des Stuhles zurück-sinken, als ob er nicht imstande wäre, sich zu halten. Aber dieses Lachen war entschieden gekünstelt. Es war nur zu deutlich, daß er einzig und allein in der Absicht lachte, seinen Sohn möglichst zu kränken und zu demütigen. Alexei fühlte sich wirklich beleidigt; sein ganzes Gesicht drückte tiefen Schmerz aus. Aber er wartete geduldig, bis die Heiterkeit seines Vaters aufhörte.

„Vater,“ begann er traurig, „warum lachst du denn über mich? Ich habe offen und ehrlich zu dir gesprochen. Wenn ich deiner Meinung nach Dummheiten gesagt habe, so belehre mich, aber lache mich nicht aus! Und worüber lachst du? Über das, was mir jetzt heilig und edel erscheint? Nun, mag ich auch irren, mag das auch alles unrichtig und fehlerhaft sein, mag ich auch ein Dummkopf sein, wie du mich manchmal genannt hast: aber wenn ich auch irre, so tue ich es mit aller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit; ich habe den Adel meiner Seele nicht eingebüßt. Ich begeistere mich für hohe Ideen. Mögen sie auch irrig sein, so ist doch ihre Grundlage heilig. Ich habe dir ja gesagt, daß du und alle Angehörigen deines Kreises mir noch nichts Derartiges gesagt haben, was mich angezogen hätte und mir hätte als Richtschnur dienen können. Widerlege diese Ideen, sage mir etwas Besseres, und ich werde dir folgen; aber lache nicht über mich; denn das kränkt mich sehr.“

Alexei hatte das mit edlem Anstande und mit einer Art von ernster Würde gesagt. Natalja war seinen Worten mit Teilnahme gefolgt. Der Fürst hatte seinem Sohne ganz erstaunt zugehört und änderte nun sogleich seinen Ton.

„Ich wollte dich ganz und gar nicht kränken, lieber Sohn,“ antwortete er; „ich bedaure dich vielmehr. Du bereitest dich zu einem Schritte im Leben vor, bei dem es an der Zeit wäre, das leichtsinnige, knabenhafte Wesen abzulegen. Das ist meine Meinung. Ich mußte unwillkürlich lachen und habe dich durchaus nicht kränken wollen.“

„Wie kommt es denn, daß es mir so geschienen hat?“ fuhr Alexei mit einem Gefühle tiefen Schmerzes fort. „Warum scheint es mir schon lange, daß du gegen mich eine feindliche Stellung einnimmst, mich mit kaltem Spott behandelst und nicht so, wie ein Vater seinen Sohn behandeln sollte? Warum scheint es mir, daß ich, wenn ich an deiner Stelle wäre, meinen Sohn nicht in so kränkender Weise auslachen würde, wie du es jetzt mit mir tust? Höre: sprechen wir uns doch jetzt gleich ein für allemal aufrichtig aus, so daß keinerlei Mißverständnisse mehr zurückbleiben! Und . . . ich will die volle Wahrheit sagen: als ich hier eintrat, schien es mir, daß auch hier ein Mißverständnis stattgefunden hatte; ich hatte erwartet, euch in anderer Stimmung hier zusammen zu finden. Ist es so oder nicht? Wenn es so ist, ist es dann nicht besser, daß ein jeder seine Empfindungen frei ausspricht? Wieviel Schaden kann durch Aufrichtigkeit verhütet werden!“

„Sprich nur, sprich nur, Alexei!“ erwiderte der Fürst. „Was du uns da vorschlägst, ist sehr verständig. Vielleicht hätten wir das von vornherein tun sollen“, fügte er mit einem Blicke auf Natalja hinzu.

„Sei also nicht böse über meine vollständige Offenherzigkeit!“ begann Alexei. „Du wünschst sie selbst, verlangst sie selbst. So höre denn! Du hast deine Ein-

willigung zu meiner Verheirathung mit Natalja gegeben; du hast uns dieses Glück gewährt und zu diesem Zwecke dich selbst überwunden. Du bist großmütig gewesen, und wir alle haben dein edles Verhalten gebührend gewürdigt. Aber warum deutest du mir denn jetzt fortwährend mit einer Art von Schadenfreude an, daß ich noch ein lächerlicher Knabe und für die Stellung eines Ehemannes ungeeignet sei? Ja noch mehr: du legst es darauf an, mich zu verhöhnen, mich zu demütigen, mich sogar in Nataljas Augen zu verunglimpfen. Es ist dir immer eine große Freude, wenn du mich von einer komischen Seite zeigen kannst; das habe ich nicht erst jetzt bemerkt, sondern schon lange. Als ob du es besonders darauf abgesehen hättest, uns zu beweisen, daß unsere Ehe lächerlich und absurd sei und wir nicht zueinander paßten. Gerade als ob du selbst nicht daran glaubtest, daß das zustande kommen werde, was du doch selbst für uns in Aussicht genommen hast; als ob du das alles nur für einen Scherz, für einen amüsanten Einfall, für ein komisches Vaudeville hieltest... Ich schliesse das ja nicht nur aus deinen heutigen Worten. Gleich an jenem Abend, am Dienstag, als ich von hier zu dir zurückkehrte, hörte ich aus deinem Munde einige merkwürdige Ausdrücke, die mich in Erstaunen versetzten und geradezu fränkten. Auch als du am Mittwoch abreistest, machtest du einige Anspielungen auf unsere jetzige Lage und sprachst auch von Natalja, zwar nicht in beleidigender Weise, nein, aber doch so, wie ich es aus deinem Munde lieber nicht gehört hätte, gar zu leichtfertig, lieblos, respektlos. Es ist schwer, das darzulegen; aber der Ton war nicht mißverständlich; mein Herz vernahm ihn. Sage mir doch, daß ich mich irre! Belehre

mich eines Besseren, beruhige mich und . . . und auch sie; denn du hast auch sie getränkt. Das merkte ich beim ersten Blick, als ich hier eintrat . . .“

Alexei hatte das mit warmer Empfindung und in festem Tone gesprochen. Natalja hatte ihm mit einer Art von Triumph zugehört und in starker Erregung und mit glühendem Gesichte ein paarmal während seiner Rede vor sich hingefagt: „Ja, ja, so ist es!“ Der Fürst war verlegen.

„Lieber Sohn,“ entgegnete er, „ich kann mich natürlich nicht auf alles besinnen, was ich zu dir gesagt habe; aber es ist sehr sonderbar, wenn du meine Worte in einem solchen Sinne aufgefaßt hast. Ich bin bereit, dich eines Besseren zu belehren, soweit ich nur irgend kann. Wenn ich jetzt gelacht habe, so ist auch das begreiflich. Ich sage dir, daß ich mit meinem Lachen sogar meine schmerzliche Empfindung verhüllen wollte. Wenn ich mir jetzt vorstelle, daß du dich bald anschickst, ein Ehemann zu sein, so erscheint mir das jetzt völlig unmöglich, absurd, ja, nimm es mir nicht übel, sogar lächerlich. Du machst mir dieses Lachen zum Vorwurf; aber ich sage dir, daß es ganz und gar durch dich herbeigeführt ist. Eine gewisse Schuld trage allerdings auch ich: vielleicht habe ich in der letzten Zeit zu wenig auf dich achtgegeben und daher erst jetzt, heute abend, erkannt, was für einer Handlungsweise du fähig bist. Jetzt wird mir geradezu bange, wenn ich an dein künftiges Leben mit Natalja Nikolajewna denke: ich habe mich übereilt; ich sehe, daß ihr sehr wenig zusammenpaßt. Jede Liebe geht vorüber; aber die Disharmonie bleibt lebenslänglich. Ich will gar nicht einmal von deinem eigenen Schicksal reden; aber wenn anders

du ehrliche Absichten hast, so bedenke, daß du mit dir zusammen auch Natalja Nikolajewna zugrunde richtest, entschieden zugrunde richtest! Da hast du nun jetzt eine ganze Stunde lang von Liebe zur Menschheit, von Adel der Gesinnung, von hochherzigen Menschen, mit denen du bekannt geworden bist, gesprochen; aber frage Iwan Petrowitsch, was ich vorhin zu ihm gesagt habe, als wir auf dieser abscheulichen Treppe zum vierten Stock hinaufstiegen und hier an der Thür stehen blieben und Gott für die Rettung unseres Lebens und unserer Weine dankten! Weißt du, welcher Gedanke mir damals unwillkürlich durch den Kopf ging? Ich wunderte mich, wie du bei deiner großen Liebe zu Natalja Nikolajewna es dulden kannst, daß sie in einer solchen Wohnung wohnt. Hast du dir denn gar nicht gesagt, daß, wenn du über keine Mittel verfügst und nicht die Fähigkeit besitzt, deine Pflichten zu erfüllen, daß du dann auch nicht berechtigt bist, ein Ehemann zu sein, nicht berechtigt bist, irgendwelche Pflichten auf dich zu nehmen? Die Liebe allein genügt nicht; die Liebe zeigt sich in Taten; aber so zu denken wie du: „Magst du auch mit mir leiden; aber lebe dennoch mit mir!“ das ist nicht human, nicht edel! Von allgemeiner Liebe zu reden, sich für allgemein menschliche Fragen zu begeistern und gleichzeitig Verbrechen gegen die Liebe zu begehen und es gar nicht einmal zu bemerken — ein solches Verhalten ist mir unverständlich! Unterbrechen Sie mich nicht, Natalja Nikolajewna; lassen Sie mich ausreden; es ist mir so weh ums Herz, und ich muß mich ganz aussprechen. Du hast gesagt, Alexei, du habest dich in diesen Tagen für alles, was edel, schön und ehrenhaft ist, begeistert, und hast es mir zum Vorwurf gemacht,

daß in unserem Gesellschaftskreise solche Begeisterung nicht zu finden sei, sondern nur trockene Vernunft. Nun sieh, was du getan hast: du hast dich für das Hohe und Schöne begeistert und hast trotz allem, was hier am Dienstag geschehen ist, vier Tage lang diejenige vernachlässigt, die, wie man meinen sollte, dir teurer sein müßte als alles auf der Welt! Du hast sogar bekannt, daß du in dem Streite mit Katerina Fjodorowna behauptet habest, Natalja Nikolajewna liebe dich so sehr und sei so großmütig, daß sie dir dein Verhalten verzeihen werde. Aber welches Recht hast du, auf eine solche Verzeihung zu rechnen und darauf zu wetten? Hast du denn wirklich kein einziges Mal daran gedacht, wie viele Qualen, wie viele bittere Gedanken, wieviel Zweifel und wieviel Argwohn du in diesen Tagen bei Natalja Nikolajewna hervorriefst? Hattest du deswegen, weil du dich dort für irgendwelche neuen Ideen begeistertest, ein Recht, deine allererste Pflicht zu vernachlässigen? Verzeihen Sie mir, Natalja Nikolajewna, daß ich meinem Worte untreu geworden bin. Aber die gegenwärtige Angelegenheit ist von ernsterer Bedeutung als dieses Versprechen; Sie werden das gewiß selbst einsehen . . . Weißt du wohl, Alexei, daß ich Natalja Nikolajewna in so tiefem Leide angetroffen habe, daß mir daraus verständlich wurde, in welche Hölle du für sie diese vier Tage verwandelt hast, die vielmehr die glücklichsten Tage ihres Lebens hätten sein sollen? Eine solche Handlungsweise auf der einen Seite und Worte, Worte und immer wieder Worte auf der andern — habe ich da nicht recht? Und bei alledem bringst du es fertig, mich zu beschuldigen, während du doch die ganze Schuld trägst?“

Der Fürst war zu Ende. Er war sogar entzückt von seiner rednerischen Leistung und vermochte sein Triumphgefühl vor uns nicht zu verbergen. Als Alexei von Nataljas Leid hörte, blickte er sie mit schmerzlichem Kummer an; aber Natalja hatte bereits ihren Entschluß gefaßt.

„Laß es gut sein, Alexei, gräme dich nicht!“ sagte sie. „Andere sind schuldiger als du. Setz dich hin und höre zu, was ich deinem Vater jetzt gleich sagen werde. Es ist Zeit, ein Ende zu machen!“

„Sprechen Sie sich deutlich aus, Natalja Nikolajewna!“ fiel der Fürst ein; „ich bitte Sie dringend darum. Schon zwei Stunden lang höre ich diese rätselhaften Andeutungen. Das wird unerträglich, und ich muß gestehen, daß ich einen solchen Empfang hier nicht erwartet hatte.“

„Das mag sein; denn Sie meinten, Sie würden uns durch Ihre Worte bezaubern, so daß wir Ihre geheimen Absichten nicht merkten. Was soll ich Ihnen denn erst noch deutlich machen? Sie wissen ja selbst alles und verstehen alles. Alexei hat recht. Was Sie vor allen Dingen wünschen, ist: uns zu trennen. Sie haben alles vorher gewußt, was sich hier nach jenem Dienstagabend ereignen würde, und es sich sozusagen an den Fingern berechnet. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie es mit mir und der von Ihnen in die Wege geleiteten Eheschließung nicht ernst meinen. Sie treiben mit uns Ihren Scherz, Ihr Spiel und haben dabei eine bewußte Absicht. Ihr Spiel ist gut berechnet. Alexei hatte recht, als er Ihnen vorwarf, Sie betrachteten diese ganze Angelegenheit wie ein Vaudeville. Sie sollten sich vielmehr über Alexeis Benehmen freuen, statt ihm Vorwürfe zu machen; denn

er hat unwissentlich alles erfüllt, was Sie von ihm erwarteten, vielleicht sogar noch mehr.“

Ich war starr vor Staunen. Ich hatte zwar erwartet, daß sich an diesem Abend eine Katastrophe ereignen werde; aber doch versetzten Nataljas schroffe Offenherzigkeit und ihr unverhohlenen verächtlicher Ton mich in die äußerste Verwunderung! „Also weiß sie tatsächlich etwas“, dachte ich, „und hat sich ohne Verzug zum Bruche entschlossen. Vielleicht hat sie sogar den Fürsten mit Ungeduld erwartet, um ihm mit einem Male alles ins Gesicht zu sagen.“ Der Fürst wurde ein wenig blaß. Alexeis Miene drückte naive Furcht und qualvolle Erwartung aus.

„Bedenken Sie, was für eine Anschuldigung Sie soeben gegen mich erhoben haben,“ rief der Fürst, „und überlegen Sie wenigstens einigermaßen, was Sie sagen!... Ich verstehe nichts davon!“

„Ah! Also Sie wollen mich in dieser kurzen Fassung nicht verstehen“, sagte Natalja. „Sogar er, Alexei hier, hat Sie ebenso durchschaut wie ich, und doch haben wir beide nicht miteinander gesprochen und uns nicht einmal gesehen! Auch er hat die Empfindung gehabt, daß Sie mit uns ein unwürdiges, beleidigendes Spiel treiben; und doch liebt er Sie und glaubt an Sie wie an eine Gottheit! Sie haben nicht für nötig gehalten, ihm gegenüber größere Vorsicht und List anzuwenden; Sie rechneten darauf, daß er nichts merken werde. Aber er hat ein feinfühliges Herz, und Ihre Worte, Ihr ‚Ton‘, wie er sagt, haben ihm einen dauernden Eindruck gemacht.“

„Ich verstehe nichts davon, gar nichts!“ wiederholte der Fürst, indem er sich mit einer Miene des größten Erstaunens an mich wandte, wie wenn er mich als Zeugen

anrufen wollte. Er war gereizt und heftig erregt. „Sie sind argwöhnisch und befinden sich in Aufregung“, fuhr er, zu Natalja gewendet, fort. „Sie sind einfach eifersüchtig auf Katerina Fjodorowna und neigen daher dazu, die ganze Welt und in erster Linie mich anzuklagen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen alles frei heraus sage: man muß daraus eine eigentümliche Meinung über Ihren Charakter gewinnen. Ich bin an solche Szenen nicht gewöhnt; ich würde nach dem Vorgegangenen keinen Augenblick länger hier bleiben, wenn es sich nicht um das Interesse meines Sohnes handelte. . . Ich warte immer noch, ob Sie nicht die Gewogenheit haben wollen, sich deutlicher auszusprechen.“

„Also Sie beharren auf diesem Verlangen und wollen mich nicht in dieser kurzen Fassung verstehen, trotzdem Sie alles ganz genau wissen? Sie wollen durchaus, daß ich Ihnen alles offen sage?“

„Das und nichts anderes ist es, was ich wünsche.“

„Gut denn; so hören Sie!“ rief Natalja, deren Augen vor Zorn funkelten. „Ich werde alles sagen, alles!“

Drittes Kapitel

Sie stand auf und begann stehend zu reden, ohne dies in ihrer Aufregung zu bemerken. Nachdem der Fürst ein Weilchen zugehört hatte, erhob er sich ebenfalls von seinem Platze. Die ganze Szene gestaltete sich sehr feierlich.

„Sie werden sich wohl selbst an Ihre Worte am Dienstag erinnern“, begann Natalja. „Sie sagten: ‚Ich brauche

Geld, einen gebahnten Weg, eine bedeutende Stellung in der vornehmen Gesellschaft'; erinnern Sie sich?"

„Ja.“

„Nun also, um dieses Geld und all diese Vorteile zu erlangen, die Ihnen aus den Händen zu entschlüpfen drohten, kamen Sie am Dienstag hierher und veranstalteten diese Verlobung, weil Sie darauf spekulierten, daß dieser Scherz Ihnen behilflich sein werde, das fest zu ergreifen, was Ihnen entglitt.“

„Natalja!“ rief ich; „bedenke, was du sprichst!“

„Ein Scherz! Eine Spekulation!“ wiederholte der Fürst mit der Miene tiefgekränkter Würde.

Alexei saß da, von Kummer niedergedrückt, und sah dem Vorgange zu, fast ohne etwas zu begreifen.

„Ja, ja, unterbrechen Sie mich nicht! Ich habe mir fest vorgenommen, alles auszusprechen“, fuhr Natalja in gereiztem Tone fort. „Sie erinnern sich selbst: Alexei gehorchte Ihnen nicht. Ein ganzes halbes Jahr lang hatten Sie sich mit ihm abgemüht, um ihn von mir abzuziehen. Er fügte sich Ihnen nicht. Und auf einmal trat für Sie der Augenblick ein, wo die Zeit drängte. Wenn Sie die günstige Gelegenheit vorübergehen ließen, so glitten Ihnen die Braut und das Geld, vor allen Dingen das Geld, ganze drei Millionen Mitgift, aus den Fingern. Es blieb nur ein Mittel: Alexei mußte diejenige lieb gewinnen, die Sie ihm zur Braut bestimmt hatten; Sie sagten sich, wenn er sich in sie verliebe, werde er sich vielleicht von mir lossagen . . .“

„Natalja, Natalja!“ rief Alexei gramvoll; „was redest du!“

„So verfahren Sie denn auch,“ fuhr sie fort, ohne sich durch Alexeis Zwischenruf aufhalten zu lassen; „aber da

wiederholte sich die alte Geschichte: es hätte sich alles arrangieren lassen; aber ich bildete wieder das Hindernis! Nur ein Umstand konnte bei Ihnen Hoffnung erwecken: als erfahrener, schlauer Mensch hatten Sie vielleicht schon damals bemerkt, daß Alexei das bisherige enge Verhältnis zu mir manchmal als drückende Last empfand. Es konnte Ihnen nicht entgehen, daß er anfang, mich zu vernachlässigen, sich bei mir zu langweilen, und daß er mitunter fünf Tage lang nicht zu mir kam. ‚Vielleicht wird er ihrer ganz überdrüssig werden und sie sitzen lassen‘, dachten Sie, als plötzlich am Dienstag Alexeis energischer Schritt Sie vollständig überraschte. Was sollten Sie nun tun?“

„Erlauben Sie,“ rief der Fürst, „das Gegenteil ist richtig; diese Tatsache . . .“

„Ich sage,“ unterbrach ihn Natalja nachdrücklich, „Sie fragten sich an diesem Abend: ‚Was ist jetzt zu tun?‘ und entschieden sich dafür, ihm die Erlaubnis zur Verheiratung mit mir zu geben, nicht in Wirklichkeit, sondern nur äußerlich, mit Worten, nur um ihn zu beruhigen. Den Hochzeitstermin, meinten Sie, könne man ja beliebig weit hinausschieben, und nun habe eine neue Liebe zu keimen begonnen; das hatten Sie bemerkt. Und so gründeten Sie denn auf den Beginn dieser neuen Liebe Ihren ganzen Plan.“

„Romane, Romane!“ sagte der Fürst halblaut wie für sich. „Das einsame Leben, ein Hang zur Grübelei und das Lesen von Romanen!“

„Ja, auf diese neue Liebe gründeten Sie Ihren ganzen Plan“, wiederholte Natalja, ohne auf die Worte des Fürsten hinzuhören und sie irgendwie zu beachten; sie war wie im hitzigen Fieber und verlor immer mehr die Selbstbeherrschung. „Und was für Chancen hatte nicht diese

neue Liebe! Sie hatte ja schon damals begonnen, als er noch nicht alle Vorzüge dieses jungen Mädchens kennen gelernt hatte! In eben dem Augenblicke, als er an jenem Abende diesem jungen Mädchen entdeckte, daß er sie nicht lieben könne, weil seine Pflicht und eine andere Liebe es ihm verböten, in diesem Augenblicke bekundete das junge Mädchen auf einmal ihm gegenüber eine so edle Gesinnung, so viel Mitgefühl mit ihm und ihrer Nebenbuhlerin, eine so prächtige Fähigkeit zu verzeihen! Vorher hatte er zwar schon ihre Schönheit bewundert gehabt; aber er hatte bis auf diesen Augenblick nicht gedacht, daß sie eine so herrliche Seele hätte! Und als er damals zu mir kam, redete er nur von ihr; sie hatte ihn vollständig bezaubert. Ja, er mußte gleich am folgenden Tage unbedingt das unabweisable Bedürfnis empfinden, dieses schöne Wesen wiederzusehen, sei es auch nur aus Dankbarkeit. Ja, und warum hätte er auch nicht zu ihr fahren sollen? Die andere, seine bisherige Geliebte, litt ja jetzt nicht mehr; ihr Schicksal war entschieden; ihr wollte er ja sein ganzes Leben widmen; der neuen sollte nur ein kurzer Augenblick zugedacht sein. . . Und wie undankbar wäre es von dieser Natalja, wenn sie der neuen aus Eifersucht nicht einmal diesen kurzen Augenblick gönnte! Und so wurde dieser Natalja statt eines kurzen Augenblicks unvermerkt ein Tag und ein zweiter, ein dritter entzogen. . . In der Zwischenzeit aber zeigte sich ihm das junge Mädchen von einer ganz unerwarteten, neuen Seite; sie war so edel denkend, so enthusiastisch und zugleich ein so naives Kind und paßte daher in ihrem Charakter sehr gut zu ihm. Sie schwuren einander Freundschaft und Brüderschaft und wollten sich lebenslänglich nicht voneinander trennen. In einem fünf- bis sechsständigen Gespräche erschloß sich ihr

seine ganze Seele und nahm neue Empfindungen auf, und sein ganzes Herz gab sich ihr hin . . . ,Es wird endlich die Zeit kommen,' dachten Sie, 'wo er seine frühere Liebe mit seinen neuen, frischen Gefühlen vergleichen wird: dort ist alles längst bekannt, alltäglich; dort ist man so ernst und anspruchsvoll; dort ist man eifersüchtig und schilt und weint; und wenn man selbst anfängt mit ihm zu scherzen und zu spaßen, so behandelt man ihn dabei nicht wie einen Gleichgestellten, sondern wie ein Kind. Und die Hauptsache ist: alles ist schon so gewöhnlich, ohne den Reiz der Neuheit . . .“

Die Tränen und ein schmerzlicher Krampf drohten, sie zu ersticken; aber Natalja fand noch für einen Augenblick Kraft.

„Und was dann weiter? Das Weitere konnte man der Zeit überlassen; die Hochzeit mit Natalja war ja nicht auf einen nahen Termin angefest; es lag noch viel Zeit dazwischen; da konnte sich alles ändern. Und dazu konnten Ihre Worte, Ihre Anspielungen, Ihre Ausdeutungen, Ihre Redekunst mitwirken. Man konnte diese hinderliche Natalja auch verleumden, sie in ein unvorteilhaftes Licht stellen; wie sich das alles im einzelnen entwickeln werde, war ungewiß; aber der Sieg gehörte Ihnen! Alexei, schilt mich nicht, lieber Freund! Sage nicht, daß ich für deine Liebe kein Verständnis hätte, sie nicht zu würdigen wisse. Ich weiß ja, daß du mich auch jetzt noch liebst und in diesem Augenblicke meine Klagen vielleicht für unbegründet hältst. Ich weiß, daß ich sehr, sehr übel daran getan habe, jetzt dies alles auszusprechen. Aber was soll ich tun, wenn ich das alles einsehe und dich dennoch immer mehr liebe . . . mit ganzer Seele . . . bis zum Wahnsinn!“

Sie verbarg das Gesicht in den Händen, sank auf ihren Stuhl und schluchzte wie ein Kind. Alexei stürzte aufschreiend zu ihr hin. Er konnte sie nie weinen sehen, ohne daß ihm selbst die Tränen gekommen wären.

Ihr Schluchzen kam dem Fürsten, wie es schien, sehr zustatten: Nataljas ganze Erregung während dieser langen Auseinandersetzung, ihre scharfen Ausfälle gegen ihn, durch die er sich schon anstandshalber hätte beleidigt fühlen müssen, all das konnte jetzt offenbar auf einen Anfall von sinnloser Eifersucht, auf gekränkte Liebe, ja auf Krankheit zurückgeführt werden. Es war sogar schicklich, ihr seine Teilnahme auszusprechen.

„Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich, Natalja Nikolajewna!“ sagte der Fürst freundlich zuredend; „das sind alles Hirngespinnste, Phantasien, Folgen des Alleinseins. Sein leichtsinniges Benehmen hat Sie in gereizte Stimmung versetzt. Aber es ist ja von seiner Seite eben nur Leichtsinn gewesen. Das wichtigste Faktum, dessen Sie ja auch besonders Erwähnung taten, der Vorgang am Dienstag, mußte Ihnen doch eher als Beweis für seine grenzenlose Anhänglichkeit an Sie dienen; aber Sie haben im Gegenteil gemeint . . .“

„Oh, reden Sie nicht zu mir, quälen Sie mich wenigstens jetzt nicht weiter!“ unterbrach ihn Natalja bitterlich weinend. „Mein Herz hat mir schon alles gesagt, schon längst! Glauben Sie wirklich, ich sähe nicht, daß seine frühere Liebe vergangen ist? Während ich hier in diesem Zimmer allein war, nachdem er mich verlassen und vergessen hatte, habe ich das alles innerlich durchlebt, alles durchdacht! Was konnte ich auch anderes tun? Ich mache dir keine Vorwürfe, Alexei . . . Warum suchen Sie mich

zu täuschen? Glauben Sie wirklich, daß ich nicht versucht habe, mich selbst zu täuschen? Oh, wie oft, wie oft! Habe ich nicht auf jeden Ton seiner Stimme geachtet? Habe ich nicht gelernt, auf seinem Gesichte, in seinen Augen zu lesen? Alles, alles ist gestorben und begraben . . . O ich Unglückliche!“

Alexei lag vor ihr auf den Knien und weinte.

„Ja, ja, daran bin ich schuld! Ich allein . . .“ wiederholte er schluchzend.

„Nein, klage dich nicht selbst an, Alexei! . . . Die Schuld tragen andere . . . unsere Feinde . . . Die sind es gewesen, die!“

„Aber erlauben Sie,“ begann der Fürst etwas ungeduldig, „ich möchte doch schließlich fragen: aus welchem Grunde schreiben Sie mir alle diese Verbrechen zu? Das sind doch von Ihnen nur Vermutungen, die durch nichts bewiesen sind . . .“

„Beweise!“ rief Natalja, sich schnell von ihrem Stuhle erhebend. „Beweise verlangen Sie, Sie heimtückischer Mensch? Sie konnten schlechterdings nicht anders handeln, damals als Sie mit Ihrem Antrage herkamen! Sie mußten Ihren Sohn beruhigen, sein Gewissen einschläfern, damit er sich freier und ruhiger ganz seiner Katerina hingeben konnte; ohne das hätte er immer an mich denken müssen und hätte sich Ihnen nicht gefügt; Ihnen aber war das Warten schon langweilig geworden. Nun, habe ich etwa nicht recht?“

„Ich muß bekennen,“ erwiderte der Fürst mit einem spöttischen Lächeln, „wenn ich Sie hätte täuschen wollen, so würde ich tatsächlich so spekuliert haben; Sie sind sehr scharfsinnig. Aber eben das bedarf ja des Beweises, ehe

Sie es sich erlauben dürfen, Leute mit solchen Vorwürfen zu beleidigen . . .“

„Beweise! Und Ihr ganzes früheres Benehmen, als Sie ihn mir abspenstig zu machen suchten? Wer seinem Sohne zuredet, um weltlicher Vorteile willen, um des Geldes willen solche Verpflichtungen zu vernachlässigen und mit ihnen zu spielen, der demoralisirt ihn! Was haben Sie vorhin über die Treppe und die schlechte Wohnung gesagt? Haben nicht Sie selbst ihm das Taschengeld entzogen, das Sie ihm früher gaben, damit wir durch Not und Hunger gezwungen würden, uns zu trennen? Sie, Sie sind an dieser Wohnung und an dieser Treppe schuld, und nun machen Sie ihm noch Vorwürfe, Sie heuchlerischer Mensch! Und woher kamen bei Ihnen plötzlich damals an jenem Abend so warme Gefühle, so neue, zu Ihrem Wesen gar nicht stimmende Anschauungen? Wozu hatten Sie mich auf einmal so nötig? Ich bin hier diese vier Tage lang auf und ab gegangen; ich habe alles durchdacht, alles abgewogen, jedes Ihrer Worte, jedes Mienenspiel auf Ihrem Gesichte, und ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß das alles Trug und Scherz war, eine beleidigende, gemeine, unwürdige Komödie. Ich kenne Sie ja, habe Sie schon längst gekannt! Jedesmal wenn Alexei von Ihnen zu mir kam, erriet ich aus seinem Gesichte alles, was Sie ihm gesagt, ihm eingeblasen hatten; ich spürte alle Einwirkungen heraus, die Sie auf ihn ausgeübt hatten! Nein, Sie können mich nicht mehr täuschen! Vielleicht haben Sie noch irgendwelche anderen Spekulationen; vielleicht habe ich gerade das Wichtigste jetzt nicht ausgesprochen; aber das gilt mir gleich! Sie haben mich getäuscht — das ist die Hauptsache! Das mußte ich Ihnen gerade ins Gesicht sagen!“

„Weiter nichts? Das sind alle Ihre Beweise? Aber bedenken Sie doch, Sie Sinnlose: durch meinen Antrag am Dienstag hatte ich mich doch gebunden. Das wäre doch gar zu leichtsinnig von mir gewesen . . .“

„Wodurch hatten Sie sich gebunden? Wodurch? Was kommt es Ihnen darauf an, ein Mädchen wie mich zu täuschen? Und was hat die Kränkung so eines Mädchens zu bedeuten? Ich bin ja ein unglücklicher Flüchtling, von meinem Vater verstoßen, eine Schutzlose, ein Mädchen, das sich selbst entehrt hat, ein unmoralisches Wesen! Da macht man nicht erst viel Umstände, wenn dieser Scherz irgendwelchen, wenn auch noch so geringen Vorteil bringen kann!“

„In was für eine Lage bringen Sie sich selbst, Natalja Nikolajewna? Bedenken Sie das doch nur! Sie behaupten hartnäckig, daß von meiner Seite eine Beleidigung gegen Sie vorliegt. Aber diese Beleidigung wäre so schwerwiegend und so unwürdig, daß ich nicht begreife, wie man sie für denkbar halten und nun gar auf einer solchen Behauptung bestehen kann. Sie müssen wohl an alles mögliche gewöhnt sein, um dergleichen so leicht hin voranzusetzen, nehmen Sie es mir nicht übel! Vielmehr bin ich berechtigt, Ihnen Vorwürfe zu machen, weil Sie meinen Sohn gegen mich aufheizen: wenn er sich auch jetzt nicht zu Ihren Gunsten gegen mich empört, so ist doch sein Herz gegen mich eingenommen . . .“

„Nein, Vater, nein!“ rief Alexei; „wenn ich mich nicht gegen dich empört habe, so kommt das daher, daß ich dich einer solchen Beleidigung nicht für fähig halte; und ich halte eine solche Beleidigung überhaupt für ein Ding der Unmöglichkeit!“

„Hören Sie?“ rief der Fürst.

„Natalja, an allem bin ich schuld; klage ihn nicht an! Das ist sündhaft und schrecklich!“

„Hörst du wohl, Iwan? Er tritt schon gegen mich auf!“ rief Natalja.

„Genug!“ sagte der Fürst; „wir müssen dieser peinlichen Szene ein Ende machen. Dieser blinde, wütende Anfall maßloser Eifersucht zeigt mir Ihren Charakter von einer mir ganz neuen Seite. Ich bin nun gewarnt. Wir haben uns übereilt, haben uns tatsächlich übereilt. Sie bemerken es nicht einmal, wie sehr Sie mich gekränkt haben; für Sie ist das gar nichts. Wir haben uns übereilt . . . wir haben uns übereilt . . . mein Wort muß mir allerdings heilig sein; aber . . . ich bin Vater und wünsche das Glück meines Sohnes . . .“

„Sie sagen sich von Ihrem Worte los!“ rief Natalja ganz außer sich. „Sie freuen sich über diese günstige Gelegenheit! Wissen Sie aber, daß ich selbst schon vor zwei Tagen, als ich hier allein war, den Entschluß gefaßt habe, ihn von seinem Worte zu entbinden; und jetzt erkläre ich das vor aller Ohren. Ich trete zurück!“

„Das heißt, Sie wollen vielleicht bei ihm die ganze frühere Unruhe, jenes ganze drückende Pflichtgefühl (so ungefähr drückten Sie sich vorhin aus) wieder erwecken, um ihn dadurch von neuem wie ehemals an sich zu fesseln. Das müßte ja nach Ihrer eigenen Theorie der Verlauf sein, und eben deshalb sage ich es. Aber genug; die Zeit wird die Entscheidung bringen. Ich werde einen ruhigeren Augenblick abwarten, um mich mit Ihnen auszusprechen. Ich hoffe, wir werden unsere Beziehungen nicht endgültig abbrechen. Ich hoffe auch, Sie werden mich besser schätzen

lernen. Ich wollte Ihnen noch heute einen Plan mittheilen, den ich mir betreffs Ihrer Eltern zurechtgelegt habe, und aus dem Sie ersehen würden . . . aber genug! Ivan Petrowitsch!“ fügte er hinzu, indem er an mich herantrat, „jetzt wird es mir mehr als je wertvoll sein, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, ganz abgesehen davon, daß dies schon längst mein Wunsch war. Ich hoffe, Sie werden mich verstehen. Ich werde Sie nächster Tage besuchen; erlauben Sie es mir?“

Ich verbeugte mich. Es schien mir selbst, daß ich jetzt seiner Bekanntschaft nicht mehr aus dem Wege gehen könne. Er drückte mir die Hand, verbeugte sich schweigend vor Natalja und ging mit einer Miene gekränkter Würde hinaus.

Viertes Kapitel

Mehrere Minuten lang sprachen wir alle keine Silbe. Natalja saß, in Gedanken versunken, traurig und niedergeschlagen da. Ihre ganze Energie war ihr plötzlich abhanden gekommen. Sie blickte gerade vor sich hin, ohne etwas zu sehen, und schien sogar vergessen zu haben, daß sie Alexeis Hand in der ihrigen hielt. Dieser weinte still seinen Kummer aus und richtete mitunter in ängstlicher Spannung seinen Blick auf sie.

Endlich begann er schüchtern, sie zu trösten; er flehte sie an, nicht böse zu sein; er beschuldigte sich selbst; es war klar, daß er lebhaft wünschte, seinen Vater zu rechtfertigen, und daß ihm dies besonders am Herzen lag; mehrere Male fing er an davon zu sprechen, wagte aber nicht sich deutlich

auszudrücken, da er fürchtete, auf's neue Nataljas Zorn zu erregen. Er schwur ihr ewige, unveränderliche Liebe und verteidigte mit Wärme seine Anhänglichkeit an Katerina; fortwährend wiederholte er, er liebe Katerina nur wie eine Schwester, wie eine liebe, gute Schwester, die er doch nicht ganz verlassen könne; dies würde sogar roh und grausam von seiner Seite sein; und er versicherte immerzu, wenn Natalja Katerina kennen lerne, so würden sie beide sogleich so gute Freundinnen werden, daß sie sich nie mehr voneinander würden trennen wollen, und dann werde es keinerlei Mißverständnisse mehr geben. Dieser Gedanke gefiel ihm ganz besonders. Der arme Junge sagte wirklich nichts, was er nicht selbst glaubte. Er hatte kein Verständnis für Nataljas Befürchtungen und hatte überhaupt nicht recht verstanden, was sie vorher zu seinem Vater gesagt hatte. Er verstand nur, daß sie sich entzweit hatten, und das lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen.

„Bist du mir wegen deines Vaters böse?“ fragte Natalja.

„Kann ich ihn anklagen,“ antwortete er traurig, „wenn ich doch selbst die Ursache von allem bin und alles verschuldet habe? Ich habe dich so erzürnt, und da hast du in deinem Zorne auch ihn beschuldigt, weil du mich rechtfertigen wolltest: du suchst mich immer zu rechtfertigen, und ich verdiene das gar nicht. Es mußte ein Schuldiger gefunden werden, und da hast du gemeint, er sei es. Aber wahrhaftig, er ist nicht schuldig, wahrhaftig nicht!“ rief Alexei in lebhafter Erregung. „Ist er etwa in solcher Gesinnung hergekommen? Hatte er das erwartet?“

Aber als er sah, daß ihn Natalja traurig und vorwurfsvoll anblickte, wurde er sofort ängstlich.

„Nun, ich werde es nicht wieder sagen, ich werde es nicht wieder sagen; verzeih mir“, stammelte er; „ich bin an allem schuld!“

„Ja, Alexei,“ sagte sie schwermütig, „jetzt ist er zwischen uns getreten und hat uns unsern ganzen Frieden fürs ganze Leben zerstört. Du hast immer zu mir mehr Vertrauen gehabt als zu allen andern; aber jetzt hat er in dein Herz Argwohn und Mißtrauen gegen mich hineingeträufelt; du klagst mich an; er hat mir die Hälfte deines Herzens genommen. Eine schwarze Kage ist zwischen uns hindurchgelaufen.“¹

„Sprich nicht so, Natalja! Warum sagst du: ‚eine schwarze Kage‘?“

Er fühlte sich durch diesen Ausdruck gekränkt.

„Durch heuchlerische Güte, durch erlogene Hochherzigkeit hat er dich für sich gewonnen,“ fuhr Natalja fort, „und jetzt wird er dich immer mehr gegen mich aufreizen.“

„Ich schwöre dir, daß es nicht so ist!“ rief Alexei mit noch größerer Wärme. „Er war gereizt, als er sagte: ‚Wir haben uns übereilt.‘ Du wirst das selbst sehen: gleich morgen oder in den nächsten Tagen wird er sich besinnen, und sollte er so zornig geworden sein, daß er unsere Ehe wirklich nicht mehr will, so werde ich ihm nicht gehorchen; das schwöre ich dir. Vielleicht wird meine Kraft dazu ausreichen . . . Und weißt du, wer uns helfen wird?“ rief er auf einmal, ganz entzückt über seine Idee. „Katerina wird uns helfen! Und du wirst sehen, du wirst sehen, was für ein prächtiges Geschöpf sie ist! Du wirst sehen, ob sie deine Nebenbuhlerin sein und uns von-

¹ Eine Redensart im Sinne von: Unsere Freundschaft hat ein Loch bekommen. Anmerkung des Übersetzers.

einander trennen will! Und wie ungerecht bist du vorhin gewesen, als du sagtest, ich sei einer von denen, deren Liebe am Tage nach der Hochzeit erkalten könne! Es ist mir tief schmerzlich gewesen, das zu hören! Nein, ich bin nicht so, und wenn ich Katerina häufig besucht habe. . .“

„Laß gut sein, Alexei; besuche sie, so oft du magst! So habe ich es vorhin nicht gemeint. Du hast nicht alles verstanden. Sei glücklich, mit wem du willst! Ich kann doch von deinem Herzen nicht mehr fordern, als es mir zu geben vermag. . .“

Mawra trat ins Zimmer.

„Wie ist's? Soll ich den Tee hereinbringen, ja? Es ist zu ärgerlich: zwei Stunden lang kocht der Samowar schon; es ist elf Uhr.“

Sie fragte in grobem, verdrießlichem Tone; offenbar war sie sehr schlechter Laune und über Natalja aufgebracht. Die Sache war die: sie war diese ganzen Tage her, seit Dienstag, in einem solchen Freudenrausche über die bevorstehende Verheiratung ihrer jungen Herrin (der sie außerordentlich zugetan war) gewesen, daß sie diese Nachricht schon im ganzen Hause, in der Nachbarschaft, beim Kaufmann und beim Hausknecht verkündigt hatte. Sie hatte geprahlt und triumphierend erzählt, der Fürst, ein vornehmer Herr, ein General, und furchtbar reich, sei selbst hergekommen, um ihr Fräulein um ihre Einwilligung zu bitten; das habe sie, Mawra, mit eigenen Ohren gehört. Und nun war auf einmal alles in die Brüche gegangen. Der Fürst war zornig weggefahren, und der Tee war nicht serviert worden, und an allem war natürlich das Fräulein schuld. Mawra hatte gehört, wie respektlos sie mit dem Fürsten gesprochen hatte.

„Nun gut; bring ihn herein!“ antwortete Natalja.

„Soll ich auch den Imbiß bringen?“

„Ja, bring auch den!“

Natalja lachte.

„Da habe ich nun mühsam alles zurechtgemacht“, fuhr Mawra fort. „Seit gestern fühle ich meine Beine nicht mehr. Wegen des Weines bin ich nach dem Newski-Prospekt gelaufen, und nun . . .“

Sie ging hinaus und schlug ärgerlich die Thür hinter sich zu.

Natalja errötete und sah mich mit einem eigentümlichen Blicke an.

Der Tee wurde gebracht, auch der Imbiß; es war kalter Wildbraten und Fisch da, sowie zwei Flaschen guten Weines von Felisejew. „Wozu ist denn das alles vorbereitet?“ dachte ich.

„Ja, siehst du, Swan, so bin ich nun!“ sagte Natalja, indem sie an den Tisch trat; sie war sogar vor mir verlegen geworden. „Ich ahnte ja, daß alles heute den Verlauf nehmen würde, den es wirklich genommen hat; aber doch dachte ich: ‚Wer weiß, vielleicht endet es auch nicht so! Alexei wird kommen, und wir werden uns versöhnen; mein ganzer Argwohn wird sich als unbegründet herausstellen; ich werde eines Besseren belehrt werden‘, und da bereitete ich für jeden Fall einen Imbiß vor. ‚Kann sein,‘ dachte ich, ‚daß wir länger zusammensitzen und miteinander plaudern . . .“

Die arme Natalja! Sie wurde ganz rot, als sie das sagte. Alexei geriet in Entzücken.

„Da siehst du’s, Natalja!“ rief er. „Du bist selbst deiner Sache nicht sicher gewesen; noch vor zwei Stunden hast

du deinen Verdacht nicht für wahr gehalten! Mein, das muß alles wieder in Ordnung gebracht werden; ich bin schuld daran, ich bin die Ursache dieses ganzen Mißverständnisses, und ich werde auch alles wieder in Ordnung bringen. Natalja, erlaube mir, daß ich gleich zu meinem Vater gehe! Ich muß mit ihm sprechen; er ist gekränkt und beleidigt; ich muß ihn beruhigen; ich will ihm alles sagen, von mir aus, alles nur von mir aus; dich will ich dabei gar nicht hineinziehen. Und ich werde alles glücklich zurechtbringen . . . Sei mir nicht böse, als ob es mich so zu ihm hinzöge und ich dich verlassen wollte. Es steht ganz anders: er tut mir leid; er wird sich vor dir rechtfertigen; du wirst es sehen . . . Morgen in aller Frühe werde ich wieder zu dir kommen und den ganzen Tag bei dir sein und nicht zu Katerina fahren.“

Natalja hielt ihn nicht zurück; sie riet ihm sogar selbst, sich zu seinem Vater zu begeben. Sie fürchtete sehr, Alexei werde sich jetzt absichtlich den Zwang antun, ganze Tage bei ihr zu sitzen, und werde sich bei ihr langweilen. Sie bat ihn nur, er möchte nichts in ihrem Namen sagen, und bemühte sich, ihm beim Abschiede möglichst heiter zuzulächeln. Er war schon im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als er plötzlich noch einmal an sie herantrat, sie an beiden Händen ergriff und sich neben sie setzte. Er blickte sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an.

„Natalja, meine Geliebte, mein guter Engel, sei mir nicht böse, und wir wollen uns niemals miteinander zanken. Und gib mir dein Wort darauf, daß du mir immer in allen Stücken vertrauen wirst, so wie ich dir. Es ist mir etwas eingefallen, mein Engel, was ich dir jetzt noch erzählen will. Wir hatten uns einmal gezankt;

ich erinnere mich nicht mehr weswegen; aber ich hatte schuld. Wir redeten nicht miteinander. Ich mochte nicht der erste sein, der um Verzeihung bat; aber ich war furchtbar traurig. Ich wanderte durch die Stadt, trieb mich überall umher, ging zu Freunden; aber im Herzen war mir so weh, so weh! Und da kam mir in den Sinn: wenn du nun krank würdest und stürbest? Und als ich mir das vorstellte, da überkam mich auf einmal eine solche Verzweiflung, als ob ich dich wirklich für immer verloren hätte. Meine Gedanken wurden immer schmerzlicher, immer schrecklicher. Und allmählich stellte ich mir vor, ich käme zu deinem Grabhügel, fielen besinnungslos auf ihn nieder, umfinge ihn mit meinen Armen und stürbe beinahe vor Gram. Ich stellte mir vor, daß ich diesen Grabhügel küßte, dich riefst, aus ihm herauszukommen, wenn auch nur für einen Augenblick, und Gott anslehete, er möchte ein Wunder tun und dich wenigstens für einen einzigen Augenblick vor meinen Augen auferstehen lassen; ich stellte mir vor, wie ich dann auf dich zustürzen würde, um dich zu umarmen, wie ich dich küssen und wohl sterben würde vor Seligkeit darüber, daß ich dich, wenn auch nur für einen Augenblick, noch einmal hatte wie früher umarmen können. Und als ich mir das vorstellte, mußte ich plötzlich denken: da bitte ich nun Gott um dich für einen Augenblick, und dabei bist du sechs Monate mit mir zusammen gewesen, und wie oft haben wir uns in diesen sechs Monaten gezanft, wie viele Tage lang haben wir nicht miteinander geredet! Ganze Tage lang haben wir gegrollt und unser Glück verabsäumt, und nun rufe ich dich nur für einen einzigen Augenblick aus dem Grabe und bin bereit, diesen einzigen Augenblick mit meinem ganzen Leben zu er-

laufen! . . . Als ich mir das alles vorstellte, da konnte ich es nicht mehr aushalten und eilte so schnell wie möglich zu dir und stürzte hier ins Zimmer; du erwartetest mich schon, und als wir uns nun nach unserem Streite umarmten, da drückte ich dich (daran erinnere ich mich noch) so fest an meine Brust, als ob ich dich wirklich verloren gehabt hätte, Natalja. Wir wollen uns niemals zanken! Mir ist dann immer so schwer ums Herz! Und ist es denn überhaupt denkbar, o Gott, daß ich dich jemals verlassen könnte?"

Natalja weinte. Sie hielten sich fest umschlungen, und Alexei schwur ihr noch einmal, sie nie zu verlassen. Dann eilte er zu seinem Vater. Er war fest überzeugt, daß es ihm gelingen werde, alles wieder auszugleichen und in Ordnung zu bringen.

„Alles ist zu Ende! Alles ist verloren!“ sagte Natalja und drückte mir krampfhaft die Hand. „Er liebt mich und wird nie aufhören, mich zu lieben; aber er liebt auch Katerina und wird sie nach einiger Zeit mehr lieben als mich. Diese Schlange aber, der Fürst, wird nicht ruhen, und dann . . .“

„Natalja, ich glaube selbst, daß der Fürst nicht ehrlich handelt; aber . . .“

„Du glaubst nicht alles, was ich zu ihm gesagt habe! Ich habe es an deinem Gesichte gemerkt. Aber warte nur; du wirst selbst sehen, ob ich recht habe oder nicht. Ich habe ja nur das Allgemeinste gesagt; aber Gott weiß, was er sonst noch alles im Schilde führt! Er ist ein schrecklicher Mensch. Ich bin diese vier Tage über hier im Zimmer hin und her gegangen und habe alles enträtselt. Was er wollte, war eben dies: Alexeis Herz sollte die Traurigkeit loswerden, die ihn hinderte, wahrhaft zu leben; es sollte

frei werden von der Pflicht, mich zu lieben. Er hat diese Verlobung auch zu dem Zwecke ausgedacht, um sich mit seinem Einflusse zwischen uns zu drängen und Alexei durch seinen Edelmut und seine Hochherzigkeit zu bezaubern. Das ist die Wahrheit, Swan, die Wahrheit! Gerade einen solchen Charakter hat Alexei. Er sollte sich in betreff meiner Person beruhigen; seine Besorgnisse um mich sollten schwinden. Er sollte denken: 'Jetzt ist sie schon so gut wie meine Frau und wird lebenslänglich mit mir zusammen sein', und sollte unwillkürlich Katerina mehr Aufmerksamkeit zuwenden. Der Fürst hat offenbar den Charakter dieser Katerina genau studiert und herausgefunden, daß sie zu ihm paßt und ihn stärker fesseln kann als ich. Ach, Swan! Auf dir beruht jetzt meine ganze Hoffnung: er will zu irgendwelchem Zwecke mit dir zusammenkommen, mit dir bekannt werden. Weise das nicht zurück, liebster Freund, und bemühe dich, recht bald zur Gräfin zu kommen. Mache die Bekanntschaft dieser Katerina, sieh sie dir genau an und sage mir, was sie für ein Wesen ist! Es liegt mir viel daran, daß du sie siehst und mir dein Urteil sagst. Niemand versteht mich so gut wie du, und du weißt, was ich gern wissen möchte. Achte auch darauf, in welchem Grade sie miteinander befreundet sind, was für ein Verhältnis zwischen ihnen besteht, worüber sie reden; und vor allen Dingen sieh dir Katerina selbst an! Beweise mir noch diesmal, liebster, bester Swan, beweise mir noch dieses eine Mal deine Freundschaft! Auf dich, nur auf dich setze ich jetzt meine Hoffnung! . . ."

Als ich nach Hause zurückkehrte, war schon die Mitternacht vorüber. Nelly öffnete mir mit verschlafnem Ge-

sichte. Sie lächelte und blickte mich erfreut an. Das arme Kind war sehr ärgerlich auf sich selbst, weil sie eingeschlafen war. Sie hatte mich durchaus wachend erwarten wollen. Sie sagte, es habe jemand nach mir gefragt, sich zu ihr gesetzt und einen Zettel für mich auf dem Tische hinterlassen. Der Zettel war von Maslobojew. Er ersuchte mich darin, morgen mittag zwischen zwölf und eins zu ihm zu kommen. Ich hätte Nelly gern weiter ausgefragt, verschob es aber auf den nächsten Tag und bestand darauf, sie solle sich unverzüglich schlafen legen; das arme Kind war ohnehin schon müde, da sie auf mich gewartet hatte und erst eine halbe Stunde vor meiner Ankunft eingeschlafen war.

Fünftes Kapitel

Am Morgen erzählte mir Nelly von dem gestrigen Besuche ziemlich seltsame Dinge. Übrigens war schon das sonderbar, daß Maslobojew auf den Gedanken gekommen war, gerade an diesem Abend bei mir vorzusprechen; er hatte doch sicherlich gewußt, daß ich nicht zu Hause sein würde; ich hatte ihm das, wie ich mich sehr genau erinnerte, bei unserm letzten Zusammensein selbst mitgeteilt. Nelly erzählte, sie habe ihm anfänglich nicht öffnen wollen, weil sie sich gefürchtet habe; es sei schon acht Uhr abends gewesen. Aber er habe sie durch die verschlossene Thür inständig gebeten und versichert, wenn er mir jetzt nicht einen Zettel daließe, so würde ich morgen in folgedessen Unannehmlichkeiten haben. Als sie ihn eingelassen habe, habe er sogleich den Zettel geschrieben, sei

dann zu ihr getreten und habe sich neben sie auf das Sofa gesetzt. „Ich stand auf und wollte nicht mit ihm reden,“ erzählte Nelly; „ich fürchtete mich sehr vor ihm; er fing an, von Frau Bubnowa zu sprechen, daß sie jetzt sehr ärgerlich sei, daß sie aber nicht mehr wagen werde, mich zurückzuholen; und dann lobte er Sie und sagte, sie seien sehr gute Freunde und hätten einander schon als kleine Knaben gekannt. Da fing ich an mit ihm zu reden. Er zog Konfekt heraus und bat mich, es zu nehmen; ich wollte nicht; da versicherte er mir, er sei ein guter Mensch und könne Lieder singen und tanzen; er sprang auf und fing an zu tanzen. Da mußte ich lachen. Darauf sagte er, er wolle noch ein Weilchen sitzen bleiben; ‚ich will auf Iwan warten,‘ sagte er; ‚vielleicht kommt er bald nach Hause.‘ Und er bat mich sehr, ich möchte mich nicht fürchten und mich neben ihn setzen. Ich setzte mich neben ihn, wollte aber nicht mit ihm reden. Da sagte er zu mir, er habe meine Mama und meinen Großvater gekannt, und . . . da fing ich an zu reden. Und er saß lange da . . .“

„Wovon habt ihr denn miteinander geredet?“

„Von Mama . . . von Frau Bubnowa . . . vom Großvater. Er hat wohl zwei Stunden lang hier gefessen.“

Nelly schien mir nicht erzählen zu wollen, wovon sie gesprochen hatten. Ich fragte sie nicht weiter, da ich alles von Maslobojew zu erfahren hoffte. Es schien mir nur, daß Maslobojew absichtlich in meiner Abwesenheit herangekommen war, um Nelly allein zu treffen. „Was mag er dabei für einen Zweck gehabt haben?“ dachte ich.

Sie zeigte mir die drei Stückchen Konfekt, die er ihr gegeben hatte. Es waren Bonbons in grünem und rotem Papier, gräßliches Zeug, das er wahrscheinlich in einem

Kramladen gekauft hatte. Nelly lachte, als sie sie mir zeigte.

„Warum hast du sie nicht gegessen?“ fragte ich.

„Ich will nicht“, antwortete sie ernst, mit zusammengezogenen Brauen. „Ich habe sie auch nicht von ihm angenommen; er hat sie selbst aufs Sofa gelegt und liegen lassen.“

An diesem Tage hatte ich viele Gänge vor. Ich begann, mich von Nelly zu verabschieden.

„Langweilst du dich, wenn du allein bist?“ fragte ich sie, im Begriff fortzugehen.

„Ja und nein. Ich langweile mich, weil Sie so lange nicht da sind.“

Und bei diesen Worten sah sie mich mit solcher Liebe an! Diesen ganzen Morgen über hatte sie mich mit diesem selben zärtlichen Blicke angesehen und hatte den Eindruck der Fröhlichkeit und Freundlichkeit gemacht; gleichzeitig aber lag in ihrem Benehmen etwas Verschämtes, sogar Ängstliches, als fürchte sie, mich durch etwas zu ärgern, mein Wohlwollen zu verlieren und . . . und zuviel zu sagen, gerade als ob sie sich dessen schäme.

„Und inwiefern langweilst du dich nicht? Du hast ja auf meine Frage, ob du dich langweilst, geantwortet: ‚Ja und nein‘“, fragte ich; unwillkürlich lächelte ich ihr zu, so lieb und wert war sie mir geworden.

„Das möchte ich nicht sagen“, erwiderte sie lächelnd und wieder mit dem Ausdruck der Verschämtheit.

Wir sprachen auf der Schwelle, an der geöffneten Thür. Nelly stand vor mir mit niedergeschlagenen Augen; mit der einen Hand hielt sie mich an der Schulter gefaßt, mit der andern zupfte sie am Ärmel meines Rockes.

„Nun? Ist es ein Geheimnis?“ fragte ich.

„Nein . . . das nicht gerade . . . ich . . . ich habe, während Sie fort waren, angefangen, Ihr Buch zu lesen“, sagte sie halblaut; sie hob die Augen in die Höhe, richtete einen zärtlichen, fragenden Blick auf mich und errötete über das ganze Gesicht.

„Ah, sieh mal an! Nun, gefällt es dir?“

Ich empfand die Berlegenheit eines Autors, der ins Gesicht gelobt wird; aber ich hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn ich sie in diesem Augenblicke hätte küssen können. Aber das war eben nicht möglich. Nelly schwieg einen Augenblick.

„Warum, warum ist er gestorben?“ fragte sie mit tieftraurigem Gesichte, indem sie mir einen hastigen Blick zuwarf und schnell wieder die Augen niederschlug.

„Wer denn?“

„Nun er, der junge Mann, an der Schwindsucht . . . in dem Buche?“

„Was war zu machen? Es war notwendig, Nelly.“

„Nein, es war durchaus nicht notwendig“, antwortete sie leise, fast flüsternd; aber sie stieß die Worte schroff, beinah ärgerlich heraus, warf die Lippen auf und richtete die Augen noch hartnäckiger auf den Fußboden.

So verging noch eine Minute.

„Aber die beiden andern . . . das Mädchen und der alte Mann,“ flüsterte sie, während sie immer stärker an meinem Armel herumzupfte, „werden die nun zusammenleben? Und werden sie nicht so arm bleiben?“

„Nein, Nelly; sie zieht weit fort und heiratet einen Gutsbesitzer; er aber bleibt allein zurück“, antwortete ich mit größtem Bedauern; es tat mir wirklich leid, daß ich ihr nichts Tröstlicheres sagen konnte.

„Ach, Herrgott... das ist ja schrecklich! Ach, wie Sie aber auch sind! . . . Nun will ich gar nicht weiterlesen!“

Ärgerlich stieß sie meinen Arm von sich, wandte sich schnell von mir ab, ging zum Tische und blieb dort stehen, mit dem Gesichte nach der Zimmerecke zu, die Augen auf den Boden geheftet. Sie war dunkelrot geworden und atmete ungleichmäßig, wie wenn jemand sie furchtbar gekränkt hätte.

„Laß gut sein, Nelly; du bist ja ganz böse geworden!“ begann ich, zu ihr tretend. „Das ist ja alles nicht wahr, was da geschrieben steht... nur ausgedacht; na, was ist da böse zu sein! Was bist du für ein rührsames Mädchen!“

„Ich bin nicht böse“, sagte sie schüchtern und sah mit einem hellen, liebevollen Blicke zu mir auf; dann ergriff sie plötzlich meine Hand, drückte ihr Gesicht an meine Brust und fing an zu weinen.

Aber im selben Augenblicke lachte sie auch auf: sie weinte und lachte, alles zugleich. Ich verspürte ebenfalls sowohl Lachlust als auch... eine Art von süßem Gefühl. Aber sie wollte um keinen Preis ihren Kopf zu mir in die Höhe heben, und als ich mich anschickte, ihr Gesichtchen von meiner Schulter loszulösen, schmiegte sie sich immer fester und fester daran an und lachte immer stärker.

Endlich endete diese empfindsame Szene. Wir nahmen voneinander Abschied; ich eilte davon. Nelly, deren Gesicht ganz von roter Blut übergossen war und immer noch den Ausdruck der Verschämtheit trug, und deren Augen wie Sterne leuchteten, lief mir bis auf die Treppe nach und bat mich, recht bald wieder nach Hause zu kommen.

Ich versprach, jedenfalls zum Mittagessen zurück zu sein und, wenn es ginge, noch früher.

Zuerst ging ich zu den beiden alten Leuten. Sie waren beide unpaßlich. Anna Andrejewna war geradezu krank; Nikolai Sergejewitsch befand sich in seinem Zimmer. Er hatte gehört, daß ich gekommen war; aber ich wußte, daß er nach seiner Gewohnheit, um uns Zeit zur Aussprache zu lassen, erst nach einer Viertelstunde zu uns hereinkommen werde. Ich wollte Anna Andrejewna nicht zu sehr aufregen und schwächte darum meinen Bericht über den gestrigen Abend nach Möglichkeit ab, sagte aber doch die Wahrheit; zu meiner Verwunderung nahm aber die alte Frau, wenn sie auch betrübt wurde, doch die Nachricht von einem möglichen Bruche ohne Erstaunen auf.

„Na, lieber Freund, das hatte ich mir schon gedacht“, sagte sie. „Als du damals weggegangen warst, habe ich lange über die Sache nachgedacht und kam zu dem Resultat, daß nichts daraus werden kann. Wir haben es nicht verdient, daß uns Gott eine solche Wohlthat erweist; und dann ist das auch ein so gemeiner Mensch; kann man etwa von dem etwas Gutes erwarten? Es ist kein Spaß, daß er uns zehntausend Rubel wegnimmt, die ihm nicht zukommen; er weiß, daß sie ihm nicht zukommen, und nimmt sie uns dennoch weg. Unser letztes Stück Brot raubt er uns; Schmenewka wird verkauft. Natalja handelt nur gerecht und klug, daß sie ihm nicht getraut hat. Und noch eins, lieber Freund,“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort: „mein Mann, mein Mann! Er ist durchaus gegen diese Heirat. Er ließ so ein Wort fallen: ‚Ich will es nicht‘, sagte er. Ich dachte am Anfang, das wäre nur so eine Kaprice von ihm; aber nein, es ist ihm ganz Ernst

damit. Was würde dann aus meinem Töchterchen werden? Er würde sie ja ganz und gar verfluchen. Na, und er, dieser Alexei, wie stellt er sich dazu?"

Noch lange fragte sie mich aus und stöhnte und wehklagte nach ihrer Gewohnheit bei jeder meiner Antworten. Überhaupt hatte ich bemerkt, daß sie in der letzten Zeit ganz haltlos geworden war. Jede Nachricht erschütterte sie. Der Kummer um Natalja nagte ihr am Herzen und untergrub ihre Gesundheit.

Der Alte kam herein, in Schlafrock und Pantoffeln; er klagte über Fieber, sah aber seine Frau zärtlich an, sorgte die ganze Zeit über, während ich bei ihnen war, wie eine Wärterin für sie, blickte ihr in die Augen und wurde sogar vor ihr verlegen. Eine große Zärtlichkeit lag in seinen Blicken. Er war in Angst über ihre Krankheit; er fühlte, daß er alles im Leben verlieren würde, wenn er sie verlöre.

Ich saß bei ihnen ungefähr eine Stunde lang. Beim Abschiede kam er mir bis ins Vorzimmer nach und begann von Nelly zu reden. Er dachte ernstlich daran, sie als Tochter zu sich ins Haus zu nehmen. Er wollte mich um Rat fragen, wie man Anna Andrejewna diesem Plane geneigt machen könne. Mit besonderem Interesse befragte er mich über Nelly, und ob ich über sie noch nichts Neues gehört hätte. Ich erzählte ihm in Kürze das Geschehene. Meine Erzählung machte auf ihn einen großen Eindruck.

„Wir reden noch darüber,“ sagte er in resolutem Tone; „inzwischen aber... übrigens werde ich selbst zu dir kommen, sobald sich nur meine Gesundheit ein bißchen gebessert haben wird. Dann wollen wir unsere Entscheidung treffen.“

Punkt zwölf war ich bei Maslobojew. Die erste Person, die ich erblickte, als ich bei ihm eintrat, war zu meinem größten Erstaunen der Fürst. Er zog sich im Vorzimmer den Paletot an; Maslobojew half ihm geschäftig dabei und reichte ihm seinen Stock hin. Er hatte mir gegenüber schon seiner Bekanntschaft mit dem Fürsten Erwähnung getan; aber doch überraschte mich diese Begegnung außerordentlich.

Der Fürst schien verlegen zu werden, als er mich erblickte.

„Ah, Sie sind es!“ rief er mit übertriebener Herzlichkeit. „Nun sehen Sie, was für ein merkwürdiges Zusammentreffen! Übrigens hatte ich soeben schon von Herrn Maslobojew erfahren, daß Sie mit ihm bekannt sind. Ich freue mich, freue mich außerordentlich, Sie getroffen zu haben; ich habe den lebhaften Wunsch, mit Ihnen zu sprechen, und gedenke, so bald wie möglich einmal zu Ihnen heranzukommen; Sie erlauben es mir doch? Ich habe eine Bitte an Sie: helfen Sie mir; erklären Sie mir unsere jetzige Situation! Sie verstehen gewiß, daß ich von den gestrigen Vorgängen rede. Sie sind dort befreundet; Sie haben den ganzen Gang dieser Angelegenheit verfolgt; Sie haben Einfluß... Ich bedaure außerordentlich, daß ich mich nicht gleich jetzt mit Ihnen unterreden kann... Geschäfte! Aber in einigen Tagen und vielleicht sogar schon früher werde ich mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen. Jetzt aber...“

Er drückte mir gar zu innig die Hand, wechselte mit Maslobojew einen Blick und ging hinaus.

„Sage mir um Gottes willen...“ begann ich, indem ich ins Zimmer trat.

„Nichts, gar nichts werde ich dir sagen“, unterbrach mich Maslobojew, der eilig nach seiner Mütze griff und sich nach dem Vorzimmer zu wandte. „Bin geschäftlich behindert! Ich muß selbst laufen, lieber Freund; ich habe mich schon verspätet!..“

„Aber du hast mir doch selbst geschrieben, ich sollte um zwölf Uhr...“

„Was folgt daraus, daß ich das geschrieben habe? Gestern habe ich dir das geschrieben, und heute haben andre Leute mir etwas geschrieben, wovon mir der Kopf brummt; so viel habe ich zu tun! Man wartet schon auf mich. Verzeih, Iwan! Alles, was ich dir als Genugtuung anbieten kann, ist die Erlaubnis, mich dafür durchzuprügeln, daß ich dich vergeblich herbemüht habe. Wenn du diese Genugtuung haben willst, so prügle mich, aber um Gottes willen recht schnell! Halte mich nicht auf; ich habe Geschäfte; man wartet auf mich...“

„Wozu soll ich dich denn durchprügeln? Wenn dich deine Geschäfte rufen, so eile hin; eine unvorhergesehene Abhaltung kann jedem Menschen vorkommen. Nur...“

„Nein, von diesem ‚nur‘ werde ich schon noch mit dir reden“, unterbrach er mich, indem er ins Vorzimmer lief und sich den Mantel anzog (ich folgte ihm und zog mich ebenfalls wieder an). „Ich habe auch eine Angelegenheit, die dich angeht; eine sehr wichtige Angelegenheit; um ihretwillen hatte ich dich auch herbestellt; sie betrifft ganz direkt dich und deine Interessen. Aber da ich es dir jetzt in einem Augenblick nicht auseinandersetzen kann, so gib mir, bitte, dein Wort darauf, daß du heute Punkt sieben zu mir kommen wirst, nicht früher und nicht später. Ich werde zu Hause sein.“

„Heute,“ erwiderte ich unentschlossen, „weißt du, lieber Freund, heute abend wollte ich eigentlich woanders hingehen . . .“

„Dann geh jetzt gleich dahin, mein Vester, wo du am Abend hingehen wolltest, und komm am Abend zu mir! Denn du kannst dir gar nicht vorstellen, Swan, was für Dinge ich dir mitzuteilen habe.“

„Nun, meinerwegen, meinerwegen; was kann das nur sein? Ich muß gestehen, du hast mich neugierig gemacht.“

Unterdessen traten wir aus dem Tore des Hauses hinaus und blieben auf dem Trottoir stehen.

„Also wirst du kommen?“ fragte er im Tone dringlicher Bitte.

„Ich habe ja schon gesagt, daß ich kommen werde.“

„Nein, gib mir dein Ehrenwort!“

„Manu! Was bist du für ein wunderlicher Mensch! Nun also, Ehrenwort!“

„Sehr nett und edel von dir! Nach welcher Seite gehst du?“

„Hierhin“, antwortete ich, nach rechts zeigend.

„Na, und ich muß hierhin“, erwiderte er, nach links zeigend. „Adieu, Swan. Vergiß nicht: um sieben Uhr!“

„Sonderbar!“ dachte ich, während ich ihm nachsah.

Am Abend hatte ich bei Natalja sein wollen. Aber da ich jetzt Maslobojew mein Wort gegeben hatte, so beschloß ich, mich jetzt gleich zu ihr zu begeben. Ich war überzeugt, daß ich Alexei bei ihr finden würde. Er war tatsächlich da und freute sich sehr, als ich eintrat.

Er war gegen Natalja sehr liebenswürdig und außerordentlich zärtlich und wurde infolge meiner Ankunft ganz vergnügt. Natalja suchte zwar heiter zu scheinen;

aber es war deutlich, daß sie sich Zwang antat. Ihr Gesicht sah kränklich und blaß aus; sie hatte in der Nacht schlecht geschlafen. Alexei gegenüber zeigte sie eine erzwungene Freundlichkeit.

Alexei redete zwar viel und erzählte viel, anscheinend in der Absicht, sie aufzuheitern und ihren unwillkürlich ernst zusammengedrückten Lippen ein Lächeln abzugewinnen; aber er vermied es sichtlich, im Gespräche Katerina und seinen Vater zu erwähnen. Wahrscheinlich war ihm sein gestriger Versöhnungsversuch mißlungen.

„Weißt du was?“ flüsterte mir Natalja eilig zu, als er für einen Augenblick hinausgegangen war, um Mawra etwas zu sagen. „Er möchte sehr gern von mir weggehen; aber er fürchtet sich. Und ich selbst fürchte mich, ihm zu sagen, daß er fortgehen möchte, weil er dann womöglich absichtlich nicht fortgeht; und am allermeisten fürchte ich, daß er sich unbehaglich fühlt und infolgedessen seine Liebe zu mir ganz erkaltet! Was soll ich nur tun?“

„Mein Gott, in was für eine Lage bringt ihr euch selbst! Und wie argwöhnisch seid ihr; wie paßt ihr einer auf den andern auf! Sprecht euch doch einfach aus, und damit fertig! Diese Situation wird vielleicht zur Folge haben, daß er sich tatsächlich unbehaglich fühlt.“

„Was soll ich nur tun?“ rief sie ängstlich.

„Warte, ich werde euch die Sache in Ordnung bringen...“

Ich ging in die Küche unter dem Vorwande, Mawra zu bitten, sie möchte mir den einen meiner Überschuhe, der sehr schmutzig geworden war, abwischen.

„Nur recht vorsichtig, Zwan!“ rief Natalja mir nach.

Kaum war ich zu Mawra in die Küche gekommen, als

Alexei, wie wenn er auf mich gewartet hätte, auf mich zu= stürzte.

„Bester Iwan Petrowitsch, was soll ich nur anfangen? Raten Sie mir: ich habe schon gestern mein Wort gegeben, heute zu Katerina zu kommen, gerade zu dieser Tageszeit. Ich kann doch nicht ausbleiben! Ich liebe Natalja unsäglich und bin bereit, für sie durchs Feuer zu gehen; aber sagen Sie selbst, den Verkehr dort ganz aufzugeben, das ist doch unmöglich . . .“

„Nun, dann fahren Sie doch hin!“

„Aber was wird Natalja dazu sagen? Es wird sie sehr kränken. Iwan Petrowitsch, helfen Sie mir irgendwie aus der Verlegenheit! . . .“

„Meiner Ansicht nach ist es das beste, wenn Sie hinfahren. Sie wissen, wie sehr Natalja Sie liebt: sie wird die Empfindung haben, daß Sie sich bei ihr unbehaglich fühlen und nur wider Ihren Willen bei ihr bleiben. Das beste ist, man benimmt sich ganz natürlich. Aber kommen Sie; ich werde Ihnen behilflich sein.“

„Liebster Iwan Petrowitsch! Wie gut Sie sind!“

Wir gingen hinein; einen Augenblick darauf sagte ich zu ihm:

„Ich habe soeben Ihren Vater gesehen.“

„Wo?“ rief er erschrocken.

„Auf der Straße, zufällig. Er hielt mich für einen Augenblick an und bat mich nochmals, mit ihm näher bekannt zu werden. Er fragte nach Ihnen: ob ich nicht wüßte, wo Sie jetzt wären; er wünsche sehr, Sie zu sehen, um Ihnen etwas zu sagen.“

„Ach, Alexei, fahre doch hin und geh zu ihm!“ fiel Natalja ein, welche begriff, worauf ich hinauswollte.

„Aber . . . wo werde ich ihn denn jetzt finden? Ist er zu Hause?“

„Nein, ich besinne mich, daß er sagte, er werde die Gräfin besuchen.“

„Nun, wie kann ich dann also . . .“ sagte Alexei naiv, indem er Natalja traurig ansah.

„Ach, Alexei, was ist denn dabei!“ erwiderte sie. „Willst du denn wirklich diese Bekanntschaft ganz abbrechen, um mich zu beruhigen? Das wäre ja kindisch. Erstens ist das unmöglich, und zweitens wäre es von dir geradezu undankbar gegen Katerina. Ihr seid Freunde; solche Bande darf man nicht mit rauher Hand zerreißen. Und schließlich beleidigst du mich einfach, wenn du meinst, ich wäre so eifersüchtig. Fahre hin, fahre gleich hin; ich bitte dich darum! Auch deinen Vater wirst du dadurch beruhigen.“

„Natalja, du bist ein Engel, und ich bin nicht deinen kleinen Finger wert!“ rief Alexei voller Entzücken und voller Reue aus. „Du bist so gut, und ich . . . ich . . . nun höre nur: ich hatte soeben dort in der Küche Iwan Petrowitsch gebeten, er möchte mir dazu verhelfen, daß ich von dir wegfahren könnte. Und da hat er dies ausgenommen. Aber verurteile mich nicht, gute, liebe Natalja! Meine Schuld ist nicht so überaus schwer; denn ich liebe dich tausendmal mehr als alles auf der Welt. Und da ist mir ein neuer Gedanke gekommen: ich will alles Katerina entdecken und ihr unverzüglich alles, was gestern geschehen ist, und unsere ganze jetzige Situation auseinandersetzen. Sie wird schon etwas zu unserer Rettung ersinnen; sie ist uns von ganzer Seele ergeben . . .“

„Nun, dann geh!“ antwortete Natalja lächelnd. „Und noch eins, lieber Alexei: ich möchte gern selbst Katerinas

Bekanntschaft machen. Wie läßt sich das wohl einrichten?"

Alexeis Entzücken kannte keine Grenzen. Er erging sich sofort in Vorschlägen, wie die Bekanntschaft zu ermöglichen sei. Schließlich machte er sich die Sache sehr leicht: Katerina werde einen Weg ausfindig machen. Er setzte diesen feinen Gedanken mit Wärme und Eifer auseinander. Er versprach, heute noch Antwort zu bringen, in zwei Stunden, und dann den ganzen Abend bei Natalja zu bleiben.

„Wirßt du wirklich kommen?“ fragte Natalja beim Abschiede.

„Kannst du daran zweifeln? Lebe wohl, Natalja, lebe wohl, meine Geliebte, du, die ich mein ganzes Leben lang lieben werde! Lebe wohl, Iwan! Ach, mein Gott, ich habe Sie aus Versehen mit dem bloßen Vornamen angeredet; hören Sie, Iwan Petrowitsch, ich habe Sie sehr gern – warum duzen wir uns nicht? Wir wollen uns duzen!“

„Schön, duzen wir uns!“

„Gott sei Dank! Das ist mir nämlich schon hundertmal durch den Kopf gegangen; aber ich wagte immer nicht, es Ihnen zu sagen. Sehen Sie, ich sage auch jetzt ‚Sie‘. Es ist ja auch sehr schwer, zu jemandem ‚du‘ zu sagen. Das wird, glaube ich, irgendwo bei Tolstoi sehr schön dargestellt: zwei sind übereingekommen, zueinander ‚du‘ zu sagen, können es aber gar nicht fertigbringen und vermeiden immer solche Ausdrücke, in denen das Fürwort vorkommt! Ach, Natalja, wir wollen einmal ‚Kindheit und Knabenalter‘ lesen; das ist wunderschön!“

„Na, nun geh nur, geh nur!“ jagte ihn Natalja lachend

fort. „Du bist vor Freude ganz ins Plaudern hineingekommen . . .“

„Lebe wohl! In zwei Stunden bin ich wieder bei dir!“
Er küßte ihr die Hand und lief eilig hinaus.

„Da siehst du's, Iwan, da siehst du's!“ sagte sie und brach in Tränen aus.

Ich saß noch ungefähr zwei Stunden bei ihr, tröstete sie, und es gelang mir, sie in allen Punkten zu beruhigen. Natürlich hatte sie in allen Punkten, in allen ihren Befürchtungen recht. Das Herz zog sich mir schmerzlich zusammen, wenn ich an ihre jetzige Lage dachte; ich war um sie in großer Besorgniß. Aber was konnte ich tun?

Auch Alexei kam mir sonderbar vor: er liebte sie nicht weniger als früher, ja vielleicht noch stärker, schmerzvoller, eine Wirkung der Reue und Dankbarkeit. Aber gleichzeitig schlug die neue Liebe in seinem Herzen feste Wurzeln. Wie das enden werde, das ließ sich unmöglich vorhersehen. Ich selbst war sehr gespannt darauf, Katerina zu sehen. Ich versprach Natalja noch einmal, ihre Bekanntschaft zu machen.

Zuletzt schien sie sogar heiter zu werden. Unter anderm erzählte ich ihr alles über Nelly, über Maslobojew, über Frau Bubnowa, über mein heutiges Zusammentreffen mit dem Fürsten bei Maslobojew und über unsere auf sieben Uhr ange setzte Zusammenkunft. Alles dies interessierte sie sehr. Von den alten Leuten sagte ich ihr nur wenig, und von Ichmenew's Besuch schwieg ich vorläufig; die Absicht ihres Vaters, sich mit dem Fürsten zu duellieren, hätte sie erschrecken können. Auch ihr erschienen die Beziehungen des Fürsten zu Maslobojew und sein lebhafter Wunsch, mich näher kennen zu lernen, sehr sonder-

bar, obwohl all dies sich aus der jetzigen Situation hinreichend erklärte . . .

Um drei Uhr kehrte ich nach Hause zurück. Nelly empfing mich mit strahlendem Gesichte . . .

Sechstes Kapitel

Pünktlich um sieben Uhr abends war ich bei Maslobojew. Er empfing mich mit großem Hallo und mit offenen Armen. Selbstverständlich war er halb betrunken. Am meisten aber setzten mich die außerordentlichen Vorbereitungen zu meiner Aufnahme in Erstaunen. Es war klar, daß ich erwartet wurde. Ein hübscher, rotmessingner Samowar siedete auf einem runden Tischchen, auf dem eine schöne, kostbare Decke lag. Das Teeservice glänzte von Kristall, Silber und Porzellan. Auf einem andern Tische, der mit einer andersartigen, aber nicht minder wertvollen Decke bedeckt war, lag auf Tellern Konfekt, sehr schönes Kiewer Eingemachtes, flüssiges und trockenes, Marmelade, Pastillen, Gelee, französisches Eingemachtes, Apfelsinen, Apfel und drei oder vier Sorten Nüsse, kurz, ein ganzer Obstladen. Auf einem dritten, mit einer schneeweißen Serviette gedeckten Tische standen allerlei kalte Speisen: Kaviar, Käse, eine Pastete, Würstchen, geräucherter Schinken, Fisch und eine ganze Batterie prächtiger Kristallflaschen mit Likören von den verschiedensten Sorten und den lockendsten Farben: grün, rubinrot, braun, goldig. Auf einem kleinen Tischchen endlich, das seitwärts stand und ebenfalls mit einer weißen Serviette bedeckt war, standen zwei Kübel mit Champagner.

Auf dem Tische vor dem Sofa prangten drei Flaschen: Sauternes, Kapitte und Kognak; sie stammten aus dem Geschäft von Selisejew und waren gewiß sehr teuer. Am Teetisch saß Alexandra Semjonowna; ihr Kleid und ihr Kopfschmuck waren zwar einfach, aber offenbar mit längerer Überlegung ausgesucht, und zwar mit gutem Erfolge. Sie wußte, daß es ihr gut stand, und war sichtlich stolz darauf; zu meiner Begrüßung erhob sie sich mit einer gewissen Feierlichkeit. Zufriedenheit und Heiterkeit glänzten auf ihrem frischen Gesichtchen. Maslobojew saß in schönen chinesischen Pantoffeln, einem kostbaren Schlafrock und frischer, eleganter Wäsche da. An seinem Hemde waren überall, wo es nur möglich war, moderne Zierknöpfchen angebracht. Sein Haar war sorgsam gekämmt, pomadisiert und der Mode gemäß schräg gescheitelt.

Ich war so verblüfft, daß ich mitten im Zimmer stehen blieb und mit offenem Munde bald Maslobojew, bald Alexandra Semjonowna anblickte, bei welcher letzteren die Zufriedenheit sich dadurch bis zur Glückseligkeit steigerte.

„Was stellt das vor, Maslobojew? Ist etwa bei dir heute eine größere Gesellschaft?“ rief ich endlich beunruhigt.

„Nein, du bist der einzige Gast“, antwortete er feierlich.

„Aber wozu denn das alles?“ (ich wies auf die Speisen).

„Daran hat ja ein ganzes Regiment genug zu essen!“

„Und zu trinken! Du hast die Hauptsache vergessen: zu trinken!“ fügte Maslobojew hinzu.

„Und das alles für mich allein?“

„Und für Alexandra Semjonowna. Es hat ihr beliebt, das alles so zu arrangieren.“

„Na, da haben wir's! Das hab' ich doch gewußt!“ rief Alexandra Semjonowna erröthend, aber ohne ihre zufriedene Miene zu verlieren. „Ich darf nicht einmal einen Gast anständig aufnehmen; gleich bekomme ich Vorwürfe!“

„Vom frühen Morgen an (kannst du dir das vorstellen?), vom frühen Morgen an, sowie sie nur erfahren hatte, daß du zum Abend herkommen würdest, ist sie geschäftig gewesen; ihr Geist hat in Geburtswehen gelegen, um alles auszusinnen . . .“

„Da hast du wieder gelogen! Nicht vom frühen Morgen an, sondern von gestern abend an. Als du gestern abend nach Hause kamst, da hast du mir gesagt, daß der Herr auf den ganzen Abend zu uns kommen werde . . .“

„Da hast du dich verhört.“

„Ich habe mich nicht verhört; sondern so war es. Ich lüge nie. Und warum sollen wir einen Gast nicht anständig aufnehmen? Da leben wir nun so dahin, und kein Mensch kommt zu uns, und dabei haben wir doch alle möglichen schönen Dinge im Hause. Mögen doch ordentliche Leute sehen, daß auch wir wie Menschen zu leben verstehen!“

„Und mögen sie vor allen Dingen erfahren, was du für eine vorzügliche Wirtin bist, und wie gut du alles zu arrangieren verstehst!“ fügte Maslobojew hinzu. „Stelle dir nur mal vor, Freundchen, wie es mir selbst, mir selbst gegangen ist! Ein Hemd von holländischer Leinwand hat sie mir über den Leib gezogen und Knöpfchen hineingesteckt, und Pantoffeln und einen chinesischen Schlafrock habe ich anziehen müssen, und das Haar hat sie mir selbst gekämmt und pomadisiert, mit Bergamottenpomade; und

mit Parfüm hat sie mich besprizen wollen, mit crème brûlée; aber das habe ich nicht ertragen, da habe ich revoltiert und meine eheherrliche Macht herausgekehrt . . .“

„Es war gar keine Bergamottenpomade, sondern die beste französische Pomade aus einem buntbemalten Porzellanbüchchen!“ fiel Alexandra Semjonowna mit dunkelrotem Gesichte ein. „Urteilen Sie selbst, Iwan Petrowitsch: er läßt mich weder ins Theater noch zu einem Tanzvergnügen; er schenkt mir immer nur Kleider; aber was soll ich mit den Kleidern? Ich puge mich an und gehe allein im Zimmer umher. Neulich hatte ich ihn doch durch Bitten überredet, und wir hatten uns schon fertiggemacht, um ins Theater zu gehen; aber während ich mich einen Augenblick abwandte, um mir eine Brosche vorzustechen, geht er an den Likörschrank und trinkt ein Glas nach dem andern, bis er betrunken ist. Da blieben wir denn zu Hause. Kein Mensch, kein Mensch, kein Mensch kommt zu uns zu Besuch; nur vormittags kommen allerlei Leute in Geschäften; dann werde ich hinausgejagt. Und dabei haben wir Samoware und ein Teeservice und schöne Tassen; alles haben wir, alles wird uns geschenkt. Und auch Lebensmittel werden uns als Geschenke ins Haus gebracht; wir kaufen fast nur Wein, und solche Pomade; nun ja, auch den Imbiß da, die Pastete, den Schinken und das Konfekt haben wir für Sie gekauft. Wenn doch jemand sähe, was wir für ein gutes Leben führen! Das ganze Jahr über habe ich gedacht: wenn einmal ein Gast kommt, ein richtiger Gast, dann wollen wir ihm auch das alles zeigen und ihn bewirten; und der Gast wird die Aufnahme loben, und wir selbst werden unsere Freude haben. Daß ich aber ihn, den Dummkopf hier, pomadisiert habe,

das ist er gar nicht einmal wert; er würde am liebsten immer schmutzig herumlaufen. Da, was hat er für einen schönen Schlafrock an; das ist auch ein Geschenk; aber ist er eines solchen Schlafrockes würdig? Er möchte sich immer vor allen Dingen volltrinken. Sie werden sehen: er wird Sie noch vor dem Tee zum Schnapstrinken auffordern.“

„Siehst du wohl, da hast du ganz recht; wir wollen ein Gläschen Goldwasser trinken, Iwan, und ein Gläschen Silberwasser und uns dann mit erfrischter Seele an die anderen Getränke heranmachen!“

„Na, habe ich es doch gewußt!“

„Beunruhige dich nicht, liebe Alexandra, wir werden auch Tee trinken, mit Kognak, auf deine Gesundheit.“

„Na, also wirklich!“ rief sie und schlug die Hände zusammen. „Es ist Khan-Tee, zu sechs Rubeln; vorgestern hat ihn uns der Kaufmann geschenkt; und den will er mit Kognak trinken! Hören Sie nicht auf ihn, Iwan Petrowitsch; ich werde Ihnen gleich eingießen . . . da werden Sie sehen, da werden Sie selbst sehen, was das für ein Tee ist!“

Sie machte sich eifrig am Samowar zu schaffen.

Es war deutlich, daß sie darauf rechneten, mich den ganzen Abend bei sich zu behalten. Alexandra Semjonowna hatte ein ganzes Jahr lang auf einen Gast gewartet und hatte sich nun vorgenommen, an mir ihr Herz zu erquicken. Aber das paßte nicht in meine Dispositionen hinein.

„Hör mal, Maslobojew,“ sagte ich, indem ich mich setzte, „ich bin ja eigentlich überhaupt nicht als Gast zu dir gekommen, sondern in Geschäften; du hast mich selbst herbestellt, um mir etwas mitzuteilen . . .“

„Na, Geschäft hin, Geschäft her; ein freundschaftliches Gespräch will auch sein Recht haben.“

„Nein, mein Bester, darauf mach dir heute keine Rechnung! Um halb neun muß ich mich verabschieden. Ich habe zu tun; ich habe mein Wort gegeben . . .“

„Daraus wird nichts! Ich bitte dich, wie kannst du mir so etwas antun? Und wie kannst du gar Alexandra Semjonowna so etwas antun? Sieh sie nur an: sie ist ganz starr geworden. Wozu hätte sie mich denn dann pomadisiert; ich duftete ja nach Bergamottenpomade; bedenke doch!“

„Du treibst immer Scherz, Maslobojew. Ich werde Alexandra Semjonowna das heilige Versprechen geben, in der nächsten Woche, sagen wir zum Beispiel am Freitag, zum Mittagessen zu euch zu kommen; jetzt aber, lieber Freund, habe ich mein Wort gegeben, oder, richtiger gesagt, ich muß eben notwendig nach einem bestimmten Orte hin. Also sage mir lieber: was wolltest du mir mitteilen?“

„Also wollen Sie wirklich nur bis halb neun hier bleiben?“ rief Alexandra Semjonowna mit ängstlicher, kläglicher Stimme, beinahe weinend, und reichte mir eine Tasse vorzüglichen Tees.

„Beunruhige dich nicht, liebe Alexandra; das ist alles Unsinn“, fiel Maslobojew ein. „Er wird hier bleiben; das ist Unsinn. Weißt du, Iwan, sage mir lieber, wohin gehst du eigentlich immer? Was hast du für Geschäfte? Kann man das erfahren? Du läufst ja alle Tage irgendwohin, du arbeitest nicht . . .“

„Wozu willst du das denn wissen? Indessen werde ich es dir vielleicht nachher sagen. Dafür erkläre du mir lieber, warum du gestern zu mir gekommen bist, obwohl

ich dir, wie du dich erinnern wirst, selbst gesagt hatte, daß ich nicht zu Hause sein würde.“

„Nachher fiel es mir ein; aber gestern hatte ich es vergessen. Ich wollte wirklich mit dir etwas Geschäftliches besprechen; vor allen Dingen aber wollte ich Alexandra Semjonowna ein Vergnügen bereiten. ‚Da ist nun ein Mensch,‘ sagte sie, ‚der sich als ein Freund von dir herausgestellt hat; warum ladest du ihn nicht ein?‘ Und so hat sie mir deinetwegen vier Tage und vier Nächte zugesetzt, lieber Freund. Für die Bergamottenpomade werden mir gewiß einmal in jener Welt viele Sünden vergeben werden; aber ich dachte so: warum soll ich nicht einen Abend mit dir freundschaftlich zusammensitzen? Und da habe ich eine Kriegslist angewandt: ich habe dir geschrieben, es liege etwas so Wichtiges vor, daß dein Ausbleiben die aller schlimmsten Folgen haben würde.“

Ich ersuchte ihn, in Zukunft nicht wieder so zu handeln, sondern mir gegenüber lieber aufrichtig zu sein. Übrigens befriedigte mich diese Erklärung nicht vollständig.

„Nun, und warum bist du heute mittag von mir wegelaufen?“ fragte ich ihn.

„Da hatte ich wirklich geschäftlich zu tun; dabei ist nicht das Geringste gelogen.“

„Doch nicht mit dem Fürsten?“

„Schmeckt Ihnen unser Tee?“ fragte Alexandra Semjonowna in schmeichelndem Tone.

Sie hatte schon fünf Minuten lang darauf gewartet, daß ich ihren Tee loben sollte; aber ich hatte es gar nicht beachtet.

„Er ist ausgezeichnet, Alexandra Semjonowna, ganz vorzüglich! Ich habe noch nie so guten Tee getrunken.“

Alexandra Semjonowna wurde ganz rot vor Vergnügen und beeilte sich, mir noch einmal einzugießen.

„Der Fürst!“ rief Maslobojew. „Dieser Fürst, lieber Freund, ist ein solcher Schurke, ein solcher Gauner . . . na! Ich will dir etwas sagen: ich bin ja selbst ein Gauner; aber in dessen Haut zu stecken, das würde doch meinem Anstandsgeföhle widerstreiten! Aber genug davon! Schweigen wir darüber! Weiter darf ich über ihn nichts sagen.“

„Und ich bin gerade zu dir gekommen, um mich unter anderm nach ihm zu erkundigen. Aber davon nachher! Warum hast du aber gestern in meiner Abwesenheit Jelena Bonbons gegeben und ihr etwas vorgetanzt? Und wovon hast du denn anderthalb Stunden lang mit ihr reden können?“

„Jelena, das ist ein kleines Mädchen von elf oder zwölf Jahren, das einstweilen bei Swan Petrowitsch wohnt“, bemerkte Maslobojew erklärend, indem er sich an Alexandra Semjonowna wandte. „Sieh nur, Swan, sieh nur,“ fuhr er fort und zeigte mit dem Finger auf sie, „wie sie aufgefahren ist, sowie sie hörte, daß ich einem unbekanntem jungen Mädchen Bonbons gebracht hätte; ganz rot ist sie geworden; ordentlich zusammengezuckt ist sie, wie wenn wir plötzlich einen Pistolenschuß abgefeuert hätten . . . ei, die Auglein funkeln nur so, wie Kohlen. Ja, nun kannst du es nicht mehr verbergen, Alexandra Semjonowna, nun kannst du es nicht mehr verbergen: du bist eifersüchtig! Wenn ich nicht erklärt hätte, daß es sich um ein elfjähriges Mädchen handelt, dann hätte sie mich sogleich an den Haaren gerissen, und die Bergamottenpomade hätte mich nicht gerettet!“

„Sie wird dich auch jetzt nicht retten!“

Bei diesen Worten sprang Alexandra Semjonowna mit einem Satz hinter dem Teetische hervor zu uns hin, und ehe noch Maslobojew seinen Kopf schützen konnte, hatte sie ihn schon an einem Haarbüschel gepackt und ihn gehörig gezaust.

„Da hast du es, da hast du es! Untersteh dich nicht, in Gegenwart eines Gastes zu sagen, daß ich eifersüchtig wäre; untersteh dich nicht!“

Sie war ganz rot geworden, und obgleich sie lachte, hatte Maslobojew doch tüchtig etwas abbekommen.

„Immer macht er mich schlecht!“ fügte sie, zu mir gewendet, in ernstem Tone hinzu.

„Na, siehst du, Swan, solch ein Leben führe ich! Deshalb muß ich unbedingt ein Schnäpßchen trinken!“ erklärte Maslobojew, indem er sich die Haare wieder zurechtstrich und, beinahe laufend, zu den Karaffen hineilte. Aber Alexandra Semjonowna kam ihm zuvor; sie sprang zu dem Tische hin, goß selbst ein Gläschen voll, reichte es ihm und klopfte ihm sogar freundlich auf die Wacke. Maslobojew blinzelte mir stolz zu, schnalzte mit der Zunge und trank feierlich sein Gläschen aus.

„Die Geschichte mit den Bonbons ist schwer auseinanderzusetzen“, begann er, indem er sich zu mir auf das Sofa setzte. „Ich kaufte sie vorgestern in betrunkenem Zustande in einem geringen Laden, ich weiß selbst nicht warum. Übrigens tat ich es vielleicht zur Beförderung des vaterländischen Handels und Gewerbes; ich weiß es nicht genau; ich erinnere mich nur, daß ich damals betrunken auf der Straße ging, in den Schmutz fiel, mir die Haare ausraufte und darüber weinte, daß ich zu nichts tauglich sei.“

Die Bonbons vergaß ich dann natürlich, so daß sie bis gestern in meiner Tasche blieben, und als ich auf deinem Sofa Platz nahm, setzte ich mich darauf. Was das Tanzen anlangt, so bildet auch hier derselbe Zustand mangelnder Nüchternheit den Grund: ich war gestern tüchtig betrunken, und in betrunkenem Zustande fühle ich mich manchmal mit meinem Schicksal zufrieden und fange an zu tanzen. Das ist alles; nur hat vielleicht außerdem diese kleine Waise mein Mitleid wachgerufen, und außerdem wollte sie nicht mit mir reden, wie wenn sie auf mich böse wäre. Und da fing ich, um sie zu erheitern, an zu tanzen und traktierte sie mit Bonbons.“

„Hast du sie nicht damit erkaufen wollen, um etwas von ihr herauszubekommen? Gesteh offen: bist du nicht absichtlich zu mir zu einer Zeit gekommen, wo du sicher warst, mich nicht zu Hause zu treffen, um mit ihr unter vier Augen zu sprechen und etwas aus ihr herauszulocken? Ich weiß ja, daß du anderthalb Stunden bei ihr geseffen und ihr versichert hast, du hättest ihre verstorbene Mutter gekannt, und daß du sie nach allerlei gefragt hast.“

Maslobojew kniff die Augen zusammen und lächelte schlau.

„Das wäre keine üble Idee“, sagte er. „Nein, Iwan, es ist nicht so. Das heißt, warum sollte ich sie nicht bei Gelegenheit ausfragen? Aber es ist nicht so. Höre, alter Freund, ich bin zwar jetzt wie gewöhnlich ziemlich betrunken; aber wisse, daß Filipp dich niemals in schlimmer Absicht betrügen wird, das heißt in schlimmer Absicht.“

„Na, aber ohne schlimme Absicht?“

„Na . . . auch ohne schlimme Absicht nicht. Aber hol das alles der Teufel; laß uns trinken und von unserer

Angelegenheit reden! Die Sache ist sehr einfach“, fuhr er fort, nachdem er ein Glas hinuntergegossen hatte. „Diese Frau Bubnowa hatte kein Recht, das Mädchen festzuhalten; ich habe alles in Erfahrung gebracht. Es hat keine Adoption oder dergleichen stattgefunden. Die Mutter war ihr Geld schuldig geblieben, und da hat sie die Kleine zu sich genommen. Die Verstorbene hatte einen vollgültigen Paß; folglich ist alles in guter Ordnung. Selena kann bei dir wohnen bleiben, obwohl es sehr gut wäre, wenn irgendeine wohlthätige Familie sie in ernster Absicht zur Erziehung übernehme. Aber einstweilen mag sie bei dir bleiben. Das hat keine Schwierigkeit! Ich werde dir alles erledigen. Frau Bubnowa wird nicht wagen, auch nur einen Finger zu rühren. Über die verstorbene Mutter habe ich so gut wie nichts Genaueres in Erfahrung bringen können. Sie war Witwe und hieß Salzmann.“

„Ja; das hat mir auch Nelly gesagt.“

„Na, diese Sache ist also abgetan. Jetzt aber, lieber Iwan,“ begann er mit einer gewissen Feierlichkeit, „habe ich eine kleine Bitte an dich. Schlage sie mir nicht ab! Erzähle mir möglichst eingehend, was du für Geschäfte hast, wohin du zu gehen pflegst, wo du dich den ganzen Tag über aufhältst. Ich habe zwar einzelnes darüber gehört, möchte aber gern alles mit weit mehr Details wissen.“

Eine solche Feierlichkeit versetzte mich in Erstaunen und beunruhigte mich sogar.

„Aber was ist denn los? Warum willst du das wissen? Du fragst so feierlich . . .“

„Also, Iwan, ohne unnötige Worte: ich will dir einen Dienst erweisen. Siehst du, Freundchen, wenn ich dich

überlisten wollte, dann würde ich es verstehen, dich auch ohne Feierlichkeit auszufragen. Du argwöhnst, daß ich dich überlisten will: wegen der Bonbons von neulich; das verstehe ich ja. Aber da ich mit Feierlichkeit rede, so ist daraus zu ersehen, daß ich mich nicht um meinetwillen für die Sache interessiere, sondern um deinetwillen. Also laß du deine Bedenken und sage mir geradeheraus die lautere Wahrheit . . .“

„Was denn für einen Dienst? Hör mal, Maslobojew, warum willst du mir nichts über den Fürsten erzählen? Daran ist mir viel gelegen. Das würde wirklich ein Freundschaftsdienst sein.“

„Über den Fürsten? Hm! . . . Na, meinetwegen, ich will es dir offen sagen: ich befrage dich jetzt gerade in einer den Fürsten betreffenden Angelegenheit.“

„Wie?“

„Die Sache ist die: ich habe bemerkt, lieber Freund, daß er sich in deine Angelegenheiten einmischt; unter anderm hat er mich über dich befragt. Wie er erfahren hat, daß wir beide miteinander bekannt sind, das geht dich nichts an. Aber die Hauptsache ist: nimm dich vor diesem Fürsten in acht! Das ist so ein Judas Ischariot und sogar schlimmer als der. Und als ich daher sah, daß er sich für deine Angelegenheiten interessierte, fing ich an für dich zu zittern. Übrigens weiß ich ja nichts; eben darum bitte ich dich, mir alles zu erzählen, damit ich mir ein Urteil bilden kann . . . Und gerade deswegen habe ich dich heute zu mir gebeten. So steht es mit dieser ernstesten Angelegenheit; ich rede ganz offen.“

„Du wirst mir doch wenigstens etwas sagen, zum Beispiel warum ich mich gerade vor dem Fürsten hüten soll.“

„Na gut, meinetwegen! Die Leute bedienen sich meiner manchmal in allerlei Angelegenheiten, lieber Freund; aber du kannst dir wohl selbst sagen: sie schenken mir eben deswegen Vertrauen, weil ich kein Schwäger bin. Wie soll ich dir also etwas erzählen? Darum nimm fürlieb, wenn ich dir nur im allgemeinen, nur so ganz im allgemeinen etwas erzähle, nur um zu zeigen, was er für ein Schurke ist. Na, nun fange zuerst von dir an!“

Ich sagte mir, daß ich eigentlich keinen Grund hatte, etwas von meinen Angelegenheiten vor Maslobojew zu verbergen. Nataljas Sache war nicht geheim; überdies konnte ich mir von Maslobojew irgendwelchen Nutzen für sie versprechen. Selbstverständlich umging ich in meiner Erzählung einige Punkte nach Möglichkeit. Mit besonderer Aufmerksamkeit hörte Maslobojew alles an, was den Fürsten betraf; an vielen Stellen unterbrach er mich und stellte über vieles neue Fragen, so daß meine Erzählung ziemlich detailliert herauskam. Sie dauerte etwa eine halbe Stunde.

„Hm! Einen klugen Kopf hat dieses Mädchen“, äußerte Maslobojew. „Wenn sie den Fürsten auch vielleicht nicht vollständig durchschaut hat, so ist doch schon das gut, daß sie gleich von vornherein erkannt hat, mit wem sie zu tun hatte, und alle Beziehungen abgebrochen hat. Ein tüchtiges Frauenzimmer, diese Natalja Nikolajewna! Ich trinke auf ihre Gesundheit!“ (Er goß ein Glas hinunter.) „Es gehörte nicht nur Verstand, sondern auch Herz dazu, um sich nicht täuschen zu lassen. Und an Herz hat es ihr nicht gefehlt. Selbstverständlich ist ihre Sache verloren; der Fürst wird seinen Willen durchsetzen, und Alexei wird sie sitzen lassen. Leid tut mir nur Schmenew: diesem Schurken

zehntausend Rubel zu bezahlen! Aber wer hat seine Sache vor Gericht geführt, wer ist dafür tätig gewesen? Natürlich er selbst! O weh, o weh! So sind sie alle, diese vornehm denkenden Hitzköpfe! Dieses Volk ist zu nichts zu gebrauchen! Mit dem Fürsten muß man anders verfahren. Ich hätte dem alten Schmenew einen Advokaten verschafft, ei weih!"

Er schlug ärgerlich mit der Faust auf den Tisch.

„Nun, und wie ist es jetzt mit dem Fürsten?“

„Ach, du immer mit deinem Fürsten! Was soll ich von dem sagen? Es tut mir leid, daß ich etwas versprochen habe. Ich wollte dich nur vor diesem Gauner warnen, Swan, um dich gegen seine Einwirkung sozusagen mit einer Schutzmauer zu umgeben. Wer sich mit ihm einläßt, der ist in Gefahr. Du hattest aber wohl schon gedacht, ich würde dir Gott weiß was für Geheimnisse von Paris mitteilen. Da sieht man, daß du ein Romanschriftsteller bist! Na, was soll ich von dem Schurken sagen? Er ist eben ein Schurke, einfach ein Schurke . . . Na, ich will dir zum Beispiel ein Stückchen von ihm erzählen, ohne Angabe von Städten und Personen, also ohne historiographische Genauigkeit. Du weißt, daß er schon in früher Jugend, als er genötigt war, von seinem Gehalt als Bureauangestellter zu leben, eine reiche Kaufmannstochter heiratete. Na, diese Kaufmannstochter behandelte er nicht besonders höflich; um sie handelt es sich jetzt zwar nicht; aber ich bemerke doch, Freund Swan, daß er sein ganzes Leben lang vorzugsweise auf diese Art seinen Erwerb gesucht hat. Und nun noch so ein Fall! Er war ins Ausland gereist. Dort . . .“

„Warte mal, Maslobojew, von welcher Reise sprichst du da? In welchem Jahre war das?“

„Das war genau vor neunundneunzig Jahren und drei Monaten. Na also, dort lockte er eine Tochter von ihrem Vater weg und entführte sie nach Paris. Und damit hatte es folgende Bewandtniß. Der Vater war so etwas wie Fabrikbesitzer oder Teilnehmer an einem derartigen Unternehmen. Genau weiß ich das nicht. Was ich dir da erzähle, das beruht auf meinen eigenen Vermutungen und Schlüssen aus anderen Tatsachen. Der Fürst hatte ihn betört und sich in das Unternehmen mit eingedrängt. Er hatte ihn vollständig betört und sich von ihm Geld geliehen. Über das empfangene Geld hatte der Alte natürlich Urkunden. Der Fürst aber wünschte, das Darlehen nie zurückzugeben, also nach unserer Auffassung das Geld einfach zu stehlen. Der Alte hatte eine Tochter, und die Tochter war eine Schönheit, und in diese Tochter hatte sich ein ideal gerichteter junger Mann verliebt, so ein Gesinnungsgenosse von Schiller, ein Dichter, gleichzeitig Kaufmann, ein Phantast, kurz, ein richtiger Deutscher, ein gewisser Pfefferkuchen.“

„Das heißt, sein Familienname war Pfefferkuchen?“

„Na, vielleicht hieß er auch nicht Pfefferkuchen; hol ihn der Teufel; es kommt nicht darauf an. Aber der Fürst machte sich an die Tochter heran und so erfolgreich, daß sie sich ganz unsinnig in ihn verliebte. Der Fürst verfolgte damals zwei Ziele: erstens, sich der Tochter zu bemächtigen, und zweitens, die Urkunden über das dem Alten abgeborgte Geld in seine Gewalt zu bekommen. Die Schlüssel zu allen Schränken und Kästen des Alten waren in den Händen der Tochter. Der Alte liebte seine Tochter maßlos, dergestalt, daß er sie nicht einmal verheiraten wollte. Im Ernst. Auf jeden Freier war er eifersüchtig;

er begriff gar nicht, wie es ihm möglich sein sollte, sich von ihr zu trennen, und jagte auch Pfefferkuchen weg; so ein wunderlicher Kauz von Engländer war er . . .“

„Ein Engländer? Aber wo trug sich denn das alles zu?“

„Den Ausdruck ‚Engländer‘ habe ich nur so zur Vergleichung benutzt, und da klammerst du dich nun gleich daran an! Zugetragen aber hat sich das in Santa Fé de Bogotá, vielleicht aber auch in Krakau, am wahrscheinlichsten aber im Fürstentum Nassau, das hier auf der Seltersflasche geschrieben steht, also in der That in Nassau; bist du nun zufrieden? Nun also, der Fürst umgarnte das Mädchen und entführte sie ihrem Vater, und auf Verlangen des Fürsten nahm das Mädchen auch einige Urkunden mit. Es gibt ja wirklich solche Liebe, Swan! Schändlich; aber doch war es ein ehrenhaftes, edel denkendes, hochgesinntes Mädchen. Allerdings verstand sie von solchen Papieren wohl nicht viel. Ihre einzige Sorge war: der Vater werde sie verfluchen. Aber auch hier wußte der Fürst Rat: er gab ihr ein in gesetzlicher Form abgefaßtes schriftliches Versprechen, daß er sie heiraten werde. Auf diese Art redete er ihr ein, sie würden nur wegfahren und eine Weile vergnügt umherreisen; und wenn dann der Zorn des Alten verraucht sein werde, würden sie als Vermählte zu ihm zurückkehren und ihr Lebenslang zu dreien leben und Geld verdienen und so weiter in infinitum. Sie lief davon, der Alte verfluchte sie und machte auch Bankerott. Nach Paris folgte ihr auch Frauenmilch nach; er hatte alles im Stich gelassen, auch sein Handelsgeschäft; er war eben furchtbar verliebt.“

„Halt! Was für ein Frauenmilch?“

„Na, jener . . . wie hieß er doch? Feuerbach . . . wie hieß der verdammte Kerl nur? Pfefferkuchen! Na, der Fürst konnte sie natürlich nicht heiraten: was hätte die Gräfin Chlestowa dazu gesagt? Und wie würde sich Baron Pomoikin darüber geäußert haben? Somit mußte er eine Schändlichkeit in Szene setzen. Na, und das tat er denn auch in der unverschämtesten Weise. Erstens prügelte er sie beinahe, und zweitens lud er Pfefferkuchen absichtlich zu ihr ein. Der kam denn auch und wurde der Freund des armen Mädchens; na, sie schluchzten zusammen, saßen ganze Abende allein beieinander, weinten über ihr Unglück, und er suchte sie zu trösten: es waren eben ein paar schöne, edle Seelen. Der Fürst aber arrangierte es absichtlich so, daß er sie einmal spät abends zusammen traf; er behauptete nun, sie seien intim geworden, und machte einen großen Lärm: er habe es, sagte er, mit eigenen Augen gesehen. Er stieß sie also beide aus dem Hause und fuhr selbst auf einige Zeit nach London. Sie aber war schon ihrer Entbindung nahe; bald nachdem er sie von sich gestoßen hatte, gebar sie eine Tochter . . . das heißt, nicht eine Tochter, sondern einen Sohn, richtig, ein Söhnchen. Er wurde Wladimir getauft. Pfefferkuchen stand Pate. Na, seitdem reiste sie nun mit Pfefferkuchen. Dieser hatte ein kleines Kapital. Sie bereiste mit ihm die Schweiz, Italien . . . sie war in all diesen poetischen Ländern, wie sich das so gehört. Sie weinte immer, und Pfefferkuchen schluchzte; so vergingen viele Jahre, und das kleine Mädchen wuchs heran. Für den Fürsten wäre nun alles gut gewesen; nur eins war übel: das schriftliche Heiratsversprechen hatte er von ihr nicht zurückbekommen können. ‚Du bist ein gemeiner Mensch,‘ hatte sie ihm beim

Abschiede gesagt; ,du hast mich bestohlen und entehrt und verläßt mich nun. Lebwohl! Aber das Heiratsversprechen werde ich dir nicht zurückgeben. Nicht, weil ich die Absicht hätte, dich jemals zu heiraten, sondern weil du dieses Dokument fürchtest. Darum soll es, solange ich lebe, in meinen Händen bleiben.' Kurz, sie war hitzig geworden; der Fürst jedoch blieb ruhig. Überhaupt ist es für solche Schurken sehr vorteilhaft, wenn sie es mit sogenannten Idealisten zu tun haben. Die sind so edel, daß sie sich leicht betrügen lassen, und zweitens reagieren sie immer nur mit einer edlen, erhabenen Verachtung statt mit praktischer Anwendung des Gesetzes, auch wo eine solche möglich ist. Na, nimm zum Beispiel gleich diese Mutter: sie begnügte sich mit stolzer Verachtung, und obgleich sie jenes Dokument zurückbehalten hatte, so wußte der Fürst doch, daß sie sich eher aufhängen als dasselbe zu einem Prozesse verwenden werde; na, und so war er denn vorläufig beruhigt. Sie aber hatte ihm zwar bittere Worte in sein gemeines Gesicht geschleudert; aber die Sorge für ihren kleinen Vladimir lastete doch auf ihr allein, und wenn sie starb, was sollte dann aus ihm werden? Aber das überlegte sie nicht. Brüderschaft sprach ihr wohl Mut ein, stellte aber ebenso wenig wie sie vernünftige Überlegungen an; sie hatten Schiller gelesen. Schließlich begann Brüderschaft zu kränkeln und starb . . ."

„Du meinst Pfefferkuchen?“

„Na ja, hol ihn der Teufel! Aber sie . . .“

„Warte! Wie viele Jahre lang waren sie herumgereist?“

„Genau zweihundert Jahre. Na, sie kehrte nun also nach Krakau zurück. Ihr Vater nahm sie nicht auf, ver-

fluchte sie, und sie starb; der Fürst aber befreuzte sich vor Freude . . . Trinken wir ein Gläschen, Freund Iwan!"

„Ich vermute, daß du in dieser Sache für ihn tätig bist, Maslobojew.“

„Das möchtest du wohl durchaus wissen?“

„Ich verstehe nur nicht, was du dabei tun kannst!“

„Siehst du, als sie nach zehnjähriger Abwesenheit unter einem fremden Namen nach Madrid zurückkehrte, da mußten über alle diese Dinge Erkundigungen eingezogen werden: über Bruderschaft und über den Alten, und ob sie wirklich zurückgekehrt sei, und über das Kind, und ob sie gestorben sei, und ob sie keine Papiere hinterlassen habe, und so endlos weiter. Und sonst noch über dieses und jenes. Er ist ein ganz nichtswürdiger Mensch; nimm dich vor ihm in acht, Iwan! Was aber Maslobojew anlangt, so will ich dir sagen, wie du über den denken mußt: nenne ihn niemals einen Schurken! Wenn er auch ein Schurke ist (meines Erachtens gibt es keinen Menschen, der nicht ein Schurke wäre), so ist er es doch nicht dir gegenüber. Ich bin tüchtig betrunken; aber höre: wenn es dir jemals, in naher oder in ferner Zeit, jetzt oder im nächsten Jahre, scheinen sollte, daß Maslobojew in irgendwelcher Hinsicht mit List gegen dich verfahren ist (bitte, vergiß diesen Ausdruck nicht: mit List verfahren ist), so wisse, daß keine schlechte Absicht dabei gewesen ist. Maslobojew wacht über dich. Und darum gib keinem Verdachte Raum, sondern komm lieber her und sprich dich offen und freundschaftlich mit Maslobojew selbst aus. Nun, wie ist's? Willst du jetzt trinken?“

„Nein.“

„Essen?“

„Nein, lieber Freund, entschuldige mich . . .“

„Na, dann mach, daß du fortkommst; es ist drei Viertel auf neun. Du bist ein hochmütiger Mensch. Jetzt ist es für dich Zeit, zu gehen.“

„Wie? Was? Er hat sich vollgetrunken, und nun jagt er den Gast davon! Und so ist er immer! Du schämst dich aber auch gar nicht!“ rief Alexandra Semjonowna beinahe weinend.

„Ein Fußgänger ist kein Weggenosse für einen Reiter! Alexandra Semjonowna, dann werden wir beide hier zusammenbleiben und uns gegenseitig vergöttern. Er ist ein Herr mit Generalrang! Nein, Iwan, ich habe gelogen; du bist kein Herr mit Generalrang; aber ich bin ein Schuft! Sieh nur, wie greulich ich jetzt aussehe! Was bin ich im Vergleich mit dir? Aber verzeih mir, Iwan; brich nicht den Stab über mir; laß mich dir mein Herz ausschütten . . .“

Er umarmte mich und brach in Tränen aus. Ich schickte mich an, fortzugehen.

„Ach mein Gott! Und bei uns ist alles zum Abendessen fertig!“ sagte Alexandra Semjonowna tief betrübt. „Aber am Freitag werden Sie doch zu uns kommen?“

„Ja, ich werde kommen, Alexandra Semjonowna. Mein Wort darauf!“

„Vielleicht schätzen Sie ihn gering, weil er so . . . trunksüchtig ist. Tun Sie das nicht, Iwan Petrowitsch; er ist ein guter, sehr guter Mensch, und wie gern er Sie hat! Er redet jetzt zu mir Tag und Nacht von Ihnen, immer von Ihnen. Er hat mir expreß Ihre Bücher gekauft; ich habe sie noch nicht gelesen; morgen werde ich anfangen. Aber wie werde ich mich freuen, wenn Sie herkommen!“

Ich bekomme ja keinen Menschen zu sehen; niemand besucht uns. Wir haben alle möglichen guten Dinge; aber wir sitzen immer allein. Jetzt habe ich dagefessen und immer zugehört, immer zugehört, wie Sie beide geredet haben; es war gar zu schön . . . Also auf Freitag!"

Siebentes Kapitel

Ich ging eilig nach Hause: Maslobojew's Worte hatten auf mich einen starken Eindruck gemacht. Mir gingen Gott weiß was für Gedanken durch den Kopf . . . Und gerade jetzt mußte mich zu Hause ein Ereignis erwarten, das mich wie ein elektrischer Schlag erschütterte.

Dem Tore des Hauses, in dem ich wohnte, gerade gegenüber stand eine Straßenlaterne. Kaum war ich unter das Tor getreten, als plötzlich von der Laterne eine seltsame Gestalt auf mich zustürzte, so daß ich sogar aufschrie; es war ein geängstigtes, zitterndes, halb wahnsinniges Wesen, das sich mit einem Schrei an meine Arme klammerte. Ich bekam einen furchtbaren Schreck: es war Nelly.

„Nelly! Was ist dir?“ rief ich. „Was tust du hier?“

„Da oben . . . er sitzt da . . . bei uns.“

„Wer sitzt da? Komm; komm mit mir mit!“

„Ich will nicht, ich will nicht! Ich werde warten, bis er weggeht . . . auf dem Flur . . . ich will nicht.“

Mit einer seltsamen Ahnung stieg ich zu meiner Wohnung hinauf, öffnete die Thür und erblickte den Fürsten. Er saß am Tische und las meinen Roman. Wenigstens hatte er das Buch aufgeschlagen vor sich liegen.

„Iwan Petrowitsch!“ rief er freudig. „Wie freue ich mich, daß Sie endlich nach Hause kommen! Ich wollte eben schon wegfahren. Ich warte auf Sie schon über eine Stunde. Ich habe heute auf die dringenden, inständigen Bitten der Gräfin mein Wort darauf gegeben, Sie heute abend mitzubringen. Sie hat mich so sehr darum gebeten; sie wünscht so lebhaft, Ihre Bekanntschaft zu machen! Da Sie mir bereits Ihr Versprechen gegeben hatten, so beschloß ich, möglichst früh, ehe Sie noch irgendwohin weggingen, selbst zu Ihnen zu fahren und Sie gleich mitzunehmen. Denken Sie sich meinen Verdruß: ich komme an, und Ihre Dienerin teilt mir mit, daß Sie nicht zu Hause seien. Was sollte ich tun? Ich hatte mein Wort gegeben, Sie mitzubringen; so setzte ich mich denn hin, um auf Sie zu warten, in der Meinung, das werde etwa eine Viertelstunde dauern; aber es ist eine etwas lange Viertelstunde geworden! Ich schlug Ihren Roman auf und habe mich ganz in seine Lektüre vertieft. Iwan Petrowitsch! Das ist ja grandios! Da muß ich wirklich sagen: man weiß Sie noch nicht nach Gebühr zu schätzen. Sie haben mir Tränen entlockt. Ich habe geweint, und ich weine doch nicht häufig . . .“

„Sie wünschen also, daß ich mitfahre? Ich muß Ihnen gestehen, jetzt . . . ich bin zwar durchaus nicht abgeneigt; aber . . .“

„Ich bitte Sie um alles in der Welt: kommen Sie mit! Was wollen Sie mir antun? Ich habe ja anderthalb Stunden auf Sie gewartet! . . . Außerdem muß ich notwendig, ganz notwendig mit Ihnen reden, – Sie verstehen, worüber. Sie kennen diese ganze Angelegenheit besser als ich . . . Wir werden vielleicht eine Entscheidung treffen, zu einer Abmachung gelangen; bedenken Sie nur! Um

des Himmels willen, geben Sie mir keine abschlägige Antwort!"

Ich sagte mir, daß ich früher oder später doch hinfahren müßte. Allerdings war Natalja jetzt allein und bedurfte meiner; aber sie hatte mich ja selbst beauftragt, Katerinas Bekanntschaft möglichst bald zu machen. Zudem würde ich vielleicht auch Alexei dort treffen . . . Ich wußte, daß Natalja sich nicht eher beruhigt fühlen werde, ehe ich ihr nicht Nachrichten von Katerina brächte, und so entschloß ich mich denn, mitzufahren. Aber ich war in Sorge um Nelly.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!“ sagte ich zum Fürsten und ging auf die Treppe hinaus.

Nelly stand dort in einem dunklen Winkel.

„Warum willst du nicht hereinkommen, Nelly? Was hat er dir getan? Was hat er mit dir geredet?“

„Nichts . . . Ich will nicht, ich will nicht . . .“ wiederholte sie. „Ich fürchte mich . . .“

Alles Zureden half nichts. Ich verabredete mit ihr, sie solle, sobald ich mit dem Fürsten herauskäme, ins Zimmer gehen und sich einschließen.

„Und laß niemanden zu dir herein, Nelly, wenn dich jemand auch noch so sehr bittet.“

„Wollen Sie mit ihm mitgehen?“

„Ja.“

Sie fing an zu zittern und ergriff meine Hand, wie wenn sie mich bitten wollte, das nicht zu tun; aber sie sagte kein Wort. Ich nahm mir vor, sie am nächsten Tage eingehend zu befragen.

Ich bat den Fürsten um Entschuldigung und begann mich umzukleiden. Er erging sich in Versicherungen, zu

einem Besuche dort sei kein besonderer Anzug, keine besondere Toilette erforderlich.

„Höchstens etwas frische Wäsche!“ fügte er hinzu, nachdem er mich mit einem inquisitorischen Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen gemustert hatte. „Wissen Sie, diese törichten Anschauungen über äußere Formen . . . man kann sich schlechterdings davon nicht ganz frei machen. Ein vernünftiger Standpunkt wird in unseren Kreisen noch lange nicht zu finden sein“, schloß er, nachdem er mit Vergnügen gesehen hatte, daß ich einen Frack besaß.

Wir gingen hinaus. Aber ich ließ ihn auf der Treppe stehen, ging ins Zimmer zurück, in welches Nelly inzwischen bereits hineingeschlüpft war, und nahm noch einmal von ihr Abschied. Sie befand sich in furchtbarer Aufregung. Ihr Gesicht sah ordentlich bläulich aus. Ich ängstigte mich um sie; es wurde mir schwer, sie zu verlassen.

„Sie haben eine sonderbare Dienerin“, sagte der Fürst zu mir, als wir die Treppe hinunterstiegen. „Dieses kleine Mädchen ist ja wohl Ihre Dienerin?“

„Nein . . . sie nimmt keine bestimmte Stellung ein . . . sie wohnt vorläufig bei mir.“

„Ein eigentümliches Mädchen! Ich bin überzeugt, daß sie nicht ganz ihren Verstand hat. Stellen Sie sich vor: anfangs antwortete sie mir ganz vernünftig; aber dann, nachdem sie mich genauer angesehen hatte, stürzte sie auf mich zu, schrie, zitterte und klammerte sich an mich an; sie wollte etwas sagen, war aber dazu nicht imstande. Ich muß bekennen, ich bekam es mit der Angst und wollte schon von ihr flüchten; aber Gott sei Dank, sie lief selbst von mir fort. Ich war höchst erstaunt. Wie bekommen Sie es nur fertig, mit ihr zusammenzuleben?“

„Sie leidet an Epilepsie“, antwortete ich.

„Ah so! Nun, dann ist es nicht weiter auffällig, wenn sie solche Anfälle hat.“

Gleich in diesem Augenblicke bildete sich bei mir eine gewisse Ansicht heraus. Der gestrige Besuch Maslobojew's bei mir, obwohl er wußte, daß ich nicht zu Hause war, und seine heutige Aufforderung, um sieben Uhr zu ihm zu kommen, und mein Besuch bei ihm und seine Erzählung, die er in trunkenem Zustande, und ohne es recht zu wollen, vorgetragen hatte, und seine Bitte, nicht an ein listiges Verfahren von seiner Seite zu glauben, und endlich der Umstand, daß der Fürst, der vielleicht gewußt hatte, daß ich bei Maslobojew war, auf mich anderthalb Stunden hatte warten mögen, und daß Nelly von ihm weg auf die Straße gelaufen war, — alles dies schien mir untereinander in einem gewissen Zusammenhange zu stehen. Dies gab mir Anlaß zu ernstem Nachdenken.

Am Tore erwartete uns die Equipage des Fürsten; wir stiegen ein und fuhren weg.

Achtes Kapitel

Wir hatten nicht weit zu fahren, nach der Torgowys-Brücke. Zunächst schwiegen wir. Ich dachte unterdessen: wie wird er das Gespräch mit mir anknüpfen? Ich meinte, er werde mich sondieren und den Versuch machen, etwas aus mir herauszuholen. Aber er begann ohne alle Umschweife zu reden und kam sogleich zur Sache:

„Es macht mir jetzt eine Frage große Sorge, Iwan Petrowitsch,“ hob er an, „und ich möchte darüber vor allen

Dingen mit Ihnen Rücksprache nehmen und Sie um Ihren Rat bitten: ich habe schon vor längerer Zeit beschlossen, auf das Geld, das ich in meinem Prozesse gewonnen habe, zu verzichten und die Streitsumme im Betrage von zehntausend Rubeln Herrn Schmenew zu überlassen. Wie soll ich nun diese Überlassung bewerkstelligen?“

Wir schoß der Gedanke durch den Kopf: „Es ist doch unmöglich, daß du nicht wüßtest, wie du das anfangen sollst! Willst du dich etwa nur über mich lustig machen?“

„Das weiß ich nicht, Fürst,“ antwortete ich in möglichst harmlosem Tone; „in der andern Angelegenheit, das heißt, was Natalja Nikolajewna angeht, bin ich bereit, Ihnen alle für Sie und für uns notwendigen Mitteilungen zu machen; aber in diesem Punkte wissen Sie natürlich mehr als ich.“

„Nein, nein, sicherlich weniger. Sie sind mit ihnen bekannt, und vielleicht hat sogar Natalja Nikolajewna selbst Ihnen wiederholentlich ihre Gedanken über diesen Gegenstand ausgesprochen; und das würde für mich ein wichtiger Fingerzeig sein. Sie können mir dabei viel helfen; die Sache hat ihre sehr großen Schwierigkeiten. Ich bin bereit, ihm das Geld zu überlassen, und habe mir sogar fest vorgenommen, dies zu tun, ohne Rücksicht darauf, welchen Ausgang die andere Angelegenheit nimmt; Sie verstehen? Aber wie und in welcher Form ich diese Überlassung vornehmen soll, das ist die Frage. Der Alte ist stolz und eigenkönnig; am Ende wird er mich zum Dank für meine Gutherzigkeit noch beleidigen und mir das Geld vor die Füße werfen . . .“

„Aber erlauben Sie, wie denken Sie über dieses Geld: gehört es Ihnen oder ihm?“

„Selbstverständlich bin ich der Ansicht, daß es mir gehört“, antwortete er, etwas pikirt über meine Ungenierrtheit. „Übrigens scheinen Sie den eigentlichen Kernpunkt dieses Prozesses nicht zu kennen. Ich beschuldige den alten Mann nicht des absichtlichen Betruges und habe das, wie ich Sie versichern kann, niemals getan. Es war sein eigener freier Wille, das Vorhandensein einer Beleidigung zu behaupten. Seine Schuld besteht in Unachtsamkeit, in nachlässiger Ausführung der ihm anvertrauten Geschäfte, und nach unserer ursprünglichen Abrede war er für gewisse derartige Geschäfte haftbar. Aber wissen Sie wohl, daß auch das nicht der eigentliche Kern der Sache ist? Der Kern der Sache liegt in unserm Zank, in den wechselseitigen damaligen Beleidigungen, kurz, in dem beiderseitig verletzten Ehrgefühl. Ich hätte mich damals um diese elenden zehntausend Rubel vielleicht gar nicht gekümmert; aber es ist Ihnen selbstverständlich bekannt, weswegen und wie damals dieser ganze Prozeß entstand. Ich gebe zu, ich war argwöhnisch, ich war vielleicht im Unrecht (das heißt: damals); aber ich bemerkte das nicht, und in meinem Ärger, in dem Gefühle der Kränkung über seine Grobheiten wollte ich die Gelegenheit nicht aus der Hand lassen und strengte einen Prozeß an. Es scheint Ihnen vielleicht, daß dieses ganze Verfahren meinerseits nicht sehr anständig war. Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen; ich möchte nur bemerken, daß Zähorn und Reizbarkeit des Ehrgefühls noch nicht von Mangel an anständiger Gesinnung zeugen, sondern etwas Natürliches und Menschliches sind, und ich wiederhole Ihnen: ich muß bekennen, daß ich damals Schmenew noch so gut wie gar nicht kannte und all den Gerüchten über Alexei

und seine Tochter völlig glaubte und somit auch an einen vorsätzlichen Diebstahl von Geld glauben konnte . . . Aber das nur nebenbei. Die Hauptsache ist: was soll ich jetzt tun? Ich möchte auf das Geld verzichten; aber wenn ich dabei sage, daß ich auch jetzt noch meine Sache in dem Prozesse für gerecht halte, so bedeutet das, daß ich ihm das Geld schenke. Und nun nehmen Sie noch die heikle Lage in bezug auf Natalja Nikolajewna hinzu . . . Er wird mir jedenfalls das Geld vor die Füße werfen . . .“

„Nun, sehen Sie, Sie sagen selbst: ‚Er wird es mir vor die Füße werfen‘; folglich halten Sie ihn doch für einen ehrenhaften Menschen und können daher auch vollständig davon überzeugt sein, daß er Ihnen Ihr Geld nicht gestohlen hat. Wenn es aber so ist, warum wollen Sie dann nicht zu ihm hingehen und geradezu erklären, daß Sie Ihre Sache nicht für gerecht halten? Das wäre edel gedacht, und Schmenew würde sich dann vielleicht nicht weigern, das Geld als ihm gehörig anzunehmen.“

„Hm! . . . als ihm gehörig; eben darum handelt es sich. In welche Lage bringen Sie mich dadurch? Ich soll hingehen und ihm erklären, ich hielte meine Sache nicht für gerecht. Aber dann wird mir jeder ins Gesicht sagen: ‚Warum hast du denn dann einen Prozeß angestrengt, wenn du wußtest, daß du das Recht nicht auf deiner Seite hattest?‘ Das habe ich aber nicht verdient, da meine Klage rechtlich begründet war; ich habe nie gesagt oder geschrieben, daß er mich bestohlen hätte; aber von seinem Mangel an Vorsicht, von seiner Leichtfertigkeit, von seiner Unkenntnis der Geschäftsführung bin ich auch jetzt noch überzeugt. Dieses Geld gehört zweifellos mir, und daher würde es mir peinlich sein, mich selbst zu verleumden.“

Schließlich, ich wiederhole es Ihnen, ist es eine eigene Erfindung des alten Mannes, daß ihm eine Beleidigung zugefügt sei; und da wollen Sie mich nun veranlassen, ihn wegen dieser Beleidigung um Entschuldigung zu bitten; das ist doch hart.“

„Mir scheint, wenn zwei Menschen sich versöhnen wollen, so . . .“

„So ist das leicht, meinen Sie?“

„Ja.“

„Nein, manchmal ist das sehr schwer, namentlich wenn . . .“

„Namentlich wenn damit noch andere Umstände verknüpft sind. Darin stimme ich Ihnen bei, Fürst. Die Angelegenheit mit Natalja Nikolajewna und Ihrem Sohne muß von Ihnen in allen Punkten, die von Ihnen abhängen, entschieden sein, und zwar in einer für die Familie Ichmenew völlig befriedigenden Weise. Erst dann können Sie sich mit Ichmenew auch über den Prozeß mit völliger Offenheit aussprechen. Jetzt aber, wo noch nichts entschieden ist, gibt es für Sie nur einen Weg: die Unge rechtigkeit Ihrer Klage zuzugeben und sie offen, nötigenfalls sogar vor der Öffentlichkeit, zu bekennen; das ist meine Meinung. Ich spreche zu Ihnen ganz aufrichtig, da Sie selbst mich ja um meine Meinung befragt und doch wohl nicht gewünscht haben, daß ich sie schlaue verstecke. Das macht mich so kühn, Sie zu fragen: warum beunruhigen Sie sich denn so sehr um die Rückgabe dieses Geldes an Ichmenew? Wenn Sie bei diesem Prozesse das Recht auf Ihrer Seite zu haben glauben, warum wollen Sie dann das Geld zurückgeben? Verzeihen Sie meine Neugier; aber dies hängt mit den anderen Umständen eng zusammen.“

„Wie denken Sie darüber?“ fragte er plötzlich, wie wenn er meine Frage gar nicht gehört hätte. „Sind Sie davon überzeugt, daß der alte Ichmenew die zehntausend Rubel zurückweisen wird, wenn sie ihm ohne alle Entschuldigungen und . . . und . . . ohne all solche Milderungsversuche angeboten werden?“

„Selbstverständlich wird er sie zurückweisen!“

Ich wurde ganz rot und zuckte ordentlich zusammen vor Empörung. Diese unverschämte, zynische Frage wirkte auf mich, wie wenn mir der Fürst geradezu ins Gesicht gespien hätte. Und zu meiner Kränkung trug noch etwas anderes bei: die brutale, vornehme Manier, mit der er, ohne auf meine Frage zu antworten, wie wenn er sie gar nicht gehört hätte, seinerseits eine Frage stellte, wahrscheinlich um mir zu verstehen zu geben, daß ich zu weit gegangen und zu familiär geworden sei, indem ich mich erdreistet hätte, ihm solche Fragen vorzulegen. Diese vornehme Manier war mir widerwärtig, ja geradezu verhaßt, und ich hatte mich früher aus aller Kraft bemüht, sie Alexei abzugewöhnen.

„Hm! . . . Sie sind zu hitzig; aber in der Welt werden manche Dinge nicht so behandelt, wie Sie sich das vorstellen“, bemerkte der Fürst ruhig auf meinen Ausruf. „Ich glaube übrigens, daß darüber auch Natalja Nikolajewna mitreden könnte; machen Sie ihr doch Mitteilung davon! Sie könnte einen Rat geben.“

„Fällt mir nicht ein!“ erwiderte ich grob. „Sie haben nicht beliebt zu Ende zu hören, was ich soeben anfing Ihnen zu sagen, und haben mich unterbrochen. Natalja Nikolajewna wird einsehen, daß, wenn Sie das Geld ohne aufrichtige Aussprache und ohne all diese, wie Sie sich

ausdrücken, Milderungsversuche zurückgeben, dies nichts anderes bedeutet, als daß Sie dem Vater für die Tochter und ihr für Alexei eine pekuniäre Entschädigung zahlen...“

„Hm! . . . Also so haben Sie mich verstanden, mein bester Iwan Petrowitsch!“ Der Fürst lachte. Warum lachte er? „Indessen,“ fuhr er fort, „wir haben noch so vieles, so vieles miteinander zu besprechen. Aber jetzt haben wir keine Zeit. Ich bitte Sie nur, eines im Auge zu behalten: die Sache betrifft direkt Natalja Nikolajewna und ihre ganze Zukunft, und all das hängt zum Teil davon ab, wie wir beide, Sie und ich, darüber befinden, und worauf wir uns einigen. Sie sind dabei unentbehrlich; das sehen Sie selbst. Und darum können Sie, wenn Sie auch fernerhin Natalja Nikolajewnas treuer Anhänger bleiben, mir eine Unterredung nicht abschlagen, so unsympathisch ich Ihnen auch sein mag. Aber wir sind am Ziel . . . à bientôt!“

Neuntes Kapitel

Die Gräfin hatte eine schöne Wohnung inne. Die Zimmer waren komfortabel und geschmackvoll möbliert, wiewohl durchaus nicht luxuriös. Alles trug jedoch den Charakter eines nur provisorischen Domizils; dies war nur ein anständiges Quartier für eine gewisse Zeit, aber nicht der ständige, feste Wohnsitz einer reichen Familie mit aller Großartigkeit des Herrenstandes und mit allen seinen zur Notwendigkeit gewordenen launischen Eigenheiten. Es ging das Gerücht, die Gräfin werde im Sommer auf ihr (sehr heruntergekommenes und mit Hypotheken über-

laſtetes) Gut nach dem Gouvernement Simbirsk fahren, und der Fürst werde ſie begleiten. Ich hatte ſchon davon gehört und mit ernſter Sorge gedacht: wie wird ſich Alexei verhalten, wenn Katerina mit der Gräfin wegfährt? Mit Natalja hatte ich noch nicht darüber geſprochen; ich fürchtete mich; aber aus gewiſſen Anzeichen glaubte ich zu erſehen, daß auch ihr dieſes Gerücht bekannt geworden war. Aber ſie ſchwieg und litt im ſtillen.

Die Gräfin empfing mich ſehr freundlich, ſtreckte mir liebenswürdig die Hand entgegen und verſicherte, daß ſie ſchon lange gewünscht habe, mich bei ſich zu ſehen. Sie ſchenkte ſelbſt den Tee aus einem ſchönen, ſilbernen Samowar ein, um den wir uns grupperten, ich, der Fürst und noch ein ſehr vornehmer, ſchon bejahrter Herr mit einem Ordensſtern, einem etwas ſteifen Benehmen und diplomatiſchen Manieren. Dieſer Gaſt ſchien ſehr reſpektiert zu werden. Die Gräfin hatte nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande in dieſem Winter noch nicht die Möglichkeit gehabt, in Petersburg größere Verbindungen anzuknüpfen und ihre Poſition zu befeſtigen, wie das ihren Wünſchen und Erwartungen entſprochen hätte. Außer dieſem Gaſte war niemand anweſend, und es erſchien auch den ganzen Abend über niemand weiter. Ich ſuchte mit den Augen Katerina Fjodorowna; ſie war mit Alexei im Nebenzimmer, kam aber, als ſie von unſerem Kommen hörte, ſogleich zu uns herein. Der Fürst küßte ihr liebenswürdig die Hand; die Gräfin aber machte ihr eine auf mich hinweiſende Handbewegung, worauf uns der Fürst ſofort miteinander bekannt machte. Ich betrachtete ſie mit ungeduldiger Aufmerkſamkeit: ſie war eine zarte Blondine, weiß gekleidet, von kleiner Statur, mit ſtillem, ruhigem

Gesichtsausdrucke, mit ganz himmelblauen Augen, wie Alexei gesagt hatte, mit der Schönheit der Jugend, weiter nichts. Ich hatte erwartet, ein Ideal von Schönheit zu sehen; aber eigentliche Schönheit besaß sie nicht. Ein regelmäßiges, fein gezeichnetes Gesichtsoval, sehr regelmäßige Züge, dichtes, wirklich schönes Haar, eine schlichte Frisur fürs Haus, ein stiller, fester Blick – wäre ich ihr irgendwo begegnet, so wäre ich an ihr vorbeigegangen, ohne ihr irgendwelche besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; aber das war nur der Eindruck beim ersten Blick, und ich lernte sie später, im Verlaufe dieses Abends, wesentlich besser kennen. Schon allein die Art, wie sie mir die Hand reichte und mir mit naiver, gespannter Aufmerksamkeit in die Augen sah, ohne ein Wort zu sagen, überraschte mich durch ihre Seltsamkeit, und unwillkürlich lächelte ich sie an. Ich hatte die bestimmte Empfindung, ein Wesen mit wahrhaft reinem Herzen vor mir zu haben. Die Gräfin verwandte kein Auge von ihr. Nachdem Katerina mir die Hand gedrückt hatte, ging sie mit einer gewissen Hast von mir weg und setzte sich am andern Ende des Zimmers mit Alexei zusammen hin. Alexei hatte mir bei der Begrüßung zugeflüstert: „Ich bleibe hier nur einen Augenblick; dann gehe ich gleich dorthin.“

Der „Diplomat“ (ich kenne seinen Familiennamen nicht und nenne ihn daher, um ihn irgendwie zu bezeichnen, den Diplomaten) entwickelte in ruhiger, würdevoller Rede-weise irgendeine Idee. Der Fürst lächelte zustimmend in schmeichelhafter Weise; der Redende wandte sich häufig an ihn, wahrscheinlich weil er ihn für einen würdigen Zuhörer erachtete. Es wurde mir Tee gereicht, und dann ließ man mich in Ruhe, womit ich sehr zufrieden war.

Inzwischen musterte ich die Gräfin. Mein erster Eindruck war der, daß sie mir sozusagen wider meinen Willen gefiel. Sie war vielleicht in Wirklichkeit nicht mehr jung; aber mir schien sie nicht älter als achtundzwanzig Jahre zu sein. Ihr Gesicht sah noch frisch aus und war früher einmal, in ihrer ersten Jugend, gewiß sehr hübsch gewesen. Das dunkelblonde Haar war noch recht dicht; ihr Blick war außerordentlich gutmütig, hatte aber etwas Flatterhaftes, Mutwilliges, Spöttisches. Jetzt jedoch suchte sie sich aus irgendwelchem Grunde zu beherrschen. In diesem Blicke kam auch viel Verstand zum Ausdruck, aber vor allem Gutherzigkeit und Heiterkeit. Ihre Haupteigenschaften waren, wie es mir schien, ein gewisser Leichtsinn, Vergnügungssucht und ein gutmütiger Egoismus, letzterer sogar vielleicht von bedeutender Dimension. Sie stand ganz unter der Botmäßigkeit des Fürsten, der auf sie einen außerordentlich großen Einfluß ausübte. Ich wußte, daß sie ein Verhältnis miteinander hatten, und hatte auch gehört, daß er, während sie sich beide im Auslande aufhielten, für einen Liebhaber recht wenig eifersüchtig gewesen war; aber es wollte mir immer scheinen (und es scheint mir auch jetzt so), daß es, abgesehen von ihren früheren Beziehungen, noch ein anderes einigermassen geheimnisvolles Band zwischen ihnen gab, eine Art von wechselseitiger Verpflichtung, die auf irgendwelcher Spekulation beruhte; kurz, etwas in diesem Genre mußte vorliegen. Ich wußte auch, daß der Fürst im gegenwärtigen Augenblicke ihrer überdrüssig war, daß ihre Beziehungen aber trotzdem nicht abgebrochen worden waren. Vielleicht bildeten das Bindemittel damals besonders gewisse Pläne in bezug auf Katerina, Pläne, zu denen die Initiative

natürlich auf den Fürsten zurückging. Auf dieser Grundlage hatte sich der Fürst auch von einer Verheirathung mit der Gräfin losgemacht; die Gräfin hatte tatsächlich verlangt gehabt, daß er sie heirate; er aber hatte sie überredet, dazu mitzuwirken, daß eine Ehe Alexeis mit ihrer Stieftochter zustande käme.¹ Das hatte ich wenigstens aus den früheren naiven Mittheilungen Alexeis geschlossen, der wenigstens etwas davon hatte merken müssen. Es schien mir auch, zum Theil auf Grund ebenderselben Mittheilungen, daß der Fürst, obwohl die Gräfin vollständig unter seiner Herrschaft stand, doch irgendwelchen Grund hatte, sie zu fürchten. Selbst Alexei hatte das bemerkt. Ich erfuhr später, daß der Fürst sehr wünschte, die Gräfin mit jemand zu verheirathen, und daß er mit in dieser Absicht sie zu der Reise nach dem Gouvernement Simbirsk überredet hatte, weil er in der Provinz einen passenden Mann für sie zu finden hoffte.

Ich saß und hörte zu und zerbrach mir den Kopf darüber, wie ich es möglich machen könnte, recht bald mit Katerina Fjodorowna unter vier Augen zu reden. Der Diplomat antwortete auf eine Frage der Gräfin nach dem derzeitigen Stande der Dinge im Staate, nach den beginnenden Reformen, und ob man sie fürchten müsse oder es nicht zu tun brauche. Er redete viel und lange, in ruhigem, autoritativem Tone. Er entwickelte seinen Gedanken scharfsinnig und klug; aber der Gedanke selbst war widerwärtig. Er behauptete namentlich, dieser ganze Geist der Reformen und Verbesserungen werde sehr bald bestimmte Früchte zeitigen; wenn man dann diese Früchte sehe, werde man wieder zur Vernunft kommen, und dieser neue Geist werde

¹ Vergleiche die Anmerkung Bd. I S. 113.

nicht nur in der Gesellschaft (selbstverständlich meinte er damit nur einen gewissen Teil derselben) wieder vergehen, sondern man werde auch durch diese Erfahrung den begangenen Irrtum erkennen und dann mit verdoppelter Energie die alten Einrichtungen aufrechterhalten. Das jetzige Experiment, so traurig es an sich sei, werde sich doch als sehr nützlich erweisen; denn es werde lehren, daß man die allein Rettung bringenden alten Einrichtungen aufrechterhalten müsse, und werde dafür neue Mittel an die Hand geben; mithin müsse man sogar wünschen, daß jetzt so bald wie möglich mit den Reformen bis zum äußersten Grade der Unvorsichtigkeit vorgegangen werde. „Ohne uns geht es nicht,“ schloß er; „ohne uns hat noch nie ein sozialer Zustand Dauer gehabt. Wir werden nicht verlieren, sondern im Gegenteil noch gewinnen; wir werden wieder obenauf kommen, und unsere Devise muß im jetzigen Augenblicke sein: *pire ça va, mieux ça est!*“ Der Fürst lächelte ihm beifällig zu; es war ein widerliches Lächeln. Der Redner war mit sich völlig zufrieden. Ich war so dumm, daß ich etwas darauf erwidern wollte; denn in mir kochte es. Aber ein boshafter Blick des Fürsten hielt mich zurück; dieser Blick glitt flüchtig nach der Gegend hin, wo ich saß, und es schien mir, als erwarte der Fürst tatsächlich einen absonderlichen, jünglingshaften Gefühlsausbruch von meiner Seite; er wünschte das sogar vielleicht, um sich daran zu ergötzen, wie ich mich bloßstellen würde. Zugleich war ich fest davon überzeugt, daß der Diplomat unfehlbar meine Erwiderung und vielleicht sogar mich selbst unbeachtet lassen werde. Es wurde mir zu einer wahren Pein, mit diesen Menschen zusammenzusitzen; aber Alexei wurde mein Retter.

Er trat sachte zu mir heran, berührte mich an der Schulter und bat mich, auf ein paar Worte mitzukommen. Ich erriet, daß er von Katerina geschickt war. So war es auch. Einen Augenblick darauf saß ich bereits neben ihr. Anfangs blickte sie mich nur unverwandt an, wie wenn sie im stillen sagte: „Also so siehst du aus!“ und im ersten Augenblicke fanden wir beide nicht die richtigen Worte, um das Gespräch zu beginnen. Ich war jedoch überzeugt, daß sie nur anzufangen brauchte, um dann nicht wieder aufzuhören, und wenn es bis zum andern Morgen dauerte. Es huschte mir ein Gedanke an das „fünf- bis sechsstündige Gespräch“ durch den Kopf, das Alexei einmal erwähnt hatte. Alexei saß bei uns und wartete mit Ungeduld darauf, daß wir anfangen würden zu reden.

„Warum redet ihr denn nicht?“ fragte er, indem er uns lächelnd anblickte. „Nun sind sie zusammengekommen und schweigen!“

„Ach, Alexei, wie du auch bist... wir werden gleich miteinander reden“, antwortete Katerina. „Wir haben ja so vieles zusammen zu besprechen, Iwan Petrowitsch, daß ich gar nicht weiß, womit ich anfangen soll. Wir sind sehr spät miteinander bekannt geworden; es hätte schon viel früher geschehen sollen; ich kenne Sie allerdings schon lange. Und ich habe so sehr gewünscht, Sie zu sehen. Ich habe sogar schon daran gedacht, Ihnen einen Brief zu schreiben...“

„Worüber denn?“ fragte ich, unwillkürlich lächelnd.

„Über alles mögliche“, antwortete sie ganz ernsthaft. „Zum Beispiel darüber, ob es richtig ist, was er von Natalja Nikolajewna erzählt, daß sie es nicht übelnimmt,

wenn er sie gerade in dieser Zeit allein läßt. Nun, darf sich denn jemand so benehmen, wie er es tut? Nun, warum sitzt du denn hier, sag doch mal!"

„Ach, mein Gott, ich werde ja gleich hinfahren. Ich habe ja gesagt, daß ich nur noch einen Augenblick hier bleiben und sehen will, wie ihr beide miteinander redet, und dann will ich sofort hin.“

„Aber was tun wir beide denn hier zusammen, was dich so interessiert? Nun, da sitzen wir, hast du es gesehen? Und so ist er immer“, fügte sie, leise errötend, hinzu und wies mit dem Finger auf ihn. „Ein Augenblickchen,“ sagt er, „nur ein Augenblickchen!“ aber ehe man es sich versieht, hat er bis Mitternacht dageessen, und dann ist es für andere Besuche zu spät. Er sagt: „Sie wird nicht böse darüber; sie hat ein gutes Herz!“ Das ist seine Denkungsweise! Nun ist das hübsch? Ist das edel?“

„Nun, meinetwegen will ich hinfahren“, antwortete Alexei in kläglichem Tone. „Ich wäre nur so gern noch ein bißchen bei euch geblieben . . .“

„Was hast du denn von uns? Wir müssen vielmehr über viele Dinge unter vier Augen sprechen. Aber höre, nimm das nicht übel; es ist eben notwendig; versteh das wohl!“

„Wenn das notwendig ist, dann will ich sogleich . . . was ist dabei übelzunehmen? Ich will nur noch auf ein Augenblickchen zu Eow und dann gleich zu ihr. Noch eins, Swan Petrowitsch,“ fuhr er fort, während er nach seinem Hute griff, „Sie wissen, daß mein Vater auf das Geld verzichten will, das er in dem Prozesse mit Ichmenew gewonnen hat?“

„Ja, ich weiß es; er hat es mir gesagt.“

„Wie edel er daran handelt! Katerina da glaubt nicht, daß das edel von ihm gehandelt ist. Setzen Sie ihr das doch auseinander! Lebe wohl, Katerina, und, bitte, zweifle nicht daran, daß ich Natalja liebe. Und warum gebt ihr alle mir solche Vorschriften und macht mir Vorwürfe und beobachtet mein Tun und Lassen, gerade wie wenn ich unter eurer Aufsicht stände? Sie weiß, wie sehr ich sie liebe, und hat Vertrauen zu mir, und ich weiß, daß sie zu mir Vertrauen hat. Ich liebe sie ohne alle Künsteleien, ohne alle Verpflichtungen. Ich weiß nicht, wie ich sie liebe. Ich liebe sie einfach. Und darum ist gar kein Grund vorhanden, mich wie einen Verbrecher ins Verhör zu nehmen. Da, frage nur Iwan Petrowitsch; jetzt ist er hier und wird es dir bestätigen; daß Natalja eifersüchtig ist, und daß sie mich zwar sehr liebt, daß aber in ihrer Liebe doch viel Egoismus steckt, weil sie mir nichts zum Opfer bringen will.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich erstaunt; ich traute meinen Ohren nicht.

„Was redest du da, Alexei?“ rief Katerina, beinah schreiend, und schlug die Hände zusammen.

„Nun ja; was ist da zu wundern? Iwan Petrowitsch weiß es. Sie verlangt immer, daß ich bei ihr bleiben soll. Und wenn sie es auch nicht mit Worten verlangt, so ist doch deutlich, daß sie es gern möchte.“

„Schämst du dich denn nicht? Schämst du dich denn nicht?“ sagte Katerina, die vor Zorn ganz rot geworden war.

„Warum soll ich mich denn schämen? Aber wirklich, wie du auch bist, Katerina! Ich liebe sie ja mehr, als sie glaubt; aber wenn sie mich in der richtigen Art liebte, so wie ich

sie liebe, dann würde sie mir gewiß ihr Vergnügen zum Opfer bringen. Sie schießt mich allerdings selbst weg; aber ich sehe es ihr ja am Gesichte an, daß ihr das schmerzlich ist; also ist es für mich ganz dasselbe, wie wenn sie mich zurückhielte.“

„Nein, da steckt etwas dahinter!“ rief Katerina, indem sie sich mit zornfunkelnden Augen wieder an mich wandte. „Gestehe, Alexei, gestehe sofort: alles das hat dir dein Vater gesagt? Heute gesagt? Und bitte, suche mich nicht zu täuschen: ich bekomme es doch sofort heraus! Ist es so oder nicht?“

„Nun ja, er hat es zu mir gesagt“, antwortete Alexei verlegen. „Aber was ist dabei? Er hat mit mir heute so freundlich und herzlich gesprochen; und sie hat er mir gegenüber immer gelobt, so daß ich ordentlich erstaunt war: sie hat ihn so beleidigt, und er lobt sie noch so!“

„Und Sie, Sie haben ihm geglaubt,“ sagte ich, „Sie, dem sie alles gegeben hat, was sie nur geben konnte? Ja selbst jetzt, noch heute war ihre einzige Sorge, Sie könnten sich bei ihr unbehaglich fühlen, und sie könnte Ihnen an dem Besuche bei Katerina Fjodorowna hinderlich sein! Das hat sie mir selbst heute gesagt. Und auf einmal haben Sie diesen Lügenreden Glauben geschenkt! Schâmen Sie sich denn nicht?“

„Du Undankbarer! Aber er schâmt sich ja nie, über nichts!“ sagte Katerina mit einer wegwerfenden Handbewegung nach ihm hin, als ob er ein total verdorbener Mensch wäre.

„Aber was wollt ihr denn eigentlich?“ fuhr Alexei in klâglichem Tone fort. „Und so bist du immer, Katerina! Immer findest du an mir nur Schlechtes . . . Von Ivan

Petrowitsch will ich schon gar nicht reden! Ihr glaubt, daß ich Natalja nicht liebe. Das mit ihrem Egoismus habe ich anders gemeint. Ich wollte nur sagen, daß sie mich gar zu sehr liebt, in einer maßlosen Weise, und daß sie dadurch sowohl mir als auch sich selbst das Leben schwer macht. Mein Vater aber wird mich nie betrügen, selbst wenn er es wollte. Ich lasse mich nicht betrügen. Er hat überhaupt nicht gesagt, daß sie eine Egoistin wäre, im schlimmen Sinne des Wortes; ich habe ihn ganz gut verstanden. Er hat alles genau so gesagt, wie ich es jetzt wiedergegeben habe: ihre Liebe zu mir sei so groß und übermäßig, daß sie geradezu zum Egoismus werde; sie mache dadurch sowohl mir als auch sich selbst das Leben schwer, und das werde später für mich noch schlimmer werden. Na, damit hat er doch die Wahrheit gesagt, aus Liebe zu mir, und darin liegt doch nichts Beleidigendes für Natalja; im Gegenteil hat er anerkannt, daß ihre Liebe sehr groß ist, ja übermäßig, geradezu sinnlos . . .“

Aber Katerina unterbrach ihn und ließ ihn nicht zu Ende reden. Sie machte ihm heftige Vorwürfe und bewies ihm, daß sein Vater nur deswegen Natalja zuerst gelobt habe, um ihn durch seine scheinbare Güte zu täuschen, und nur in der Absicht, heimlich und unmerklich Alexei selbst gegen sie aufzuwiegeln und so ihre Verbindung zu zerreißen. Sie setzte ihm mit ebensoviel Wärme als Klugheit auseinander, daß Natalja ihn liebe, daß aber keine Liebe das verzeihen könne, was er ihr antue, und daß der wahre Egoist hierbei er selbst, Alexei, sei. Allmählich brachte Katerina ihn in einen Zustand schrecklicher Traurigkeit und tiefer Reue; er saß mit niedergeschlagenen Augen und einer Märtyrermiene neben uns, gab keine Antworten

mehr und schien völlig vernichtet zu sein. Aber Katerina war unerbittlich. Ich betrachtete sie mit größter Spannung. Es war mein lebhafter Wunsch, dieses seltsame Mädchen sobald wie möglich kennen zu lernen. Sie war noch vollständig Kind, aber ein merkwürdiges Kind mit bestimmten Ansichten, festen Grundsätzen und einer leidenschaftlichen angeborenen Liebe zum Guten und zur Gerechtigkeit. Wenn man sie wirklich noch ein Kind nennen konnte, so gehörte sie zu der Kategorie der denkenden Kinder, die in unseren Familien ziemlich zahlreich sind. Es war klar, daß sie schon viel nachgedacht hatte. Es mußte interessant sein, in dieses denkende Köpfchen hineinzublicken und zu sehen, wie sich dort rein kindliche Ideen und Vorstellungen mit ernstern, aus eigener Erfahrung gewonnenen Gefühlen und Lebensbeobachtungen (denn Katerina hatte schon gelebt) mischten und zugleich auch mit Ideen, die ihr noch unverständlich waren und nicht ihrer Erfahrung entstammten, sondern ihr theoretisch, in Büchern, imponiert hatten; diese letzteren Ideen waren wahrscheinlich sehr zahlreich, und sie bildete sich wohl ein, durch eigene Erfahrung zu ihnen gelangt zu sein. Im Verlaufe dieses ganzen Abends und in der Folgezeit habe ich, wie ich glaube, Katerina ziemlich gut kennen gelernt. Ihr Herz war leicht erregbar und den Affekten zugänglich. In manchen Fällen verschmähte sie gewissermaßen die Kunst der Selbstbeherrschung, stellte die Wahrheit über alles, hielt den gesamten Zwang des gesellschaftlichen Lebens für törichte konventionelle Form und war, wie es schien, auf diese Anschauung stolz, wie man das bei vielen temperamentvollen Menschen findet, sogar bei solchen, die über die Jahre der Jugend schon hinaus sind. Aber gerade das verlieh ihr einen besonderen

Reiz. Sie liebte es sehr, nachzudenken und nach der Wahrheit zu forschen, verfuhr aber dabei so frei von aller Pedanterie und mit so kindlicher Munterkeit, daß man gleich beim ersten Blick dieses ihr originelles Benehmen nett fand und sich mit ihm aussöhnte. Ich dachte an Ljow und Boris, und es schien mir, daß das alles durchaus in der Natur der Dinge liege. Und merkwürdig: ihr Gesicht, an dem ich beim ersten Blick nichts besonders Schönes wahrgenommen hatte, wurde gleich an diesem Abend mit jedem Augenblicke für mich immer schöner und anziehender. Diese naive Verquickung von Kind und denkendem Weibe, dieser kindliche und im höchsten Grade aufrichtige Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit und dieser unerschütterliche Glaube an den Erfolg des eigenen Strebens, all dies erleuchtete ihr Gesicht gleichsam von innen heraus mit einem schönen Lichte und verlieh ihm eine hohe, geistige Schönheit, und man begriff, daß es einem nicht so schnell gelingen konnte, diese Schönheit, die sich nicht jedem gewöhnlichen, gleichgültigen Blicke darbot, in ihrem ganzen Umfange und Inhalt zu erfassen. Und es wurde mir verständlich, daß Alexei sich zu ihr leidenschaftlich hingezogen fühlen mußte. Er, der nicht selbst denken und urteilen konnte, liebte gerade diejenigen, die für ihn dachten und dies sogar gern taten; Katerina aber hatte ihn schon ganz unter ihre Vormundschaft genommen. Sein Herz war von unerschütterlichem Edelsinn und unterwarf sich allem, was ehrenhaft und schön war; Katerina aber hatte schon mit all der Offenheit, die eine Folge ihres kindlichen Wesens und ihrer Sympathie mit ihm war, ihn in ihren Gesprächen vieles von ihrer Seele sehen lassen. Er besaß nicht eine Spur von eigener Willenskraft; sie dagegen hatte einen

sehr energischen, kräftigen, feurig aufflammenden Willen; Alexei aber konnte sich nur an jemand anschließen, der imstande war, ihn zu beherrschen und ihm geradezu zu befehlen. Dies war es auch zum Teil gewesen, was ihn in der ersten Zeit seiner Verbindung mit Natalja an diese gefesselt hatte; aber Katerina hatte etwas sehr Wesentliches vor Natalja voraus: sie war selbst noch Kind, und es war zu erwarten, daß sie noch lange Kind bleiben werde. Diese ihre Kindlichkeit, ihr klarer Verstand und gleichzeitig ein gewisser Mangel an Urteilskraft, alle diese Momente machten sie zu Alexeis Geistesverwandter. Er fühlte das, und daher übte Katerina auf ihn eine immer stärkere und stärkere Anziehungskraft aus. Ich bin überzeugt, daß, wenn sie miteinander unter vier Augen sprachen, sie neben ernstern Auseinandersetzungen Katerinas über „Propaganda“ sich auch manchmal über Spielsachen unterhielten. Und obgleich Katerina ihn wahrscheinlich sehr oft abkanzelte und ihn schon ganz in ihrer Botmäßigkeit hielt, so fühlte er sich im Verkehr mit ihr doch behaglicher als im Verkehr mit Natalja. Sie waren gleichartiger, und das war die Hauptsache.

„Hör auf, Katerina, hör auf; genug davon; das Resultat ist immer, daß du recht hast und ich unrecht. Das kommt daher, daß deine Seele reiner ist als die meinige“, sagte Alexei, indem er aufstand und ihr zum Abschiede die Hand reichte. „Ich will sofort zu ihr, ohne erst zu Ljow heranzufahren.“

„Bei Ljow hast du auch gar nichts zu tun; daß du aber jetzt folgsam bist und zu ihr hinfährst, das ist sehr liebenswürdig von dir.“

„Und du bist tausendmal liebenswürdiger als alle“,

antwortete der betrübte Alexei. „Iwan Petrowitsch, ich möchte noch ein paar Worte mit Ihnen reden.“

Wir traten einige Schritte zur Seite.

„Ich habe mich heute unwürdig benommen,“ flüsterte er mir zu; „ich habe mich gemein betragen; ich muß mich vor allen Menschen in der Welt schämen und habe mich am allermeisten gegen die beiden vergangen. Heute nach dem Mittagessen machte mich mein Vater mit Mademoiselle Alexandrine bekannt, einer Französin, einem entzückenden Weibe. Ich . . . ließ mich hinreißen und . . . nun, was soll ich noch weiter sagen, ich bin nicht mehr wert, mit ihnen zu verkehren . . . Leben Sie wohl, Iwan Petrowitsch!“

„Er ist ein guter, edeldenkender Mensch,“ sagte Katerina eilig, als ich mich wieder zu ihr setzte; „aber über ihn werden wir später noch viel zu sprechen haben; jetzt müssen wir uns vor allen Dingen über einen Punkt einigen: wie denken Sie über den Fürsten?“

„Ich halte ihn für einen sehr schlechten Menschen.“

„Ich ebenfalls. Also sind wir darin einer Meinung; dadurch werden uns die weiteren Erörterungen erleichtert werden. Nun über Natalja Nikolajewna! . . . Wissen Sie, Iwan Petrowitsch, ich sitze hier sozusagen im Dunkeln und habe auf Sie gewartet wie auf das Licht. Sie müssen mir das alles erklären; denn gerade in diesem Hauptpunkte beruht mein Urteil nur auf Mutmaßungen, auf dem, was mir Alexei erzählt hat. Und außer ihm hatte ich bisher niemand, von dem ich hätte etwas erfahren können. Sagen Sie erstens (und das ist die Hauptsache), wie denken Sie darüber: werden Alexei und Natalja miteinander glücklich sein? Das muß ich vor allen Dingen wissen, um mir ein

endgültiges Urtheil zu bilden; erst dann werde ich wissen, wie ich selbst zu handeln habe.“

„Wie kann man aber das mit Sicherheit sagen?“

„Mit Sicherheit kann man es natürlich nicht sagen“, unterbrach sie mich. „Aber welches ist Ihre Ansicht? Denn Sie sind ein sehr verständiger Mensch.“

„Meiner Ansicht nach können sie miteinander nicht glücklich sein.“

„Warum denn nicht?“

„Sie sind nicht gleichartig.“

„Das hatte ich mir doch gedacht!“

Sie faltete wie in tiefem Kummer die Hände.

„Setzen Sie mir das eingehender auseinander! Hören Sie: ich möchte schrecklich gern mit Natalja zusammenkommen; denn ich habe mit ihr vieles zu besprechen und meine, daß wir beide, sie und ich, für alle schwebenden Fragen die richtige Lösung finden werden. Jetzt aber muß ich mir immer nur so im Kopfe ein Bild von ihr machen: sie ist gewiß furchtbar klug, ernst, wahrheitsliebend und schön. Nicht wahr?“

„Ja.“

„Davon bin ich überzeugt gewesen. Nun aber, wenn sie so ist, wie hat sie denn Alexei, einen solchen Knaben, lieb gewinnen können? Das erklären Sie mir! Ich denke oft darüber nach.“

„Das läßt sich nicht erklären, Katerina Fjodorowna; es ist schwer, zum Verständniß darüber zu gelangen, warum und wie jemand einen andern lieb gewinnen kann. Ja, er ist ein Kind. Aber wissen Sie wohl, daß man auch ein Kind lieb gewinnen kann?“ (Das Herz wurde mir ganz weich, während ich sie so ansah und ihr in die Augen blickte, die

unverwandt mit tiefer, ernster, ungeduldiger Aufmerksamkeit auf mich gerichtet waren.) „Und je weniger Ähnlichkeit Natalja selbst mit einem Kinde hat,“ fuhr ich fort, „je ernster sie ist, um so eher konnte sie ihn lieb gewinnen. Er ist wahrheitsliebend, aufrichtig, schrecklich naiv und manchmal in seiner Naivität allerliebste. Vielleicht hat sie ihn . . . wie soll ich mich ausdrücken? . . . vielleicht hat sie ihn sozusagen aus Mitleid lieb gewonnen. Ein hochgesinntes Herz kann jemanden aus Mitleid lieb gewinnen . . . Ich fühle jedoch, daß ich nicht imstande bin, Ihnen in dieser Hinsicht etwas zu erklären; statt dessen möchte ich an Sie selbst die Frage richten: Sie lieben ihn ja doch?“

Ich stellte ihr kühn diese Frage und fühlte, daß ich durch die Eilfertigkeit derselben die völlige, kindliche Reinheit ihrer klaren Seele nicht trüben konnte.

„Ich weiß es wirklich noch nicht,“ antwortete sie mir leise, indem sie mir mit hellem Blicke in die Augen sah; „aber ich glaube, ich liebe ihn sehr . . .“

„Nun, also sehen Sie! Können Sie aber auseinandersehen, warum Sie ihn lieben?“

„Er ist ohne Falsch“, antwortete sie nach einigem Nachdenken. „Und wenn er mir gerade in die Augen blickt und dabei redet, so gefällt mir das . . . Hören Sie, Iwan Petrowitsch, da rede ich nun mit Ihnen davon, und ich bin ein Mädchen und Sie ein Mann: ist das nun gut von mir gehandelt oder schlecht?“

„Was kann denn daran schlecht sein?“

„Das meine ich auch. Gewiß, was kann daran schlecht sein? Aber die da“ (sie deutete mit den Augen nach der Gruppe hin, die um den Samowar saß); „die würden gewiß sagen, es sei schlecht. Haben sie nun recht oder unrecht?“

„Unrecht! Da Sie in Ihrem Herzen nicht das Gefühl haben, schlecht zu handeln, so . . .“

„Ja, so mache ich es immer“, unterbrach sie mich; sie hatte es offenbar eilig, da sie noch recht vieles mit mir besprechen wollte. „Sobald ich über irgend etwas im unklaren bin, befrage ich sogleich mein Herz, und wenn das ruhig ist, dann bin ich auch selbst ruhig. So muß man es immer machen. Und mit Ihnen rede ich deshalb so ganz offen, als ob ich mit mir selbst spräche, weil Sie erstens ein prächtiger Mensch sind und ich von Ihren früheren Beziehungen zu Natalja weiß, vor dem Verhältnis mit Alexei, und ich habe geweint, als ich es hörte.“

„Wer hat Ihnen denn das erzählt?“

„Natürlich Alexei, und er weinte selbst dabei: das war sehr gut von seiner Seite und gefiel mir sehr. Mir scheint, daß er Sie mehr liebt als Sie ihn, Iwan Petrowitsch. Sehen Sie, durch solche Züge hat er mir eben gefallen. Nun, und zweitens rede ich mit Ihnen deshalb so aufrichtig wie mit mir selbst, weil Sie ein sehr kluger Mensch sind und mir viele gute Ratschläge geben und mich belehren können.“

„Woher wissen Sie denn das, daß ich so klug bin, daß ich Sie belehren kann?“

„Ach, was ist das für eine Frage!“

Sie dachte nach.

„Ich habe ja davon nur so nebenbei angefangen zu reden; lassen Sie uns nun von der Hauptsache sprechen! Belehren Sie mich, Iwan Petrowitsch: sehen Sie, ich fühle jetzt, daß ich Nataljas Nebenbuhlerin bin; ich weiß das; wie soll ich nun handeln? Aus diesem Grunde habe ich Sie auch gefragt, ob die beiden miteinander glücklich sein werden.“

Ich denke darüber Tag und Nacht nach. Nataljas Lage ist schrecklich, ganz schrecklich! Er hat ja ganz aufgehört, sie zu lieben, und mich liebt er von Tag zu Tag mehr. Es ist doch so?"

„Es scheint allerdings so.“

„Und dabei betrügt er sie nicht. Er weiß selbst nicht, daß er aufhört, sie zu lieben; sie aber weiß es sicherlich. Welche Qualen mag sie da ausstehen!“

„Was wollen Sie nun tun, Katerina Fjodorowna?“

„Ich habe eine ganze Menge Pläne,“ antwortete sie ernst, „bin aber in großer Verwirrung. Eben deswegen habe ich Sie mit solcher Ungeduld erwartet, damit Sie mir alle diese Zweifel lösen. Sie kennen diese ganze Angelegenheit weit besser als ich. Sie sind für mich jetzt sozusagen ein Gott. Hören Sie, am Anfang hatte ich so gedacht: wenn sie einander lieben, so ist es recht und billig, daß sie glücklich werden, und daher muß ich mich zum Opfer bringen und ihnen helfen. So ist es doch?“

„Ich weiß, daß Sie sich zum Opfer gebracht haben.“

„Ja, ich habe mich zum Opfer gebracht; aber dann später, als er anfing häufiger zu mir zu kommen und mich immer mehr zu lieben, da wurde ich nachdenklich und denke nun immer: soll ich mich zum Opfer bringen oder nicht? Das ist doch sehr schlecht von mir, nicht wahr?“

„Es ist nur natürlich,“ erwiderte ich; „es muß so sein . . . und Sie tragen keine Schuld.“

„Ich bin doch anderer Ansicht; Sie sagen das nur, weil Sie so gut sind. Ich meine aber, daß mein Herz nicht ganz rein ist. Wäre mein Herz rein, so würde ich wissen, wofür ich mich zu entscheiden habe. Aber lassen wir das! Darauf habe ich etwas mehr über ihre gegenseitigen

Beziehungen gehört, vom Fürsten, von Mama, von Alexei selbst, und habe herausgeföhlt, daß sie nicht zueinander passen; und Sie bestätigen mir das jetzt. Da habe ich nun weiter überlegt: wie soll ich mich jetzt verhalten? Denn wenn zu erwarten ist, daß sie miteinander unglücklich sein werden, so ist es für sie das beste, sich zu trennen; und darauf habe ich mir vorgenommen, Sie recht genau nach allem zu befragen und selbst zu Natalja zu fahren und mit ihr die ganze Sache zu erledigen.“

„Aber wie zu erledigen, das ist die Frage.“

„Ich will zu ihr sagen: Sie lieben ihn ja über alles; daher müssen Sie auch sein Glück höher stellen als das Ihrige; folglich müssen Sie sich von ihm trennen.“

„Ja, aber was meinen Sie, wie sie das aufnehmen wird? Und wenn sie Ihnen zustimmt, wird sie imstande sein, es auszuführen?“

„Das ist's gerade, worüber ich Tag und Nacht nachdenke, und . . . und . . .“

Sie brach plötzlich in Tränen aus.

„Sie glauben gar nicht, wie leid mir Natalja tut“, flüsterte sie mit zuckenden Lippen.

Ich hatte nichts weiter hinzuzufügen. Ich schwieg und hätte, wie ich sie so ansah, am liebsten selbst losgeweint, nicht aus Schmerz, sondern aus einer Art von Liebe. Was war sie für ein liebes, liebes Kind! Ich fragte sie nicht, weshalb sie denn sich selbst für fähig halte, Alexei glücklich zu machen.

„Lieben Sie die Musik?“ fragte sie, nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, aber noch wehmütig von den soeben vergossenen Tränen.

„O ja“, antwortete ich etwas verwundert.

„Wenn wir Zeit hätten, würde ich Ihnen das dritte Konzert von Beethoven vorspielen. Ich spiele es jetzt. Darin sind alle diese Gefühle ausgedrückt . . . ganz genau so, wie ich sie jetzt empfinde. So scheint es mir wenigstens. Aber das müssen wir auf ein andermal verschieben; jetzt haben wir noch miteinander zu reden.“

Wir berieten nun darüber, wie ihre geplante Begegnung mit Natalja ins Werk zu setzen sei. Sie teilte mir mit, daß sie unter Aufsicht gehalten werde; wiewohl ihre Stiefmutter gut sei und sie liebe, werde sie ihr doch unter keinen Umständen erlauben, Natalja Nikolajewnas Bekanntschaft zu machen; daher habe sie sich zur Anwendung einer List entschlossen. Vormittags fahre sie manchmal spazieren, aber fast immer mit der Gräfin zusammen. Mitunter jedoch fahre die Gräfin nicht mit, sondern lasse sie mit der Französin allein fahren, die jetzt krank sei. Das geschehe, wenn die Gräfin Kopfschmerzen habe, und daher müsse man abwarten, bis die Kopfschmerzen sich wieder einmal einstellten. Bis dahin aber werde es ihr schon gelingen, ihre Französin (eine alte Dame, so eine Art von Gesellschafterin) auf ihre Seite zu bringen; denn diese Französin sei eine herzensgute Person. Als Resultat ergab sich, daß es schlechterdings unmöglich sei, im voraus den Tag zu bestimmen, an dem der Besuch bei Natalja stattfinden solle.

„Sie werden es nicht bereuen, Nataljas Bekanntschaft gemacht zu haben“, sagte ich. „Sie wünscht selbst lebhaft, Sie kennen zu lernen, und das ist auch nötig, schon damit sie weiß, wem sie ihren Alexei übergibt. Gramen Sie sich über diese ganze Angelegenheit nicht zu sehr. Die Zeit wird auch ohne Ihre Sorgen die Lösung bringen. Sie fahren ja doch aufs Land?“

„Ja, bald, vielleicht nach einem Monat,“ antwortete sie; „und ich weiß, daß der Fürst darauf bestehen wird.“

„Was meinen Sie, wird Alexei mit Ihnen mitfahren?“

„Sehen Sie, daran hatte ich soeben auch gedacht!“ sagte sie, mich unverwandt anblickend. „Glauben Sie nicht, daß er mitkommen wird?“

„Ganz bestimmt.“

„Mein Gott, was aus alledem noch werden wird, das weiß ich nicht! Hören Sie, Iwan Petrowitsch, ich werde Ihnen von allem, was vorfällt, schreiben; ich werde Ihnen oft und viel schreiben. Ich bin nun einmal Ihr Quälgeist geworden. Werden Sie vorher noch oft zu uns kommen?“

„Das weiß ich nicht, Katerina Fjodorowna; das wird von den Umständen abhängen. Vielleicht werde ich überhaupt nicht wieder herkommen.“

„Warum denn nicht?“

„Das können verschiedene Ursachen bewirken, besonders meine Beziehungen zum Fürsten.“

„Er ist ein unehrlicher Mensch!“ erwiderte Katerina in entschiedenem Tone. „Aber wissen Sie, Iwan Petrowitsch, wie wär's, wenn ich zu Ihnen käme? Würde das von mir gut gehandelt sein oder nicht?“

„Wie denken Sie selbst darüber?“

„Ich glaube gut. Ich würde einfach so gelegentlich zu Ihnen herankommen . . .“ fügte sie lächelnd hinzu. „Ich sage das, weil ich Sie nicht nur hochschätze, sondern auch sehr gern habe . . . Und ich kann von Ihnen vieles lernen. Und ich habe Sie sehr gern . . . Ich brauche mich doch nicht darüber zu schämen, daß ich so zu Ihnen spreche?“

„Was ist da zu schämen? Auch Sie sind mir lieb und wert wie eine nahe Verwandte.“

„Sie wollen also mein Freund sein?“

„Das will ich, gewiß!“ antwortete ich.

„Nun, die da würden bestimmt sagen, daß ich mich schämen müsse, und daß sich ein junges Mädchen nicht so benehmen dürfe“, bemerkte sie, indem sie wieder mit den Augen nach der Gesellschaft am Teetisch hindeutete.

Ich schiebe hier die Bemerkung ein, daß der Fürst uns anscheinend absichtlich allein ließ, damit wir uns nach Belieben miteinander aussprechen könnten.

„Ich weiß ja sehr gut,“ fügte sie hinzu: „der Fürst hat es auf mein Geld abgesehen. Von mir glauben sie, daß ich noch ein vollständiges Kind sei, und sagen mir das sogar geradezu. Ich jedoch glaube das nicht. Ich bin kein Kind mehr. Sie sind sonderbare Menschen; sie sind ja selbst wie Kinder; wozu machen sie sich nur so viel Mühe und Sorge?“

„Katerina Fjodorowna, ich wollte Sie noch fragen: was sind das für Leute, Ljow und Boris, die Alexei so oft besucht?“

„Es sind entfernte Verwandte von mir. Sie sind sehr kluge und sehr ehrenhafte Menschen; aber sie reden furchtbar viel . . . Ich kenne sie genau . . .“

Sie lächelte.

„Ist das wahr, daß Sie ihnen seinerzeit eine Million schenken wollen?“

„Nun, sehen Sie, zum Beispiel gleich diese Million! Da schwagen sie nun schon so viel von ihr, daß es gar nicht mehr zu ertragen ist. Gewiß, ich gebe mit Freuden für alle nützlichen Zwecke etwas her; wozu hat man denn sonst das viele Geld, nicht wahr? Vorläufig jedoch bin ich ja noch gar nicht in der Lage, etwas herzugeben; sie aber ver-

teilen es jetzt schon und überlegen und schreiben und disputieren über die beste Verwendung und zankten sich sogar deswegen; es ist ein ganz wunderliches Benehmen. Sie haben es gar zu eilig. Aber doch sind sie so offenherzige und . . . verständige Menschen. Sie lernen fleißig. Das ist immer besser als die Art, in der manche anderen leben. Nicht wahr?"

So sprachen wir noch über vieles miteinander. Sie erzählte mir beinahe ihre ganze Lebensgeschichte und hörte mit lebhaftem Interesse meine Erzählungen an. Immer verlangte sie, ich solle ihr noch mehr von Natalja und Alexei erzählen. Es war schon zwölf Uhr, als der Fürst zu mir trat und mir zu verstehen gab, daß es Zeit sei aufzubrechen. Ich empfahl mich. Katerina drückte mir herzlich die Hand und sah mich bedeutsam an. Die Gräfin bat mich, meinen Besuch zu wiederholen; ich ging mit dem Fürsten zusammen hinaus.

Ich kann mich nicht enthalten, eine seltsame und vielleicht gar nicht zur Sache gehörige Bemerkung hier herzusetzen. Aus meinem dreistündigen Gespräche mit Katerina hatte ich unter anderm die wunderliche, aber zugleich feste Überzeugung gewonnen, daß sie noch bis zu dem Grade völlig Kind war, daß sie von den geheimen Beziehungen zwischen Mann und Frau keine Kenntniß besaß. Manchen ihrer Darlegungen und überhaupt dem ernstesten Tone, mit dem sie über viele sehr wichtige Dinge sprach, verlieh das eine außerordentliche Komik.

Zehntes Kapitel

Wissen Sie was?“ sagte der Fürst zu mir, als er sich mit mir in den Wagen setzte, „wie wär's, wenn wir jetzt soupierten, wie? Wie denken Sie darüber?“

„Ich weiß wirklich nicht, Fürst“, antwortete ich unentschlossen. „Ich esse nie zu Abend...“

„Nun, selbstverständlich wollen wir beim Abendessen auch miteinander reden“, fügte er hinzu, indem er mir unverwandt und listig gerade in die Augen sah.

Das war nicht mißzuverstehen! „Er will sich mit mir aussprechen,“ dachte ich; „und mir ist das gerade sehr erwünscht.“ Ich willigte ein.

„Also abgemacht. Nach der Großen Morstaja-Straße zu D.“

„In ein Restaurant?“ fragte ich, etwas unangenehm berührt.

„Ja. Was ist dabei? Ich soupiere nur selten zu Hause. Erlauben Sie mir denn nicht, Sie einzuladen?“

„Aber ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich nie zu Abend esse.“

„Nun, einmal können Sie schon eine Ausnahme machen. Überdies lade ich Sie ja ein...“

Das hieß: „Ich werde für dich bezahlen“; ich war überzeugt, daß er das absichtlich hinzufügte. Ich ließ mich von ihm mitnehmen, nahm mir aber vor, im Restaurant für mich selbst zu bezahlen. Wir kamen hin. Der Fürst nahm ein besonderes Zimmer und wählte mit Geschmack und Sachkenntnis zwei, drei Gerichte aus. Diese Gerichte waren teuer, ebenso wie die Flasche feinen Tischweines, die er bringen ließ. All das paßte nicht für mein Portez-

monnaie. Ich warf einen Blick auf die Karte und bestellte mir ein halbes Haselhuhn und ein Glas Kasitte. Der Fürst war entrüstet.

„Sie wollen nicht mit mir soupiieren! Das ist ja geradezu lächerlich. Pardon, mon ami; aber das ist . . . eine empörende Pedanterie. Das ist eine ganz kleinliche Eigenliebe. Es scheint fast, als ob da die Standesinteressen ins Spiel kämen; ich möchte darauf wetten, daß es der Fall ist. Ich versichere Ihnen, daß Sie mich beleidigen.“

Aber ich bestand auf meinem Willen.

„Nun, wie Sie wollen“, sagte er. „Ich will Sie nicht nötigen . . . Sagen Sie, Iwan Petrowitsch, kann ich mit Ihnen ganz freundschaftlich reden?“

„Ich bitte darum.“

„Nun also, meiner Ansicht nach schaden Sie durch eine solche Pedanterie sich selbst. In derselben Weise schaden sich auch alle Ihre Berufsgenossen. Sie sind Schriftsteller und müssen dazu die Welt kennen; aber Sie ziehen sich von allem zurück. Ich rede jetzt nicht von Haselhühnern; aber Ihr Streben geht ja dahin, jede Berührung mit unseren Kreisen vollständig zu vermeiden, und das ist entschieden nachteilig. Ganz abgesehen davon, daß Sie in materieller Hinsicht viel verlieren (ich meine die Karriere), ist doch schon das zu erwägen, daß Sie das, was Sie schildern wollen, kennen lernen müssen, und in den Novellen kommen doch auch Grafen und Fürsten und Boudoirs vor . . . Aber was rede ich da! Bei euch neueren Schriftstellern ist ja immer nur die Rede von Armut, von verlorenen Mänteln, von Revisoren, von hitzigen Offizieren und Beamten, von

alten Zeiten und von Sektiererwesen, ich weiß, ich weiß . . .“

„Sie irren sich, Fürst; wenn ich mich von Ihren sogenannten höheren Kreisen fernhalte, so tue ich das deswegen, weil es erstens dort langweilig ist und ich zweitens da nichts zu suchen habe! Indessen verkehre ich doch . . .“

„Ich weiß, bei dem Fürsten N., einmal im Jahre; da habe ich Sie ja auch getroffen. Die übrige Zeit hindurch aber versteifen Sie sich auf Ihren demokratischen Stolz und führen ein kümmerliches Dasein in Ihrer Dachstube. Allerdings handeln nicht alle Ihre Kollegen so; es gibt darunter Liebhaber von solchen Abenteuern, daß selbst mir davon übel wird . . .“

„Ich möchte Sie bitten, Fürst, dieses Thema zu verlassen und nicht wieder auf unsere Dachstuben zurückzukommen.“

„Ach, mein Gott, sehen Sie, da fühlen Sie sich schon beleidigt. Übrigens hatten Sie mir doch selbst erlaubt, mit Ihnen freundschaftlich zu reden. Aber Pardon, ich habe Ihre Freundschaft noch durch nichts verdient. Der Wein ist recht trinkbar. Versuchen Sie ihn doch!“

Er goß mir ein halbes Glas aus seiner Flasche ein.

„Sehen Sie wohl, mein lieber Iwan Petrowitsch, ich begreife ja sehr wohl, daß es unschicklich ist, jemandem seine Freundschaft aufzudrängen; wir sind ja nicht alle dreist und unverschämt gegen Sie, wie Sie das von uns glauben. Na, ich begreife ferner sehr wohl, daß Sie hier mit mir zusammensitzen, nicht weil ich Ihnen sympathisch wäre, sondern weil ich versprochen habe, mich mit Ihnen auszusprechen. Nicht wahr?“

Er lachte.

„Und da Sie die Interessen einer gewissen Person wahrnehmen, so möchten Sie gern hören, was ich Ihnen sagen will. Ist es nicht so?“ fügte er mit einem boshaften Lächeln hinzu.

„Sie haben sich nicht geirrt“, unterbrach ich ihn ungeduldig (ich merkte, daß er zur Kategorie derjenigen gehörte, die, wenn sie einen Menschen auch nur ein wenig in ihrer Gewalt haben, ihn dies sofort fühlen lassen. Ich aber befand mich in seiner Gewalt; ich konnte nicht weggehen, ehe ich nicht alles gehört hatte, was er mir zu sagen beabsichtigte, und er wußte das recht gut. Sein Ton hatte sich rasch geändert und war immer dreister, familiärer und spöttischer geworden). „Sie haben sich nicht geirrt, Fürst; eben deswegen bin ich mitgekommen; sonst säße ich wahrhaftig hier nicht . . . noch so spät.“

Ich hatte sagen wollen: „Sonst säße ich wahrhaftig hier nicht mit Ihnen zusammen“; aber ich sagte es nicht und gab dem Satze eine andere Wendung, nicht aus Furcht, sondern infolge meiner verdamnten Schwäche und meines nichtswürdigen Zartgefühls. In der That, ich bringe es nicht fertig, jemandem eine Grobheit gerade ins Gesicht zu sagen, wenn er es auch verdient, und wenn ich auch faktisch beabsichtigt habe, ihm eine Grobheit zu sagen. Ich glaube, der Fürst merkte das am Ausdruck meiner Augen und blickte mich während meiner ganzen letzten Antwort spöttisch an, wie wenn er sich über meine Schwachmütigkeit freute und mich mit seinem Blicke reizen wollte: „Siehst du wohl, du hast es nicht gewagt; du hast es mit der Angst bekommen, ja, ja, Freundchen!“ So war es sicherlich; denn als ich schloß, fing er an zu

fichern und klopfte mir mit gönnerhafter Freundlichkeit auf das Knie.

„Ich muß über dich lachen, Freundchen!“ las ich in seinem Blicke. — „Warte nur!“ dachte ich im stillen.

„Ich bin heute sehr vergnügt!“ rief er; „und wirklich, ich weiß nicht warum. Ja, ja, mein Freund, ja! Gerade über diese Person wollte ich mit Ihnen reden. Man muß sich doch einmal gründlich aussprechen und zu einem Resultate gelangen, und ich hoffe, daß Sie mich diesmal vollständig verstehen werden. Ich begann vorhin, mit Ihnen von diesem Gelde und dieser Schlafmütze von Vater, dem sechzigjährigen Säugling, zu reden . . . Na, es ist nicht der Mühe wert, noch einmal davon zu sprechen. Ich habe es ja nur im Scherz gesagt! Ha=ha=ha; Sie als Schriftsteller mußten das doch merken . . .“

Ich sah ihn erstaunt an. Betrunknen schien er noch nicht zu sein.

„Nun, aber was dieses Mädchen anlangt, so habe ich wirklich vor ihr alle Hochachtung; ich liebe sie sogar, versichere ich Sie. Sie ist ein bißchen launisch; aber ‚keine Rose ohne Dornen‘, wie man vor fünfzig Jahren zu sagen pflegte, und das ist ein schöner Spruch: die Dornen stechen zwar; aber gerade das ist das Reizvolle, und obgleich mein Alexei ein Dummkopf ist, habe ich ihm doch schon teilweise verziehen, — wegen seines guten Geschmacks. Kurz, solche Mädchen gefallen mir, und ich habe“ (er kniff vielsagend die Lippen zusammen) „sogar meine besonderen Absichten . . . Nun, davon später! . . .“

„Fürst, hören Sie, Fürst!“ rief ich. „Ich verstehe diesen raschen Wechsel Ihrer Anschauungen nicht; aber . . . verlassen Sie dieses Thema; ich bitte Sie darum.“

„Sie werden wieder hitzig! Nun gut... ich werde dieses Thema verlassen! Nur eins möchte ich Sie fragen, mein lieber Freund: schätzen Sie sie sehr hoch?“

„Selbstverständlich!“ antwortete ich in grobem, ungeduldigem Tone.

„Na, und lieben Sie sie auch?“ fuhr er fort; er fletschte in widerwärtiger Weise die Zähne und kniff die Augen zusammen.

„Sie vergessen sich!“ rief ich.

„Nun, nun, ich werde es nicht wieder tun! Beruhigen Sie sich! Ich bin heute in wunderbar guter Laune. Ich bin so vergnügt wie lange nicht. Wollen wir nicht Champagner trinken? Wie denken Sie darüber, mein lieber Poet?“

„Ich werde nicht mittrinken; ich will nicht!“

„Ach was, reden Sie nicht! Sie müssen mir heute unbedingt Gesellschaft leisten. Ich fühle mich sehr wohl, und da ich ein bis zur Sentimentalität gutherziger Mensch bin, so kann ich nicht allein glücklich sein. Wer weiß, wir kommen vielleicht noch dahin, mit einander Brüderschaft zu trinken, ha-ha-ha! Mein, mein junger Freund, Sie kennen mich noch nicht! Ich bin davon überzeugt, daß Sie mich lieb gewinnen werden. Ich will, daß Sie heute Leid und Freude, Frohsinn und Tränen mit mir teilen, wiewohl ich hoffe, daß wenigstens ich für meine Person nicht weinen werde. Nun, wie ist's, Iwan Petrowitsch? Bedenken Sie nur, daß, wenn Sie mir nicht den Willen tun, meine ganze gehobene Stimmung vergeht, verschwindet, verfliegt und Sie nichts zu hören bekommen; na, und Sie sind doch einzig und allein zu dem Zwecke hier, um etwas zu hören. Nicht wahr?“ fügte er hinzu

und blinzelte mir dabei wieder unverschämt zu. „Nun, dann wählen Sie also!“

Die Drohung war schwerwiegend. Ich willigte ein. „Ob er mich betrunken machen will?“ dachte ich. Hier dürfte es am Platze sein, ein Gerücht über den Fürsten zu erwähnen, das mir schon vor längerer Zeit zu Ohren gekommen war. Es hieß von ihm, er, der in Gesellschaft immer so fein und elegant auftrat, liebe es, sich manchmal nachts zu betrinken, sich stierartig zu betrinken und dann geheime Orgien zu feiern, garstige, geheime Orgien . . . Ich hatte schändliche Dinge über ihn gehört. Alexei wußte, wie man sagte, davon, daß sein Vater manchmal trinke, bemühte sich aber, dies vor allen und namentlich vor Natalja geheimzuhalten. Einmal verplapperte er sich im Gespräche mit mir, brach aber sofort davon ab und gab auf meine Fragen keine Antwort. Übrigens hatte ich vorher das, was ich von anderen gehört hatte, offen gestanden, nicht geglaubt. Jetzt nun wartete ich, was da kommen werde.

Der Wein wurde gebracht; der Fürst goß zwei Gläser ein, für sich und für mich.

„Ein reizendes, ganz reizendes Mädchen, wenn sie mich auch ausgescholten hat!“ fuhr er fort und kostete mit Genuß den Wein; „aber gerade dann, in solchen Augenblicken, sind diese reizenden Geschöpfe besonders reizend . . . Sie hat gewiß gedacht, sie hätte mich dazu gebracht, mich zu schämen, Sie erinnern sich, an jenem Abend, und sie hätte mich in Grund und Boden geschmettert. Ha-ha-ha! Und wie gut ihr das Erröten steht! Sind Sie Weiberkenner? Manchmal steht ein plötzliches Erröten blassen Wangen ausgezeichnet; haben Sie das schon

bemerkt? Ach, mein Gott! Es scheint, Sie ärgern sich schon wieder?"

„Ja, ich ärgere mich!“ rief ich, ohne mir länger Zwang aufzuerlegen; „und ich will nicht, daß Sie jetzt von Natalja Nikolajewna sprechen . . . Das heißt, nicht in diesem Tone. Ich . . . ich erlaube Ihnen das nicht!“

„Oho! Nun, meinetwegen, ich werde Ihnen das Vergnügen machen und das Thema wechseln. Ich bin ja nachgiebig und weich wie Teig. Wir wollen von Ihnen reden. Ich habe Sie sehr gern, Iwan Petrowitsch; wenn Sie wüßten, wie freundschaftlich und aufrichtig ich mich für Sie interessiere!“

„Fürst, wäre es nicht besser, wenn Sie sachlich redeten?“ unterbrach ich ihn.

„Das heißt, von unserer Sache, wollen Sie sagen. Ich verstehe Sie auf eine bloße Andeutung hin, mon ami; aber Sie ahnen gar nicht, wie nahe wir die Sache berühren, wenn wir jetzt von Ihnen sprechen, und selbstverständlich wenn Sie mich nicht unterbrechen. Also, ich fahre fort: ich wollte Ihnen sagen, mein wertester Iwan Petrowitsch, daß ein Leben, wie Sie es führen, einfach Selbstmord ist. Gestatten Sie mir, diesen delikaten Gegenstand zu berühren; ich tue es aus Freundschaft. Sie sind arm; Sie lassen sich von Ihrem Verleger Vorschüsse geben, bezahlen davon Ihre kleinen Schulden, nähren sich für den Rest ein halbes Jahr lang nur von Tee und frieren in Ihrer Dachstube, bis Ihr Roman in dem Journal Ihres Verlegers erscheint. Ist's nicht so?“

„Mag es auch so sein, so ist das doch . . .“

„Ehrenwerter als zu stehlen, Bücklinge zu machen, sich bestechen zu lassen, zu intrigieren und so weiter, und so

weiter. Ich weiß, ich weiß, was Sie sagen wollen; das ist alles schon längst gedruckt.“

„Folglich haben Sie gar keinen Anlaß, über meine Lebensweise zu reden. Muß ich Sie wirklich erst taktvolles Benehmen lehren, Fürst?“

„Nun, Sie, lieber Freund, brauchen das allerdings nicht zu tun. Aber was ist zu machen, wenn wir gerade diese zarte Saite berühren müssen? Umgehen läßt es sich nicht. Na, dann wollen wir die Dachstuben in Ruhe lassen. Ich bin auch selbst kein Liebhaber von Dachstuben, außer in gewissen Fällen“ (er kicherte in widerwärtiger Weise). „Aber über eines muß ich mich wundern: was haben Sie für eine wunderliche Passion, die zweite Rolle zu spielen? Es hat ja freilich ein Schriftsteller, ein Berufsgenosse von Ihnen, irgendwo, wie ich mich erinnere, gesagt, es sei vielleicht die größte Tat, die ein Mensch vollbringen könne, wenn er es verstehe, sich im Leben mit der zweiten Rolle zu begnügen. So ungefähr lautete es. Ich habe denselben Gedanken auch schon irgendwo gesprächsweise erörtern gehört. Alexei hat Ihnen doch die Braut abspenstig gemacht, das weiß ich; aber Sie quälen sich, wie so ein Schiller, für die beiden ab und leisten ihnen alle möglichen Dienste und machen bei ihnen fast den Laufburschen . . . Nehmen Sie es mir nicht übel, mein Lieber; aber das ist doch ein garstiges Spiel mit hochherzigen Gefühlen . . . Daß Ihnen das nicht widerwärtig wird, wirklich! Sie sollten sich geradezu schämen! Ich glaube, ich würde mich an Ihrer Stelle totärgern, besonders aber mich schämen, schämen!“

„Fürst! Es scheint, Sie haben mich absichtlich hierher geführt, um mich zu beleidigen!“ rief ich, außer mir vor Wut.

„O nein, mein Freund, nein; ich bin in diesem Augenblicke ganz einfach ein ruhig denkender Mensch und wünsche Ihr Bestes. Kurz gesagt, ich möchte die ganze Sache in Ordnung bringen. Aber lassen wir vorläufig die ‚ganze Sache‘, und hören Sie mich bis zu Ende an; geben Sie sich Mühe, nicht hitzig zu werden, wenn auch nur für zwei Minuten. Nun, was meinen Sie, wie wär's, wenn Sie sich verheirateten? Sehen Sie, ich rede jetzt von einem vollständig abseits liegenden Gegenstande; warum sehen Sie mich denn so erstaunt an?“

„Ich warte, bis Sie ganz ausgesprochen haben werden“, antwortete ich; ich sah ihn allerdings sehr verwundert an.

„Es ist eigentlich weiter nichts zu sagen. Ich wollte nur wissen, was Sie sagen würden, wenn einer Ihrer Freunde, der Ihnen ein dauerhaftes, wahres Glück wünscht, nicht so ein flüchtiges, Ihnen ein junges, hübsches Mädchen vorschläge, das aber... schon seine Erfahrungen gemacht hat; ich rede nur ganz im allgemeinen, aber Sie werden mich verstehen, ein Mädchen in der Art von Natalja Nikolajewna, selbstverständlich mit einer anständigen Kompensation... (beachten Sie wohl: ich rede von etwas Abseitsliegendem, nicht von unserer Angelegenheit); nun, was würden Sie dann sagen?“

„Ich antworte Ihnen, daß Sie... verrückt geworden sind.“

„Ha=ha=ha! Holla! Sie wollen mich wohl gar prügeln?“

Ich war in der Tat nahe daran, mich auf ihn zu stürzen. Ich konnte mich nicht länger beherrschen. Er machte mir den Eindruck eines ekelhaften Reptils, einer riesigen Spinne, und ich hatte die größte Lust, das garstige Geschöpf zu zertreten. Er fand sein Vergnügen daran, mich

zu verspotten; er spielte mit mir wie die Kage mit der Maus, in der Voraussetzung, daß ich ganz in seiner Gewalt sei. Es schien mir (und ich hatte Verständnis dafür), daß er eine Art von Genuß, vielleicht sogar eine Art von Wollust bei seiner Frechheit, bei dieser Unverschämtheit, bei diesem Zynismus empfand, mit dem er sich endlich vor meinen Augen die Maske abriß. Er wollte sich an meinem Erstaunen, an meinem Schrecken weiden. Er verachtete mich aufrichtig und machte sich über mich lustig.

Ich hatte schon von vornherein vermutet, daß dies alles vorher überlegt sei und ein bestimmtes Ziel verfolge; aber ich befand mich in einer solchen Lage, daß ich ihn wohl oder übel bis zu Ende anhören mußte. Das lag in Nataljas Interesse, und ich mußte mich entschließen, alles zu ertragen, weil sich in diesem Augenblicke vielleicht die ganze Sache entschied. Aber wie konnte ich diese zynischen, gemeinen Äußerungen über sie anhören, wie konnte ich sie kaltblütig ertragen? Überdies wußte er selbst sehr wohl, daß ich genötigt war, ihn anzuhören, und dadurch wurde die Beleidigung noch verschärft. „Übrigens hat auch er mich nötig“, dachte ich bei mir und begann, ihm in schroffem, feindseligem Tone zu antworten. Er verstand das.

„Hören Sie mal, mein junger Freund,“ begann er, mich ernst anblickend, „so können wir beide nicht fortfahren, und daher tun wir besser, einen Vertrag miteinander abzuschließen. Sehen Sie, ich beabsichtige, Ihnen etwas mitzuteilen; na, da müssen Sie denn aber so liebenswürdig sein, ruhig alles anzuhören, was ich zu sagen habe. Ich möchte gern so reden, wie ich will, und wie es

mir gefällt, und eigentlich ist das ja auch das Richtige. Nun also, wie ist es, mein junger Freund, werden Sie Geduld haben?"

Ich überwand mich und schwieg, obwohl er mich mit einer solchen Miene höhnischen Spottes ansah, als ob er mich selbst zum schärfsten Protest herausfordern wollte. Aber er begriff, daß ich einwilligte da zu bleiben, und fuhr fort:

„Ärgern Sie sich nicht über mich, mein Freund! Worüber sind Sie denn so böse geworden? Wegen einer Äußerlichkeit, nicht wahr? Sie haben ja doch, was den Kern der Sache anlangt, von mir nichts anderes erwartet, mochte ich nun so oder so mit Ihnen reden, mit parfümierter Höflichkeit oder so wie jetzt; der Inhalt würde doch immer derselbe sein. Sie verachten mich, nicht wahr? Aber sehen Sie, wieviel liebenswürdige Schlichtheit, Offenherzigkeit und Bonhomie in mir steckt! Ich bekenne Ihnen alles, sogar meine kindischen Launen. Ja, mon cher, ja, etwas mehr Bonhomie auch von Ihrer Seite, und wir werden uns in allen Punkten einigen und schließlich einander vollständig verstehen. Über mich aber wundern Sie sich, bitte, nicht! All diese Unschuldsspiele, diese ganze Idylle Alexeis, diese ganze Schwärmerei à la Schiller, diese ganze Verstiegtheit bei dieser verdammten Liaison mit dieser Natalja (die übrigens ein sehr liebenswürdiges Mädchen ist) sind mir schließlich dermaßen zum Ekel geworden, daß ich mich sozusagen auf eine Gelegenheit freute, wo ich über all das mal ein kräftiges Wort würde sagen können. Na, diese Gelegenheit ist nun gekommen. Und überdies wollte ich Ihnen sowieso mein Herz ausschütten. Ha=ha=ha!“

„Sie setzen mich in Erstaunen, Fürst, und ich erkenne Sie gar nicht wieder. Sie verfallen in den Ton eines Hanswurstes; diese unerwartete Offenherzigkeit . . .“

„Ha=ha=ha! Das ist zum Teil richtig! Ein allerliebster Vergleich! Ha=ha=ha! Ich zeche heute, mein Freund, ich zeche heute; na, und da müssen Sie, mein lieber Poet, mir gegenüber schon eine weitgehende Nachsicht üben. Aber lassen Sie uns trinken!“ rief er in höchst selbstzufriedenem Tone und füllte die Gläser nach. „Sehen Sie, mein Freund, schon allein jener dumme Abend bei Natalja (Sie erinnern sich) hat mich aufs äußerste aufgebracht. Allerdings, sie selbst war sehr liebenswürdig; aber ich verließ die Wohnung in einer schrecklichen Wut und will das nicht vergessen. Weder vergessen noch verbergen. Sicherlich wird auch meine Zeit einmal kommen, und sie rückt sogar schon rasch näher; aber wir wollen das jetzt lassen. Unter anderm wollte ich Ihnen mitteilen, daß ich einen Charakterzug besitze, den Sie noch nicht kennen: nämlich einen Haß gegen all diese abgeschmackten, wertlosen Tändeleien und Schäferspiele; und einer der pikantesten Genüsse ist es für mich immer gewesen, zunächst selbst in diesen Ton einzustimmen, so einen ewig-jungen Schillerianer liebenswürdig zu behandeln und zu ermutigen und ihm dann plötzlich auf einmal einen Keulenschlag zu versetzen, plötzlich vor seinen Augen die Maske abzunehmen und statt des bisherigen entzückten Gesichtes ihm eine Grimasse zu schneiden, ihm die Zunge herauszustrecken, gerade in dem Augenblicke, wo er auf eine solche Überraschung am wenigsten gefaßt ist. Wie? Sie haben dafür kein Verständniß? Das scheint Ihnen vielleicht garstig, absurd, gemein? Ja?“

„Selbstverständlich.“

„Sie sind offenherzig. Na, aber was soll ich anfangen, wenn diese Leute mich durch ihr Benehmen peinigen? Dummerweise bin auch ich offenherzig; aber das liegt nun einmal in meinem Charakter. Übrigens möchte ich Ihnen ein paar Geschichtchen aus meinem Leben erzählen. Sie werden dadurch ein besseres Verständnis für mich gewinnen, und sie werden Sie interessieren. Ja, ich habe heute vielleicht wirklich Ähnlichkeit mit einem Hanswurst; und ein Hanswurst ist ja offenherzig, nicht wahr?“

„Hören Sie mal, Fürst, es ist jetzt schon spät, und ich möchte wirklich . . .“

„Was? Mein Gott, welche Ungeduld! Wohin haben Sie es denn so eilig? Lassen Sie uns doch noch ein Weilchen sitzen und freundschaftlich reden, ganz aufrichtig, wissen Sie, so beim Glase Wein, wie gute Freunde! Sie meinen, ich sei betrunken; nun, das würde ja nichts schaden; um so besser für Sie. Ha=ha=ha! Wirklich, diese freundschaftlichen Zusammenkünfte bleiben einem nachher immer lange im Gedächtnisse, und man erinnert sich ihrer mit großem Genusse. Sie sind kein guter Mensch, Iwan Petrowitsch! Sie sind nicht empfindsam und gefühlvoll genug. Na, wie kann es Ihnen darauf ankommen, einem solchen Freunde, wie ich, ein oder ein paar Stündchen zum Opfer zu bringen? Und außerdem hängt das doch auch mit unserer Angelegenheit zusammen . . . Na, das müssen Sie doch verstehen? Und dazu sind Sie noch Schriftsteller; Sie sollten den Zufall segnen. Sie können mich ja schriftstellerisch als Modell verwerten, ha=ha=ha! Mein Gott, von was für einer liebenswürdigen Offenherzigkeit ich heute bin!“

Der Wein stieg ihm offenbar schon in den Kopf. Sein Gesicht veränderte sich und nahm einen boshaften Ausdruck an. Er hatte augenscheinlich Lust, jemandem wehe zu thun, ihn zu stechen, zu beißen, zu verspotten. „In einer Hinsicht ist es gut, daß er betrunken ist,“ dachte ich; „ein Betrunkener schwagt leicht etwas aus.“ Aber er war auf seiner Hut.

„Mein Freund,“ begann er, und er hörte sich offenbar mit Genuß reden, „ich habe Ihnen soeben ein Geständnis gemacht, das vielleicht sogar deplaciert war, das Geständnis, daß sich manchmal in mir der unüberwindliche Wunsch regt, jemandem in einem bestimmten Falle die Zunge herauszustrecken. Zum Dank für diese meine naive, harmlose Offenheit haben Sie mich mit einem Handwurst verglichen, was mich zum herzlichen Lachen gebracht hat. Aber wenn Sie mir einen Vorwurf daraus machen wollen oder sich darüber wundern wollen, daß ich mich jetzt gegen Sie grob und vielleicht gar mit bauernhafter Ungeschliffenheit benehme, kurz, daß ich auf einmal den Ton Ihnen gegenüber geändert habe, so tun Sie in diesem Falle durchaus unrecht. Erstens paßt es mir so, und zweitens befinde ich mich nicht bei mir zu Hause, sondern an einem andern Orte mit Ihnen zusammen . . . das heißt, ich will sagen, wir trinken jetzt zusammen als gute Freunde; und drittens liebe ich es sehr, meinen Launen zu folgen. Wissen Sie wohl, daß ich früher einmal aus Laune sogar Philosoph und Philanthrop war und mich beinah in denselben Ideen bewegte wie Sie? Das liegt übrigens schon furchtbar weit zurück, in den goldenen Tagen meiner Jugend. Ich erinnere mich, ich fuhr damals, von humanen Absichten erfüllt, auf mein Gut und langweilte mich dort

natürlich gottsjämmerlich; und Sie werden kaum glauben, was mit mir da geschah: aus Langerweile fing ich an, mit hübschen Mädchen Bekanntschaft zu machen... Sie schneiden ja schon wieder ein Gesicht? Oh, mein junger Freund! Wir sitzen ja jetzt so freundschaftlich zusammen. Das ist doch die beste Zeit, um zu trinken und sich aufzuknöpfen! Ich bin ja eine russische Natur, eine echt russische Natur, ein Patriot, ich knöpfe mich gern einmal auf, und zudem muß man den Augenblick ergreifen und das Leben genießen. Wir sterben, und was dann? Na, also ich gab mich mit Weibern ab. Ich erinnere mich, da war eine Hirtenfrau, die einen hübschen jungen Mann hatte. Ich verhängte eine schwere Züchtigung über ihn und wollte ihn unter die Soldaten stecken (das sind so Streiche, die der Vergangenheit angehören, mein lieber Poet!); aber ich steckte ihn nicht unter die Soldaten; er starb bei mir im Krankenhause... Ich hatte nämlich damals bei mir im Dorfe ein Krankenhaus, mit zwölf Betten; vorzüglich eingerichtet; höchst reinlich; Parkettfußboden. Übrigens habe ich es schon längst eingehen lassen; aber damals war ich stolz darauf: ich war eben Philanthrop; na, aber den Hirten ließ ich mit Ruten fast zu Tode peitschen wegen seiner Frau... Aber warum schneiden Sie denn wieder eine Grimasse? Ist es Ihnen widerwärtig, so etwas zu hören? Empört sich Ihr edles Gefühl darüber? Nun, nun, beruhigen Sie sich! All das liegt weit zurück. Das tat ich, als ich ein Romantiker war und ein Wohltäter der Menschheit werden und eine philanthropische Gesellschaft gründen wollte... ich war damals in eine solche Richtung hineingeraten. Damals ließ ich auch mit Ruten peitschen. Jetzt lasse ich nicht mit

Ruten peitschen; jetzt muß man über dergleichen eine Grimasse des Abscheus schneiden; wir alle schneiden jetzt solche Grimassen; es ist nun einmal eine solche Zeit gekommen . . . Aber am allermeisten muß ich jetzt über den Dummkopf, den Schmenew, lachen. Ich bin überzeugt, er hatte diese ganze Geschichte mit dem Hirten erfahren; und was tat er? Weil er eine so gute Seele hatte, die, wie es scheint, aus Honigseim geschaffen ist, und weil er sich damals in mich verliebt hatte und von mir ganz entzückt war, entschied er sich dafür, nichts davon zu glauben, und glaubte es auch wirklich nicht; das heißt, er glaubte nicht, was doch Tatsache war, und verteidigte mich zwölf Jahre lang aus allen Kräften, bis es ihm selbst an den Kragen ging. Ha=ha=ha! Nun, das ist alles Unsinn! Trinken wir, mein junger Freund. Hören Sie mal: sind Sie ein Weiberfreund?“

Ich gab ihm keine Antwort. Ich hörte ihm nur zu. Er hatte schon die zweite Flasche begonnen.

„Ich rede beim Abendessen gern von Weibern. Soll ich Sie nachher mit einer gewissen Mademoiselle Philiberte bekannt machen, ja? Wie denken Sie darüber? Aber was ist Ihnen? Sie wollen mich nicht einmal ansehen . . . hm!“

Er wurde nachdenklich. Aber auf einmal hob er den Kopf in die Höhe, blickte mich bedeutsam an und fuhr fort:

„Sehen Sie, mein lieber Poet, ich will Ihnen ein Geheimnis der Natur enthüllen, das Ihnen anscheinend noch ganz unbekannt ist. Ich bin überzeugt, daß Sie mich in diesem Augenblicke einen Sünder, vielleicht sogar einen Schurken, ein Monstrum von Ausschweifung und Laster=

haftigkeit nennen. Aber ich will Ihnen etwas sagen! Wenn es möglich wäre (was allerdings nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur niemals möglich sein wird), wenn es möglich wäre, daß ein jeder von uns sein ganzes geheimes Inneres schilderte und dabei ohne jede Scheu alles darlegte, was er sich sonst scheut den Menschen zu sagen und ihnen um keinen Preis sagen würde, und alles, was er sich sonst scheut seinen besten Freunden zu sagen, ja sogar das, was er sich mitunter scheut sich selbst zu gestehen: dann würde sich in der Welt ein solcher Gestank erheben, daß wir alle ersticken müßten. Darum sind unsere konventionellen Verkehrsformen und Anstandsregeln so gut und nützlich. Es liegt in ihnen ein tiefer Sinn; ich will nicht gerade sagen, daß sie moralisch wären, aber sie wirken vorbeugend und tragen zur Behaglichkeit des Lebens bei, was natürlich noch besser ist, da auch die Moralität in Wirklichkeit nur auf die Behaglichkeit abzielt, das heißt einzig und allein zum Zwecke der Behaglichkeit erfunden ist. Aber von den Anstandsregeln will ich nachher noch reden; ich schweife jetzt immer ab; erinnern Sie mich nachher an sie. Was ich meine, ist dies: Sie beschuldigen mich der Lasterhaftigkeit, der Ausschweifung, der Sittenlosigkeit; aber mein ganzes Vergehen besteht jetzt vielleicht nur darin, daß ich aufrichtiger bin als andere, weiter nichts; daß ich das nicht verheimliche, was andere sogar vor sich selbst verbergen, wie ich soeben gesagt habe . . . Daran handle ich ja verdreht; aber ich will einmal jetzt so handeln. Beunruhigen Sie sich übrigens nicht," fuhr er mit einem spöttischen Lächeln fort; „ich habe gesagt ‚Vergehen‘; aber ich bitte durchaus nicht um Verzeihung. Beachten Sie auch dies noch: ich setze Sie nicht durch die

Frage in Verlegenheit, ob auch Sie derartige Geheimnisse haben, um dann mich selbst mit Ihren Geheimnissen zu rechtfertigen. Ich handle anständig und vornehm. Überhaupt handle ich immer . . .“

„Sie sind einfach ins Schwagen hineingeraten“, sagte ich, indem ich ihn verächtlich ansah.

„Ich bin ins Schwagen hineingeraten, ha=ha=ha! Soll ich aber sagen, was Sie jetzt denken? Sie denken: ‚Warum hat er mich, mir nichts, dir nichts, hergeschleppt und entblößt sich nun so vor mir?‘ Ist es so?“

„Ja.“

„Nun, den Grund werden Sie nachher erfahren.“

„Die einfachste Erklärung für Ihre Offenherzigkeit ist, daß Sie beinah schon zwei Flaschen getrunken haben und . . . angeregt sind.“

„Das soll einfach heißen: betrunken. Auch das ist möglich. ‚Angeregt!‘ Das ist ein zarterer Ausdruck für ‚betrunken‘. O Sie Muster von einem zartfühlenden Menschen! Aber es scheint, wir fangen wieder an, uns zu zanken, und begannen doch gerade von einem so interessanten Gegenstande zu sprechen. Ja, mein lieber Poet, wenn es noch auf der Welt etwas Angenehmes, Genußreiches gibt, so sind es die Weiber.“

„Wissen Sie, Fürst, ich begreife nur nicht, wie Sie auf den Einfall gekommen sind, gerade mich zum Vertrauten Ihrer Geheimnisse und erotischen Neigungen zu erwählen.“

„Hm! . . . Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie das nachher erfahren werden. Beunruhigen Sie sich darüber nicht; meinerwegen mögen Sie übrigens auch glauben, daß ich Sie nur so zufällig, ohne jeden Grund hergebracht habe;

Sie sind ein Poet und imstande, mich zu verstehen; darüber habe ich ja schon mit Ihnen gesprochen. Es liegt ein besonderer Genuß in diesem plötzlichen Abreißen der Maske, in diesem Zynismus, mit dem jemand sich auf einmal vor einem andern in einer solchen Weise ausspricht, als halte er ihn nicht einmal für wert, daß man sich vor ihm schäme. Ich werde Ihnen da ein Geschichtchen erzählen. Es lebte in Paris ein verrückter Beamter; er wurde nachher ins Irrenhaus gebracht, als man die volle Überzeugung gewonnen hatte, daß er verrückt war. Nun also, zu der Zeit, als er verrückt wurde, hatte er sich ein besonderes Vergnügen erfunden: er entkleidete sich zu Hause vollständig, wie Adam, behielt nur die Stiefel an, warf einen weiten, bis auf die Fersen reichenden Mantel um, hüllte sich in ihn ein und ging mit ernster, würdiger Miene auf die Straße hinaus. Na, wenn man ihn von der Seite sah, mußte man denken, das sei ein Mensch wie alle, und er gehe zu seinem Vergnügen in einem weiten Mantel spazieren. Aber sobald ihm ein Passant an einer einsamen Stelle begegnete, wo weiter niemand ringsum zu sehen war, ging er schweigend mit der ernstesten, tiefsinnigsten Miene auf ihn zu, blieb plötzlich vor ihm stehen, schlug seinen Mantel auseinander und präsentierte sich in seiner ganzen Nacktheit. Das dauerte nur einen Augenblick; dann wandte er sich schweigend, ohne mit einem Gesichtsmuskel zu zucken, ab und ging ruhig und würdevoll wie der Geist im Hamlet an dem vor Erstaunen starren Zuschauer vorüber. So verfuhr er mit allen, mit Männern, Frauen und Kindern, und darin bestand sein ganzes Vergnügen. Nun, sehen Sie: einen Teil eben dieses selben Vergnügens kann man auch empfinden, wenn man

plötzlich so einem Schillerianer einen Keulenschlag versetzt und ihm die Zunge herausstreckt in einem Moment, wo er es am allerwenigsten erwartet. ‚Einen Keulenschlag versetzen‘ – wie gefällt Ihnen dieser Ausdruck? Ich habe ihn irgendwo in der modernen Literatur gelesen.“

„Nun, das war ein Irrsinniger; aber Sie . . .“

„Sie meinen: ich sei bei Verstande?“

„Ja.“

Der Fürst lachte auf.

„Sie urteilen ganz richtig, mein Lieber“, fügte er mit einem überaus frechen Gesichtsausdruck hinzu.

„Fürst,“ sagte ich, aufgebracht über seine Unverschämtheit, „Sie hassen uns, und darunter auch mich, und rächen sich jetzt an mir für alles und für alle. Alles das geht bei Ihnen aus der kleinlichsten Eigenliebe hervor. Sie sind boshaft, in kleinlicher Weise boshaft. Wir haben Sie geärgert, und vielleicht ärgern Sie sich am allermeisten über jenen Abend. Natürlich konnten Sie es mir durch nichts so gut heimzahlen als dadurch, daß Sie mir so gründlich Ihre Verachtung bezeigen; Sie dispensieren sich sogar von der gewöhnlichen Höflichkeit, zu der wir alle im Verkehr miteinander verpflichtet sind. Dadurch, daß Sie sich so offen und unerwartet vor meinen Augen Ihre widerwärtige Maske abreißen und sich in Ihrem moralischen Zynismus präsentieren, wollen Sie mir deutlich zum Ausdruck bringen, ich sei nach Ihrem Urteile nicht einmal wert, daß man sich vor mir schäme . . .“

„Wozu sagen Sie mir das alles?“ fragte er in grobem Tone, indem er mich boshaft anblickte. „Um mir Ihren Scharfsinn zu beweisen?“

„Um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie durchschaue, und Ihnen das auszusprechen.“

„Quelle idée, mon cher“, fuhr er fort; aber er hatte seinen Ton plötzlich geändert und war zu dem früheren heiteren, gutmütigen Plauderton zurückgekehrt. „Sie haben mich jetzt nur von meinem Gegenstande abgelenkt. *Buvons, mon ami*; gestatten Sie, daß ich Ihnen eingieße! Ich war eben im Begriff, Ihnen ein reizendes, höchst interessantes Abenteuer zu erzählen. Ich erzähle es Ihnen nur in allgemeinen Zügen. Ich war einmal mit einer Dame bekannt; sie stand nicht mehr in der Blüte der Jugend, sondern mochte etwa sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt sein; eine erstklassige Schönheit; welche eine Wüste, welche eine Haltung, welcher ein Gang! Sie hatte einen scharfen, adlerartigen Blick, der aber immer ernst und streng war; ihr Benehmen war majestätisch und unnahbar. Sie galt für so kalt wie der Winter in seiner kältesten Zeit und erschreckte alle durch ihre unerreichbare, grausame Tugend. Ja, ‚grausam‘, das ist der richtige Ausdruck. Es gab in der ganzen Gegend keine so unnachsichtige Richterinnen wie sie. Sie verdammt an anderen Frauen nicht nur das Laster, sondern sogar die geringste Schwäche, und dieses Verdammungsurteil war unwider-ruflich, und es gab von ihm keine Appellation. In ihrem Kreise besaß sie ein gewaltiges Ansehen. Die stolzesten und wegen ihrer Tugend am meisten gefürchteten alten Damen hatten den größten Respekt vor ihr und suchten sich sogar bei ihr einzuschmeicheln. Sie blickte auf alle kühl und streng herab wie die Äbtissin eines mittelalterlichen Klosters. Die jungen Frauen zitterten vor ihrem Blicke und vor ihrem Urteilspruche. Eine Bemerkung,

eine Andeutung von ihr genügte, um einen Ruf zu vernichten; eine solche Position hatte sie sich in der besseren Gesellschaft erworben; sogar die Männer hatten vor ihr Furcht. Schließlich warf sie sich auf eine Art von beschaulichem Mystizismus, der aber ebenfalls einen ruhigen, erhabenen Charakter trug. Und sollte man es glauben? Es gab auf der ganzen Welt kein Weib, das wollüstiger gewesen wäre als sie, und ich hatte das Glück, ihr volles Vertrauen zu genießen. Kurz, ich war ihr heimlicher Geliebter. Für unseren Verkehr hatte sie mit so meisterhafter Geschicklichkeit alle Einrichtungen getroffen, daß nicht einmal jemand von ihren Hausgenossen den geringsten Verdacht hegen konnte; nur ihre hübsche Zofe, eine Französin, war in das Geheimnis eingeweiht; aber auf diese Zofe konnten wir uns vollständig verlassen; sie war ebenfalls an der Sache beteiligt; wie, das will ich jetzt nicht erörtern. Meine Dame war derartig wollüstig, daß selbst der Marquis de Sade viel von ihr hätte lernen können. Aber das stärkste, die Nerven am meisten reizende und aufrüttelnde Moment bei diesem Genußleben war seine Heimlichkeit und die Unverschämtheit des Betruges. Diese Verhöhnung alles dessen, was die Gräfin in der Gesellschaft als etwas Hohes, Unantastbares, Unverletzliches predigte, dieses innerliche, teuflische Lachen, dieses bewußte Mit-Füßen-Treten aller Gesetze, die heiliggehalten werden sollen, und all das in ganz maßloser Weise, bis zum äußersten Grade, bis zu einem Grade, den sich auch die wildeste Einbildungskraft nicht vorzustellen wagen würde – gerade das bildete den allergrößten Reiz dieses Genusses. Ja, dieses Weib war eine Inkarnation des Teufels; aber sie hatte etwas unwiderstehlich Bezauberndes. Auch jetzt

kann ich nicht ohne Entzücken an sie zurückdenken. Mitten in der Glut des heißesten Genusses lachte sie auf einmal los wie eine Irrsinnige, und ich verstand dieses Lachen, verstand es vollkommen und lachte selbst mit. Auch jetzt noch stockt mir der Atem bei der bloßen Erinnerung, obwohl es schon viele Jahre zurückliegt. Nach einem Jahre schaffte sie mich ab und gab mir einen Nachfolger. Wenn ich es auch gewollt hätte, so hätte ich ihr doch nicht schaden können. Wer hätte mir geglaubt? Wie finden Sie einen solchen Charakter? Was sagen Sie dazu, mein junger Freund?"

„Pfui, welche Gemeinheit!“ antwortete ich; ich hatte dieses Bekenntnis mit einem Gefühle des Ekels angehört.

„Sie wären sich selbst untreu geworden, mein junger Freund, wenn Sie anders geantwortet hätten! Ich wußte im voraus, daß Sie das sagen würden. Ha=ha=ha! Warten Sie, mon ami; wenn Sie länger leben, werden Sie Verständnis dafür gewinnen; jetzt ist Ihr Appetit noch auf Kinderkonfekt gerichtet. Nein, als Dichter haben Sie sich hier nicht erwiesen; aber diese Frau verstand das Leben und wußte es zu genießen.“

„Aber welchen Zweck hatte es, sich so zum Tiere zu erniedrigen?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, diese Frau erniedrigte sich doch zum Tiere, und Sie mit ihr.“

„Ah, Sie nennen das Erniedrigung zum Tiere – ein Anzeichen dafür, daß Sie noch in den Kinderschuhen stecken und am Gängelbände gehen. Gewiß, ich gebe zu, daß jemand auch bei einer Anschauungsweise, die der meinigen

völlig entgegengesetzt ist, Selbständigkeit an den Tag legen kann; aber . . . wir wollen einfach und klar reden, mon ami . . . Sie werden selbst zugeben müssen, daß das alles Unsinn ist!"

„Was ist denn kein Unsinn?“

„Kein Unsinn ist die Persönlichkeit, mein eigenes Ich. Alles ist für mich da, und die ganze Welt ist für mich geschaffen. Hören Sie, mein Freund, ich glaube noch daran, daß man auf der Welt gut leben kann. Und das ist der allerbeste Glaube; denn ohne ihn könnte man nicht einmal schlecht leben: man müßte sich vergiften. Wie man sagt, hat es auch einen Dummkopf gegeben, der das tat. Er ging in seinem Philosophieren so weit, daß er alles negierte, alles, sogar die Gesetzmäßigkeit aller normalen und natürlichen menschlichen Pflichten; so gelangte er dahin, daß ihm nichts übrigblieb; das Resultat war Null; und da verkündete er denn, das Beste im Leben sei die Blausäure. Sie werden sagen, das sei ein Hamlet, eine schreckliche Verzweiflung, mit einem Worte etwas so Großartiges, daß es uns auch nicht einmal im Traume beikommen könne. Aber Sie sind ein Dichter und ich ein einfacher Mensch, und daher sage ich Ihnen, daß man die Sache vom einfachen, praktischen Gesichtspunkte aus ansehen muß. Ich zum Beispiel habe mich schon längst von allen Fesseln und sogar von allen Pflichten freigemacht. Ich halte mich nur dann für verpflichtet, wenn etwas mir irgendwelchen Vorteil bringt. Sie können die Dinge natürlich nicht so ansehen; Ihre Füße sind gefesselt, und Ihr Geschmack ist krank. Sie legen bei Ihrem Râsonnement das Ideal und die Tugenden zugrunde. Indessen, mein Freund, ich bin ja selbst gern bereit, alles zuzugeben,

was Sie wünschen; aber was soll ich tun, wenn ich bestimmt weiß, daß die Grundlage aller menschlichen Tugenden der größte Egoismus bildet? Und je tugendhafter eine Handlung ist, um so mehr Egoismus steckt dahinter. Liebe dich selbst! Das ist die einzige Maxime, die ich anerkenne. Das Leben ist ein Handelsgeschäft; werfen Sie Ihr Geld nicht umsonst weg; aber bezahlen Sie meinetwegen für die genossene Bewirtung; damit erfüllen Sie alle Ihre Pflichten gegen Ihren Nächsten. Das ist mein Moralkodex, wenn Sie ihn durchaus kennen lernen wollen, obwohl ich Ihnen gestehe, daß es meiner Ansicht nach noch besser ist, seinem Nächsten nichts zu bezahlen, sondern ihn mit Klugheit dahin zu bringen, daß er einem seine Dienste umsonst leistet. Ideale habe ich keine, und ich wünsche auch keine zu haben; Sehnsucht nach ihnen habe ich nie verspürt. Auch ohne Ideale kann man auf der Welt so nett und vergnügt leben . . . und, en somme, ich bin recht froh, daß ich ohne Blausäure auskommen kann. Wäre ich ein bißchen tugendhafter, so würde ich vielleicht nicht ohne sie auskommen können, wie jener Dummkopf von Philosoph (es wird gewiß ein Deutscher gewesen sein). Nein, es gibt im Leben noch so viele gute Dinge! Ich liebe eine einflußreiche Stellung, einen hohen Rang, ein elegantes Restaurant, hohes Kartenspiel (ich spiele schrecklich gern Karten). Aber die Hauptsache, die Hauptsache bleiben doch die Frauen . . . und Frauen von aller Art; ich liebe sogar geheime, versteckte Wollust, so eine, die ein bißchen seltsam und originell ist, sogar zur Abwechslung mit etwas Schmutz . . . Ha=ha=ha! Ich sehe Ihr Gesicht an: mit welcher Verachtung blicken Sie jetzt auf mich herab!“

„Da haben Sie recht“, erwiderte ich.

„Nun, angenommen auch, daß Sie recht hätten, so ist doch jedenfalls ein bißchen Schmutz besser als Blausäure. Nicht wahr?“

„Nein; da ist doch die Blausäure besser.“

„Ich hatte Sie absichtlich gefragt: ‚Nicht wahr?‘ um mich an Ihrer Antwort zu ergötzen, die ich schon vorher wußte. Nein, mein Freund, wenn Sie ein wahrer Menschenfreund sind, dann müssen Sie allen verständigen Menschen denselben Geschmack wünschen, den ich habe, sogar mit ein bißchen Schmutz; sonst haben ja die verständigen Menschen bald nichts mehr auf der Welt zu suchen, und es bleiben nur die Dummköpfe auf ihr übrig. Da hätten die einmal Glück! Es gibt ja auch jetzt schon ein Sprichwort: die Dummen haben das Glück. Und wissen Sie, es gibt nichts Angenehmeres als mit Dummköpfen zusammenzuleben und sich bei ihnen einzuschmeicheln; das ist sehr profitabel! Wundern Sie sich nicht darüber, daß ich auf gewisse hergebrachte Anschauungen Wert lege, an manchen konventionellen Formen festhalte, nach einer einflußreichen Stellung trachte; ich sehe ja, daß ich in einer hohlen Gesellschaft lebe; aber in dieser Gesellschaft sitze ich vorläufig weich und warm, und darum schmeichle ich mich bei diesen Leuten ein und spiele mich als ihr eifriger Verteidiger auf, würde aber im gegebenen Falle der erste sein, der sie verläßt. Ich kenne ja alle Ihre neuen Ideen, obgleich ich nie für sie gelitten habe; ich habe auch keinen Anlaß, das zu tun. Gewissensbisse habe ich nie über etwas gehabt. Ich bin mit allem einverstanden, wenn es mir nur gut geht. Und solcher Menschen, wie ich, gibt es eine Legion, und es geht uns tatsächlich gut. Alles

in der Welt kann zugrunde gehen; nur uns wird das niemals begegnen. Wir existieren, solange die Welt existiert. Die ganze Welt kann irgendwohin versinken; aber wir kommen immer wieder in die Höhe, wir schwimmen immer obenauf. Apropos, beachten Sie beispielsweise nur den einen Umstand, wie langlebig solche Leute, wie wir, sind. Wir sind ja von einer phänomenalen Lebensfähigkeit; ist Ihnen das noch nie aufgefallen? Wir leben bis zu achtzig, neunzig Jahren! Also nimmt uns die Natur selbst unter ihren Schutz, ha=ha=ha! Ich will unbedingt neunzig Jahre alt werden. Ich liebe den Tod nicht und fürchte ihn sogar. Weiß der Teufel, auf welche Weise man noch wird sterben müssen! Aber wozu sollen wir davon reden! Dazu hat mich nur dieser Philosoph, der sich vergiftete, verleitet. Zum Teufel mit der Philosophie! Buons, mon cher! Wir fangen ja an, von hübschen Mädchen zu reden . . . Wo wollen Sie denn hin?"

„Ich gehe, und auch für Sie dürfte es Zeit sein . . .“

„Nicht doch, nicht doch! Ich habe Ihnen sozusagen mein ganzes Herz erschlossen, und Sie scheinen einen so deutlichen Beweis von Freundschaft nicht einmal recht zu würdigen. Ha=ha=ha! Sie haben kein liebevolles Herz, mein lieber Poet. Aber warten Sie, ich will noch eine Flasche . . .“

„Die dritte?"

„Ja, die dritte. Über die Tugend, mein junger Zögling (gestatten Sie, daß ich Sie mit dieser freundlichen Benennung bezeichne; wer weiß, vielleicht trägt mein Unterricht noch Früchte) – also, mein Zögling, über die Tugend habe ich Ihnen schon gesagt: je tugendhafter eine Tugend ist, um so mehr Egoismus steckt in ihr darin. Ich möchte

Ihnen über dieses Thema ein allerliebstes Geschichtchen erzählen. Ich liebte einmal ein Mädchen und liebte sie beinahe aufrichtig. Sie brachte mir sogar vieles zum Opfer . . .“

„Ist das die, die Sie bestohlen haben?“ fragte ich grob, da ich keine Lust mehr hatte, mich zurückzuhalten.

Der Fürst fuhr zusammen; sein Gesicht nahm einen anderen Ausdruck an, und er richtete seine heißen Augen starr auf mich; in seinem Blicke lag Erstaunen und Wut.

„Warten Sie,“ sagte er, als ob er vor sich hin spräche; „warten Sie; lassen Sie mich nachdenken! Ich bin wirklich betrunken, und es fällt mir schwer, meine Gedanken zu sammeln . . .“

Er verstummte und sah mich forschend mit demselben grimmigen Blicke an, wobei er meine Hand in der seinigen hielt, wie wenn er fürchtete, ich könnte fortgehen. Ich bin überzeugt, daß er in diesem Augenblicke überlegte und herauszubekommen suchte, woher ich diese fast niemandem bekannte Tatsache wohl wissen könne, und ob sich darin irgendwelche Gefahr für ihn verberge. Das dauerte ungefähr eine Minute; aber dann ging mit seinem Gesichte plötzlich eine schnelle Veränderung vor; der frühere Ausdruck von Spott und trunkener Heiterkeit erschien von neuem in seinen Augen. Er lachte auf.

„Ha-ha-ha! Sie sind ja der reine Talleyrand! Nun ja, ich stand wirklich wie ein Schuljunge vor ihr, als sie mir den Vorwurf ins Gesicht schleuderte, ich hätte sie bestohlen! Wie sie damals freischte und schimpfte! Sie war wütend und . . . hatte alle Selbstbeherrschung verloren. Aber urteilen Sie selbst: erstens hatte ich sie überhaupt nicht bestohlen, wie Sie sich soeben ausdrückten. Sie hatte mir

ihr Geld selbst geschenkt, und es gehörte also mir. Na, nehmen wir an, Sie schenken mir Ihren besten Frack“ (bei diesen Worten warf er einen Blick auf meinen einzigen, recht unschönen Frack, den mir vor drei Jahren der Schneider Iwan Skornjagin gemacht hatte); „ich bin Ihnen dafür dankbar und trage ihn; ein Jahr darauf überwerfen Sie sich plötzlich mit mir und fordern ihn zurück; ich habe ihn aber inzwischen schon abgetragen . . . Das ist nicht anständig von Ihnen gehandelt; warum haben Sie ihn mir denn zuerst geschenkt? Zweitens hätte ich ihr das Geld, obwohl es mir gehörte, unfehlbar zurückgegeben; aber sagen Sie selbst: wo hätte ich denn eine solche Summe so plötzlich hernehmen sollen? Die Hauptsache aber war: ich kann, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Hirtenidyllen und Schillerianer nicht leiden; na, und gerade das war die Ursache des ganzen Zerwürfnisses. Sie glauben gar nicht, was sie vor mir für eine Pose annahm, und wie sie schrie, sie schenke mir das Geld (das doch mir gehörte). Da wurde auch ich ärgerlich, und da mich meine Geistesgegenwart nie verläßt, so stellte ich klugerweise sogleich eine durchaus richtige Erwägung an: ich sagte mir, daß ich sie durch die Rückgabe des Geldes vielleicht sogar unglücklich machen würde. Ich hätte ihr den Genuß geraubt, sich durch mich völlig unglücklich zu fühlen und mich ihr ganzes Leben lang zu verfluchen. Glauben Sie mir, mein Freund, solches Unglück ist sogar die Quelle eines Entzückens höherer Art, welches darin besteht, daß man sich bewußt ist, vollkommen im Rechte zu sein und großmütig gehandelt zu haben und den Gegner mit vollem Rechte einen Schurken nennen zu dürfen. Dieses Entzücken des Ingrimms findet sich natürlich nur bei solchen

Schillernaturen; vielleicht hatte sie später nichts zu essen; aber ich bin überzeugt, daß sie glücklich war. Ich wollte sie dieses Glückes nicht berauben und schickte ihr das Geld nicht zurück. Auf diese Weise hat auch mein Lehrsatz seine volle Bestätigung gefunden: daß, je stärker und bedeutender die Großmut eines Menschen ist, ein um so größeres Quantum des widerwärtigsten Egoismus darin steckt... Ist Ihnen das wirklich nicht klar?... Aber... Sie wollten mich ja nur fangen, ha=ha=ha!... Na, gestehen Sie es nur, Sie wollten mich fangen?... O Sie Talleyrand!"

„Leben Sie wohl!“ sagte ich und stand auf.

„Noch ein Augenblickchen! Nur noch ein paar Worte zum Schluß!“ rief er, indem er seinen widerlichen Ton plötzlich mit einem ernstern vertauschte. „Hören Sie das Letzte, was ich Ihnen sagen möchte! Aus allem, was ich Ihnen gesagt habe, ergibt sich klar und deutlich (ich meine, das werden auch Sie selbst bemerkt haben), daß ich niemals und um niemandes willen meinen Vorteil aufgeben will. Ich liebe das Geld und brauche Geld. Katerina Fjodorowna besitzt viel Geld; ihr Vater ist zehn Jahre lang Branntweinpächter gewesen. Sie hat drei Millionen, und diese drei Millionen werden mir sehr zustatten kommen. Alexei und Katerina passen vorzüglich zueinander; beide sind Dummköpfe erster Klasse; das ist's gerade, was ich brauche. Und darum wünsche und will ich unbedingt, daß ihre Heirat zustande kommt, und zwar möglichst bald. In zwei, drei Wochen werden die Gräfin und Katerina aufs Land reisen. Alexei soll sie begleiten. Benachrichtigen Sie doch Natalja Nikolajewna vorher davon, damit es keine gefühlvollen Szenen setzt und sich niemand gegen

mich auflehnt. Ich bin rachsüchtig und boshaft und bestehe auf meinem Willen. Furcht habe ich vor ihr nicht; es wird zweifellos alles nach meinem Willen geschehen, und wenn ich sie jetzt warnen lasse, so tue ich das fast nur in ihrem eigenen Interesse. Sorgen Sie dafür, daß keine Dummheiten passieren, und daß sie sich vernünftig benimmt. Sonst wird es ihr schlecht gehen, sehr schlecht. Sie hat allen Grund, mir schon dafür dankbar zu sein, daß ich nicht mit ihr verfahren bin, wie es sich gehört, nach dem Gesetze. Lassen Sie sich sagen, mein lieber Poet, daß die Gesetze die Ruhe des Familienlebens beschirmen, indem sie dem Vater den Gehorsam des Sohnes gewährleisten, und daß diejenigen, welche ein Kind von seinen heiligen Pflichten gegen seine Eltern abbringen, an den Gesetzen keinen Schutz finden. Bedenken Sie schließlich noch, daß ich Konnexionen besitze und sie nicht, und . . . begreifen Sie denn wirklich nicht, was ich alles mit ihr tun könnte? Aber ich habe noch nichts getan, weil sie sich bisher vernünftig benommen hat. Seien Sie versichert: während dieses ganzen halben Jahres haben in jedem Augenblicke scharfsichtige Augen jede Bewegung der beiden überwacht, und ich habe alles bis auf die geringste Kleinigkeit gewußt. Und darum habe ich ruhig gewartet, bis Alexei selbst sich von ihr abwenden würde, was jetzt bereits beginnt; bis dahin mochte es für ihn eine angenehme Zerstreuung sein. Ich aber bin in seinen Augen der humane Vater geblieben; und es liegt in meinem Interesse, daß er so über mich denke. Ha=ha=ha! Ich denke eben daran, daß ich ihr damals, an jenem Abende, beinahe Komplimente deswegen gesagt habe, weil sie so großmütig und uneigen-

nützig gewesen sei, ihn nicht zu heiraten; ich möchte wohl wissen, wie sie das hätte anfangen wollen! Was aber meinen damaligen Besuch bei ihr anlangt, so geschah das alles einzig und allein, weil es nunmehr Zeit war, der Liaison der beiden ein Ende zu machen. Aber ich hielt für nötig, mir alles mit eigenen Augen anzusehen, mich von allem persönlich zu überzeugen . . . Nun, sind Sie jetzt zufrieden? Oder möchten Sie vielleicht noch wissen, warum ich Sie hierher geschleppt, mich vor Ihnen so eigentümlich benommen und eine solche Offenherzigkeit bewiesen habe, während ich doch das alles ohne jede Offenherzigkeit hätte aussprechen können, ja?"

„Ja.“

Ich überwand mich und horchte begierig auf. Zu antworten hatte ich ihm nichts weiter.

„Einzig deswegen, mein Freund, weil ich bei Ihnen etwas mehr Vernunft und klaren Blick für die Dinge bemerkte als bei unseren beiden Dummköpfen. Allerdings mochten Sie auch schon vorher wissen, wer ich bin, mochten es erraten haben, allerlei über mich kombiniert haben; aber ich wollte Sie dieser Mühe überheben und beschloß, Ihnen anschaulich zu zeigen, mit wem Sie es zu tun haben. Es ist ein großes Ding um so einen tatsächlichen Eindruck. Lernen Sie mich verstehen, mon ami! Sie wissen jetzt, mit wem Sie es zu tun haben; Sie lieben das Mädchen, und daher hoffe ich jetzt, daß Sie all Ihren Einfluß (und Sie besitzen Einfluß auf sie) anbieten werden, um ihr gewisse Unannehmlichkeiten zu ersparen. Sonst wird sie Unannehmlichkeiten haben, und ich versichere Sie, versichere Sie mit aller Bestimmtheit: solche, über die nicht zu spaßen sein wird. Nun, und endlich der dritte

Grund meiner Offenherzigkeit gegen Sie ist der (aber Sie haben ihn ja gewiß schon erraten, mein Lieber): ich wollte wirklich einmal meinem Ekel über diese ganze Angelegenheit Ausdruck geben, und zwar gerade vor Ihren Ohren . . .“

„Und Sie haben Ihre Absicht erreicht“, sagte ich, zitternd vor Erregung. „Ich gebe zu, daß Sie mir Ihren ganzen Ingrimm und Ihre ganze Verachtung für mich und uns alle auf keine Weise besser hätten zum Ausdruck bringen können als gerade durch diese Offenherzigkeit. Sie haben nicht gefürchtet, daß Sie sich durch Ihre Offenherzigkeit einem Menschen wie mir gegenüber kompromittieren könnten; noch mehr: Sie haben sich nicht einmal vor mir geschämt. Sie glichen tatsächlich jenem Irrsinnigen im Mantel. Sie haben mich nicht für einen Menschen erachtet.“

„Sie haben es erraten, mein junger Freund“, erwiderte er, sich erhebend. „Sie haben alles erraten; man sieht, daß Sie Literat sind. Ich hoffe, wir scheiden voneinander in aller Freundschaft. Brüderschaft werden wir aber wohl nicht zusammen trinken?“

„Sie sind betrunken, und nur deshalb antworte ich Ihnen nicht so, wie es sich gehören würde . . .“

„Wieder die Redefigur der Verschweigung eines Gedankens! Sie haben nicht gesagt, wie es sich denn gehören würde zu antworten, ha-ha-ha! Für Sie zu bezahlen, erlauben Sie mir wohl nicht?“

„Bemühen Sie sich nicht; ich werde selbst für mich bezahlen.“

„Nun, versteht sich. Wir haben wohl nicht denselben Weg?“

„Ich werde nicht mit Ihnen fahren.“

„Leben Sie wohl, mein lieber Poet! Ich hoffe, Sie haben mich verstanden . . .“

Er ging mit etwas unsicherem Schritte hinaus, ohne sich nach mir weiter umzusehen. Der Diener war ihm beim Einsteigen in die Equipage behilflich. Ich schlug meinen eigenen Weg ein. Es war zwischen zwei und drei Uhr. Es regnete; die Nacht war dunkel.

Bierter Teil



Erstes Kapitel

Ich will nicht weiter schildern, wie wütend ich war. Obgleich ich mir alles mögliche vom Fürsten hatte versehen können, war ich doch überrascht; er war ganz unerwartet sozusagen in seiner ganzen Häßlichkeit vor mich hingetreten. Indes waren, wie ich mich erinnere, meine Empfindungen trübe und undeutlich: ich fühlte mich niedergeschmettert, zu Boden gedrückt; es war mir, als ob ein schwerer Kummer immer schmerzlicher an meinem Herzen söge; ich ängstigte mich um Natalja. Ich ahnte, daß ihr viele Qualen bevorstanden, und sann in unklarer Weise darauf, wie man ihr diese Qualen ersparen, wie man ihr diese letzten Augenblicke vor der endgültigen Lösung des Knotens erleichtern könne. Daß die Lösung erfolgen mußte, daran konnte kein Zweifel sein. Sie nahte heran, und wie sie ausfallen werde, war leicht zu erraten.

Ich merkte gar nicht, wie ich nach Hause kam, obgleich der Regen mich auf dem ganzen Wege durchnäßte. Es war schon drei Uhr morgens. Kaum hatte ich an die Thür meiner Wohnung geklopft, als ich ein Stöhnen hörte und die Thür eilig aufgeschlossen wurde, wie wenn Nelly sich gar nicht schlafen gelegt, sondern die ganze Zeit über dicht an der Schwelle auf mich gewartet hätte. Es brannte eine Kerze. Ich sah Nelly ins Gesicht und erschrak: ihr Gesicht sah ganz entstellt aus; die Augen brannten wie im Fieber und hatten einen wilden, scheuen Blick, als ob sie mich nicht erkannte. Ihr Kopf glühte.

„Nelly, was ist dir? Bist du krank?“ fragte ich, indem ich mich zu ihr beugte und den Arm um sie schlang.

Sie drückte sich zitternd an mich, als ob sie etwas fürchtete, und begann hastig und stoßweise zu reden, wie wenn sie nur auf mich gewartet hätte, um es mir recht schnell zu erzählen. Aber ihre Worte waren unzusammenhängend und seltsam; ich verstand nichts; sie redete irre.

Ich führte sie schleunigst zum Bette; aber sie drückte sich fortwährend fest an mich, als ob sie sich ängstigte und mich bâte, sie vor jemand zu beschützen; und als sie schon im Bette lag, griff sie immer noch nach meiner Hand und hielt sie fest, aus Furcht, daß ich wieder fortgehen könnte. Mein Nervensystem war dermaßen angegriffen und erschüttert, daß ich, während ich sie so ansah, in Tränen ausbrach. Ich war selbst krank. Als sie meine Tränen sah, blickte sie mich lange und unverwandt mit gewaltsam angespannter Aufmerksamkeit an, als bemühe sie sich, mit ihren Gedanken über etwas ins klare zu kommen. Es war ihr anzusehen, daß ihr dies große Anstrengung kostete. Endlich schimmerte auf ihrem Gesichte etwas auf, was mit einem Gedanken Ähnlichkeit hatte; nach einem starken epileptischen Anfalle war sie gewöhnlich eine Zeitlang außerstande, mit ihren Gedanken zurechtzukommen und deutlich zu reden. So war es auch jetzt: sie strengte sich aufs äußerste an, um mir etwas zu sagen, und da sie merkte, daß ich sie nicht verstand, streckte sie ihre kleine Hand aus und begann, mir die Tränen abzuwischen; dann umschlang sie meinen Hals, zog mich zu sich herab und küßte mich.

Es war klar: sie hatte in meiner Abwesenheit einen Anfall gehabt, und dieser war gerade in dem Augenblicke eingetreten, als sie dicht an der Thür stand. Als er vorübergegangen war, hatte sie wahrscheinlich lange nicht

zu sich kommen können. In diesem Stadium des Leidens pflegt sich die Wirklichkeit mit den Fieberphantasien zu vermischen, und es waren ihr irgendwelche schrecklichen, beängstigenden Vorstellungen gekommen. Gleichzeitig war sie sich unklar bewußt geworden, daß ich zurückkommen müsse und an die Thür klopfen würde, und daher hatte sie, dicht an der Schwelle auf dem Fußboden liegend, auf meine Rückkehr gewartet und war auf mein erstes Klopfen aufgestanden.

„Aber wie ist es zugegangen, daß sie sich gerade an der Thür befand?“ dachte ich und bemerkte plötzlich zu meinem Erstaunen, daß sie ihren kleinen Pelz anhatte (ich hatte ihn ihr eben erst bei einer mir bekannten alten Trödlerin gekauft, die manchmal zu mir in die Wohnung kam und mir ihre Ware auf Kredit gab); folglich hatte sie vorgehabt, irgendwohin auszugehen, und war wahrscheinlich schon im Begriff gewesen, die Thür zu öffnen, als der Anfall sie plötzlich überraschte. Wohin hatte sie aber gehen wollen? Hatte sie sich vielleicht damals schon im Fieberwahn befunden?

Die Hitze verging nicht, und sie versank bald wieder in Irrreden und Bewußtlosigkeit. Sie hatte schon zweimal in meiner Wohnung Anfälle gehabt, die aber beide einen glücklichen Verlauf genommen hatten; jetzt jedoch hatte sie ein hitziges Fieber. Nachdem ich eine halbe Stunde an ihrem Bette gesessen hatte, rückte ich ein paar Stühle an das Sofa und legte mich, angekleidet wie ich war, in ihrer Nähe hin, um schnell zu erwachen, wenn sie mich rufen sollte. Die Kerze löschte ich nicht aus. Viele Male blickte ich noch nach ihr hin, bevor ich selbst einschlief. Sie war blaß; ihre Lippen waren von der innerlichen Hitze aus-

getrocknet und, wahrscheinlich infolge des Hinfallens, blutig; ihr Gesicht hatte den Ausdruck der Angst und eines quälenden Kummers nicht verloren; diese Empfindungen schienen auch im Schlafe nicht von ihr zu weichen. Ich nahm mir vor, morgen so früh wie möglich den Arzt zu holen, wenn es ihr schlechter gehen sollte. Ich fürchtete, es werde ein richtiges Nervenfieber zum Ausbruch kommen.

„Das sind die Folgen der Angst, die ihr der Fürst eingejagt hat“, dachte ich und zitterte dabei; unwillkürlich mußte ich an seine Erzählung von der Frau denken, die ihm ihr Geld gelassen und ihm Schmähworte ins Gesicht geschleudert hatte.

Zweites Kapitel

Zwei Wochen waren vergangen. Nelly war in der Genesung. Ein Nervenfieber hatte sie nicht gehabt; aber sie war sehr krank gewesen. Zu Ende des Aprils, an einem hellen, klaren Tage, stand sie vom Bette auf. Es war in der Karwoche.

Das arme Geschöpf! Ich kann meine Erzählung nicht in der früheren Anordnung fortsetzen. Es ist schon viel Zeit vergangen bis zum jetzigen Augenblicke, wo ich all diese Ereignisse der Vergangenheit niederschreibe; aber bis heute kann ich nur mit schwerem, bitterem Gram an das blasse, magere Gesichtchen denken und an diesen langen, tiefen Blick ihrer schwarzen Augen, wenn wir manchmal allein waren und sie mich von ihrem Bette aus ansah, lange ansah, als ob sie mich auffordern wollte zu erraten, was in ihrer Seele vorging; aber wenn sie sah, daß ich

es nicht erriet und in meiner bisherigen Verständnislosigkeit verharrte, dann lächelte sie leise vor sich hin und streckte mir auf einmal freundlich ihr heißes Händchen mit den mageren, dünn gewordenen Fingerchen entgegen. Jetzt ist das alles vergangen, und alles ist schon bekannt geworden; aber auch jetzt kenne ich noch nicht das ganze Geheimnis dieses kranken, gequälten, beleidigten kleinen Herzens.

Ich fühle, daß ich mich von meiner Erzählung ablenken lasse; aber ich mag in diesem Augenblicke einzig und allein an Nelly denken. Merkwürdig: jetzt, wo ich im Krankenhause in meinem Bette liege, allein, von allen verlassen, die ich so viel und so innig geliebt habe, jetzt kommt mir manchmal irgendein unbedeutender Zug aus jener Zeit, den ich damals kaum beachtet und bald wieder vergessen hatte, plötzlich ins Gedächtnis und gewinnt auf einmal in meinem Geiste eine ganz andere, wesentliche Bedeutung, die mir jetzt das klar macht, was ich bisher nicht zu begreifen vermochte.

Während der ersten vier Tage ihrer Krankheit waren wir, der Arzt und ich, um sie in großer Sorge; aber am fünften Tage führte mich der Arzt beiseite und sagte mir, es sei kein Grund mehr zu Befürchtungen, und sie werde sicher gesund werden. Der Arzt war eben jener mir schon lange bekannte, gutmütige und wunderliche alte Junggeselle, den ich bereits bei Nellys erster Krankheit gerufen hatte, und dessen großer, am Halse hängender Stanislausorden ihr so interessant gewesen war.

„Also es ist nichts mehr zu befürchten?“ sagte ich erfreut.

„Nein; sie wird jetzt gesund werden; aber dann wird sie sehr bald sterben.“

„Sterben? Aber warum denn?“ rief ich, ganz starr über diesen Ausspruch.

„Ja, sie wird dann unfehlbar bald sterben. Die Patientin hat einen organischen Herzfehler und wird bei den geringsten ungünstigen Einwirkungen wieder bettlägerig werden. Vielleicht wird sie dann noch einmal genesen; aber darauf wird sie von neuem krank werden und schließlich sterben.“

„Und gibt es wirklich keine Möglichkeit, sie zu retten? Nein, es kann nicht sein!“

„Und doch muß es so kommen. Allerdings, wenn man alle ungünstigen Einwirkungen von ihr fernhielte, ihr ein ruhiges, stilles Leben verschaffte, ihr mehr Vergnügen bereitete, dann könnte die Patientin noch vor dem Tode bewahrt bleiben, und es kommen sogar Fälle vor . . . unerwartete, merkwürdige Ausnahmefälle . . . kurz, bei einer Vereinigung vieler günstiger Einwirkungen kann die Patientin sogar für lange Zeit gerettet werden; aber eine radikale Heilung ist ausgeschlossen.“

„Aber, mein Gott, was ist da zu tun?“

„Sie muß meine Weisungen befolgen, ein ruhiges Leben führen und die Pulver regelmäßig einnehmen. Ich habe gemerkt, daß dieses Mädchen launisch, von ungleichmäßigem Wesen und sogar sehr spottlustig ist; sie hat sehr wenig Lust, die Pulver regelmäßig einzunehmen, und hat das soeben deutlich bewiesen.“

„Ja, Doktor. Sie ist in der That ein eigentümliches Wesen; aber ich führe das alles auf ihre krankhafte Reizbarkeit zurück. Gestern war sie sehr folgsam; heute aber, als ich ihr die Arznei reichen wollte, stieß sie, wie unsichtlich, an den Löffel, so daß alles verschüttet wurde.

Und als ich ihr ein neues Pulver zurechtmachen wollte, riß sie mir das ganze Schächtelchen weg und warf es auf den Fußboden; dann aber brach sie in Tränen aus . . . Aber anscheinend weinte sie nicht darüber, daß ich sie veranlassen wollte, die Pulver einzunehmen“, fügte ich nach kurzem Nachdenken hinzu.

„Hm! Irritation der Nerven. Das frühere große Unglück“ (ich hatte dem Arzte eingehend und offenherzig vieles von Nellys Geschichte erzählt, und meine Erzählung hatte ihn sehr ergriffen), „all das hängt miteinander zusammen, und daher rührt auch ihre Krankheit. Vorläufig ist das einzige Mittel, daß sie die Pulver einnimmt; das muß sie unbedingt tun. Ich will noch einmal hingehen und ihr ernstlich auseinandersetzen, daß es ihre Pflicht ist, den ärztlichen Ratschlägen zu gehorchen und . . . ganz besonders . . . die Pulver zu nehmen.“

Wir verließen beide die Küche wieder, in welcher unser Gespräch stattgefunden hatte, und der Arzt näherte sich von neuem dem Bette der Kranken. Aber Nelly hatte, wie es schien, alles gehört: wenigstens hatte sie, während wir sprachen, den Kopf vom Kissen gehoben, ein Ohr nach unserer Seite hingewandt und die ganze Zeit über mit Anstrengung gelauscht; ich hatte das durch die Spalte der halbgeöffneten Thür bemerkt. Als wir aber zu ihr traten, war die Schelmin wieder unter die Decke geschlüpft und sah uns spöttisch lächelnd an. Das arme Kind war in diesen vier Tagen der Krankheit sehr abgemagert; ihre Augen waren ganz eingesunken, und die Fieberhitze war immer noch nicht gewichen. Um so seltsamer kontrastierte mit ihrem Gesichte der mutwillige Ausdruck und der streitsüchtig glänzende Blick, über den der Arzt, der gutmütigste

aller Deutschen in Petersburg, sich nicht genug wundern konnte.

In ernster, eindringlicher Weise, obgleich bemüht, seiner Stimme einen möglichst milden, freundlichen, zärtlichen Klang zu geben, setzte er ihr auseinander, daß die Pulver notwendig und heilsam seien und folglich jeder Kranke die Pflicht habe, sie einzunehmen. Nelly hob schon den Kopf ein wenig in die Höhe; aber auf einmal stieß sie durch eine anscheinend ganz zufällige Bewegung des Armes an den Löffel, und die ganze Arznei floß wieder auf den Fußboden. Ich war überzeugt, daß sie es mit Absicht getan hatte.

„Das ist eine sehr unangenehme Unvorsichtigkeit,“ sagte der alte Mann ruhig, „und ich vermute, daß Sie es mit Absicht getan haben, was sehr tadelnswert ist. Aber . . . wir können den Schaden reparieren und noch ein Pulver zurechtmachen.“

Nelly lachte ihm gerade ins Gesicht. Der Arzt wiegte langsam den Kopf hin und her.

„Das ist sehr häßlich,“ sagte er, als er ein neues Pulver zurechtgemacht hatte, „sehr, sehr tadelnswert.“

„Ärgern Sie sich nicht über mich!“ antwortete Nelly, die sich vergebens bemühte, nicht von neuem loszulachen; „ich werde die Pulver bestimmt einnehmen . . . Aber haben Sie mich lieb?“

„Wenn Sie sich lobenswert betragen, werde ich Sie sehr lieb haben.“

„Sehr lieb?“

„Ja, sehr lieb.“

„Aber jetzt haben Sie mich nicht lieb?“

„O doch, auch jetzt.“

„Aber werden Sie mich küssen, wenn ich Sie küssen will?“

„Ja, wenn Sie es verdienen werden.“

Hier konnte Nelly sich wieder nicht mehr beherrschen und brach von neuem in ein Gelächter aus.

„Die Patientin hat ein heiteres Temperament; aber jetzt merken wir an ihr nur Nervosität und Launenhaftigkeit“, flüsterte mir der Arzt mit sehr ernstem Gesichte zu.

„Nun gut, ich werde das Pulver schlucken!“ rief Nelly auf einmal mit ihrem schwachen Stimmchen. „Aber wenn ich erwachsen und groß bin, werden Sie mich dann auch heiraten?“

Wahrscheinlich gefiel ihr dieser neue mutwillige Einfall sehr; ihre Augen brannten nur so, und ihre Lippen zuckten vor Lachen in Erwartung der Antwort des etwas erstaunten Arztes.

„Nun ja,“ antwortete er, über diesen neuen Einfall unwillkürlich lächelnd, „nun ja, wenn Sie ein gutes, wohl-erzogenes Mädchen sein werden, und wenn Sie folgsam sein und . . .“

„. . . und die Pulver nehmen werden?“ fiel Nelly ein.

„Ei, ei! Nun ja, auch die Pulver nehmen!“ — „Ein prächtiges Mädchen,“ flüsterte er mir von neuem zu; „in ihr steckt viel Herzensgüte und Verstand; aber allerdings . . . heiraten . . . was für ein sonderbarer Einfall!“

Er brachte ihr von neuem die Medizin. Aber diesmal wandte Nelly nicht einmal List an, sondern stieß einfach mit der Hand von unten nach oben gegen den Löffel, so daß die ganze Medizin hinausflog, dem armen alten Manne gerade auf das Vorhemd und ins Gesicht. Nelly lachte laut auf, aber nicht mit dem früheren gutmütigen, heiteren Lachen. In ihrem Gesichte blitzte ein harter,

böser Ausdruck auf. Aber diese ganze Zeit über hatte sie meinen Blick vermieden und nur den Arzt angesehen und wartete nun mit einem spöttischen Lächeln, durch das jedoch ihre innere Unruhe nur schlecht verdeckt wurde, was der „komische Alte“ jetzt tun werde.

„Oh! Also doch wieder! . . . Wie schade! Aber . . . ich kann ja noch ein Pulver zurechtmachen!“ sagte der alte Mann, indem er sich mit dem Taschentuche das Gesicht und das Vorhemd abwischte.

Das machte auf Nelly einen starken Eindruck. Sie hatte erwartet, daß wir zornig werden würden; sie hatte gemeint, wir würden sie schelten und ihr Vorwürfe machen, und hatte dies vielleicht in diesem Augenblicke unbewußtmaßen sogar gewünscht, damit sie einen Grund hätte, sogleich loszuweinen, krampfhaft loszuschluchzen, die Pulver wieder wie vorher zu verschütten, sogar vor Ärger etwas zu zerschlagen und durch all das ihrem launenhaften, frankten Herzen eine Art von Erleichterung zu verschaffen. Solche Launen kommen vor, und nicht allein bei Kranken, und nicht allein bei Nelly. Wie oft bin ich im Zimmer auf und ab gegangen mit dem unbewußten Wunsche, es möchte mich doch jemand recht schnell beleidigen oder ein Wort sagen, das sich als Beleidigung auffassen ließe, damit ich recht schnell an etwas meinem Herzen Luft machen könnte! Frauen aber, die auf diese Weise „ihrem Herzen Luft machen“, vergießen die aufrichtigsten Tränen, und die gefühlvollsten unter ihnen verfallen sogar in Weinkrämpfe. Das ist ein sehr einfacher, ganz gewöhnlicher, überaus häufiger Vorgang, wenn ein anderer, oft niemandem bekannter Kummer im Herzen sitzt, den der Betreffende wohl aussprechen möchte, aber niemandem aussprechen darf.

Aber überrascht durch die engelhafte Güte des von ihr beleidigten alten Mannes und durch die Geduld, mit der er ihr von neuem ein drittes Pulver zurecht machte, ohne ihr auch nur ein Wort des Vorwurfs zu sagen, wurde Nelly auf einmal sanft und still. Das spöttische Lächeln verschwand von ihren Lippen; eine dunkle Röte stieg ihr ins Gesicht; die Augen wurden ihr feucht: sie blickte mich flüchtig an und wandte sich sofort wieder ab. Der Arzt brachte ihr die Medizin. Sie schluckte sie friedlich und schüchtern hinunter, ergriff die rote, dicke Hand des alten Mannes, hob langsam den Kopf in die Höhe und blickte ihm in die Augen.

„Sie . . . sind mir gewiß böse, weil ich so schlecht bin“, begann sie, konnte aber nicht weiterreden, kroch unter die Bettdecke, verbarg ihr Köpfchen und fing laut und krampfhaft zu schluchzen an.

„O mein Kind, weinen Sie nicht . . . das tut nichts . . . das sind die Nerven; trinken Sie etwas Wasser!“

Aber Nelly hörte nicht auf ihn.

„Beruhigen Sie sich; regen Sie sich nicht so auf!“ fuhr er fort; er beugte sich über sie und schluchzte selbst beinah; denn er war ein sehr gefühlvoller Mensch. „Ich verzeihe Ihnen und werde Sie heiraten, wenn Sie sich gut betragen werden und ein braves Mädchen sein und . . .“

„ . . . die Pulver nehmen werden!“ erscholl es unter der Bettdecke hervor mit einem feinen, wie ein Glöckchen klingenden, nervösen, von Schluchzen unterbrochenen, mir wohlbekanntem Lachen.

„Ein gutes, dankbares Kind!“ sagte der Arzt triumphierend und fast mit Tränen in den Augen. „Armes Mädchen!“

Seitdem bildete sich zwischen ihm und Nelly eine seltsame, wunderliche Freundschaft heraus. Mir gegenüber wurde Nelly dagegen immer finsterner, nervöser und reizbarer. Ich wußte nicht, worauf ich das zurückführen sollte, und wunderte mich darüber, um so mehr, da dieser Umschwung in ihrem Verhalten ganz plötzlich erfolgt war. In den ersten Tagen ihrer Krankheit hatte sie sich gegen mich überaus zärtlich und freundlich benommen; sie schien sich an mir gar nicht satt sehen zu können, ließ mich nicht von ihrer Seite, ergriff meine Hand mit ihrem heißen Händchen, zog mich auf den Stuhl neben ihrem Bette nieder, und wenn sie bemerkte, daß ich finster und aufgeregert war, so bemühte sie sich, mich zu erheitern, scherzte und spielte mit mir und lächelte mir zu, indem sie augenscheinlich ihre eigenen Leiden unterdrückte. Sie wollte nicht, daß ich nachts arbeitete oder aufsaß, um sie zu warten, und wurde traurig, als sie sah, daß ich nicht auf sie hörte. Manchmal bemerkte ich an ihr eine sorgenvolle Miene; sie fragte mich über mich selbst aus, warum ich traurig sei, und was ich auf dem Herzen hätte; aber merkwürdig: sobald das Gespräch auf Natalja kam, verstummte sie sofort oder begann von etwas anderem zu reden. Sie vermied es anscheinend, von Natalja zu sprechen, und das überraschte mich. Wenn ich nach Hause kam, freute sie sich. Wenn ich nach meiner Müde griff, so machte sie ein betrübtes Gesicht und verfolgte mich in eigentümlicher Weise, gewissermaßen vorwurfsvoll, mit den Augen.

Am vierten Tage ihrer Krankheit saß ich den ganzen Abend über und sogar noch lange nach Mitternacht bei Natalja. Wir hatten damals etwas miteinander zu besprechen. Als ich von Hause wegging, hatte ich meiner

Patientin gesagt, ich würde sehr bald zurückkommen; denn ich hatte selbst darauf gerechnet. Als es sich nun zufällig so traf, daß ich länger bei Natalja bleiben mußte, war ich in betreff Nellys beruhigt: sie war nicht allein geblieben. Alexandra Semjonowna saß bei ihr. Diese hatte von Maslobojew, der auf einen Augenblick zu mir herangekommen war, erfahren, daß Nelly krank sei und ich, so vollständig allein, viel Mühe und Sorge hätte. O Gott, in welche Aufregung die gute Alexandra Semjonowna da geriet!

„Dann wird er also auch nicht zum Mittagessen zu uns kommen! . . . Ach, mein Gott! Und er ist ganz allein, der arme Mensch, ganz allein! Nun, da wollen wir uns ihm jetzt behilflich zeigen. Jetzt bietet sich eine Gelegenheit; die dürfen wir nicht unbenutzt lassen.“

Sogleich erschien sie bei uns und brachte in der Droschke ein ganzes großes Bündel mit. Nachdem sie mir schnell mit kurzen Worten erklärt hatte, sie werde jetzt nicht wieder fortgehen und sei gekommen, um mir zu helfen, band sie das Bündel auf. Darin waren Obstgelees, Eingemachtes, wie es eine Kranke essen kann, junge Hühner und eine Henne, für den Fall, daß die Kranke zu genesen beginne, Äpfel zum Braten, Apfelsinen, Kiewer trockene Früchte (falls der Arzt es erlauben sollte), endlich Wäsche, Betttücher, Servietten, Frauenhemden, Binden, Kompressen, als sollte ein ganzes Lazarett damit versorgt werden.

„Wir haben ja bei uns zu Hause alles vorrätig“, sagte sie eilig und geschäftig zu mir, als ob sie schnell wieder irgendwo anders hin müßte. „Na, und Sie leben hier so als Junggeselle und haben von alledem gewiß wenig. Also erlauben Sie mir schon . . . auch Filipp Filippov-

witsch hat es befohlen. Nun, was soll ich jetzt zuerst . . . nur schnell, nur schnell! Was muß jetzt getan werden? Was macht sie? Ist sie bei Bewußtsein? Ach, wie schlecht sie liegt; das Kissen muß in Ordnung gebracht werden, damit sie mit dem Kopfe niedriger liegt. Aber wissen Sie: wäre nicht das beste ein Lederkissen? Leder fühlt. Ach, wie dumm ich bin! Daß es mir nicht eingefallen ist, eines mitzubringen! Ich werde hinfahren und es holen . . . Muß nicht Feuer gemacht werden? Ich werde Ihnen meine Alte herschicken. Ich habe eine zuverlässige alte Magd. Sie haben ja hier gar keine weibliche Bedienung . . . Nun, was soll ich jetzt tun? Was ist das? Wohl Brusttee, den der Arzt verschrieben hat? Ich will gleich Feuer anmachen.“

Aber ich beruhigte sie, und sie war sehr erstaunt und sogar betrübt darüber, daß überhaupt nicht so gar viel zu tun war. Übrigens ließ sie sich dadurch ganz und gar nicht die Laune verderben. Sie befreundete sich sehr bald mit Nelly und half mir während der Krankheit derselben viel; sie besuchte uns fast täglich und kam immer mit einer Miene, als ob etwas vergessen oder verabsäumt sei und so schnell wie möglich nachgeholt werden müsse. Sie fügte immer hinzu, auch Filipp Filippowitsch habe es befohlen. Nelly fand an ihr großes Gefallen. Sie gewannen einander lieb wie Schwestern, und ich glaube, daß Alexandra Semjonowna in vieler Hinsicht noch ein ebensolches Kind war wie Nelly. Sie erzählte ihr allerlei Geschichten, brachte sie zum Lachen, und Nelly fühlte sich nachher oft einsam, wenn Alexandra Semjonowna nach Hause gefahren war. Ihr erstes Erscheinen bei uns erregte die Verwunderung meiner Kranken; aber sie erriet sogleich,

warum der uneingeladene Gast gekommen war, machte nach ihrer Gewohnheit sogar ein finsternes Gesicht und wurde schweigsam und unfreundlich.

„Warum ist sie denn zu uns gekommen?“ fragte Nelly mit unzufriedener Miene, als Alexandra Semjonowna wieder weggefahren war.

„Um dir zu helfen, Nelly, und dich zu pflegen.“

„Aber wofür will sie sich damit bedanken? Ich habe ihr ja doch nichts Gutes getan.“

„Gute Menschen warten nicht, bis man ihnen zuerst Gutes tut, Nelly. Sie helfen auch ohne das gern denen, die der Hilfe bedürfen. Glaube nur, Nelly: es gibt auf der Welt sehr viele gute Menschen. Es ist dein besonderes Unglück gewesen, daß du mit solchen nicht zusammengekommen bist, nicht damals mit ihnen zusammengekommen bist, als es nötig war.“

Nelly schwieg; ich trat von ihr weg. Aber eine Viertelstunde darauf rief sie mich selbst mit schwacher Stimme zu sich, bat mich, ihr zu trinken zu geben, umarmte mich plötzlich herzlich, drückte sich an meine Brust und ließ mich lange Zeit nicht aus ihren Armen. Als Alexandra Semjonowna am andern Tage wiederkam, empfing Nelly sie mit freudigem Lächeln, aber als wenn sie sich immer noch über etwas schämte.

Drittes Kapitel

In diesem Tage war ich den ganzen Abend über bei Natalja. Ich kam erst spät nach Hause. Nelly schlief. Alexandra Semjonowna war ebenfalls sehr schläfrig, saß aber doch noch wachend bei der Kranken

und wartete auf mich. Sogleich erzählte sie mir eilig flüsternd, Nelly sei zuerst sehr vergnügt gewesen und habe sogar viel gelacht; aber dann sei eine Verstimmung über sie gekommen, und als sie gesehen habe, daß ich nicht zurückkam, sei sie schweigsam und nachdenklich geworden. „Dann klagte sie über Kopfschmerz, fing an zu weinen und schluchzte so, daß ich gar nicht mehr wußte, was ich mit ihr machen sollte“, fuhr Alexandra Semjonowna fort. „Sie fing mit mir von Natalja Nikolajewna an zu sprechen; aber ich konnte ihr über diese nichts sagen; da hörte sie auf zu fragen und weinte dann immer; so ist sie auch unter Tränen eingeschlafen. Na, nun leben Sie wohl, Iwan Petrowitsch; es ist ihr jetzt doch leichter ums Herz, wie ich gemerkt habe; ich muß aber nach Hause; so hat es auch Philipp Filippowitsch befohlen. Ich muß Ihnen nur bekennen, er hat mich diesmal nur für zwei Stunden beurlaubt, und ich bin auf eigene Hand hier geblieben. Aber das macht nichts; beunruhigen Sie sich nicht um mich; er wird es nicht wagen, böse zu werden . . . Nur vielleicht . . . Ach Gott, liebster Iwan Petrowitsch, was soll ich nur machen: er kommt jetzt immer betrunken nach Hause! Er ist mit etwas sehr beschäftigt, redet nicht mit mir, ist verdrießlich; er hat eine wichtige Sache im Kopfe; das sehe ich wohl; abends aber ist er immer betrunken . . . Ich denke nur: wenn er jetzt nach Hause gekommen ist, wer bringt ihn da zu Bett? Na, ich gehe, ich gehe; leben Sie wohl! Leben Sie wohl, Iwan Petrowitsch! Ich habe mir hier Ihre Bücher angesehen: was haben Sie für viele Bücher, und gewiß lauter verständige; aber ich bin ein dummes Frauenzimmer; ich habe nie etwas gelesen . . . Nun, auf morgen . . .“

Aber am andern Tage war Nelly, nachdem sie erwacht war, traurig und finster und antwortete mir nur widerwillig. Von selbst redete sie mich nicht an, als ob sie auf mich böse wäre. Ich beobachtete nur, daß sie mir mitunter von der Seite versthohlene Blicke zuwarf; in diesen Blicken lag viel verborgener Seelenschmerz; aber dennoch schaute aus ihnen eine Zärtlichkeit heraus, die nicht wahrzunehmen war, wenn sie mich gerade ansah. Dies war der Tag, an dem auch der Austritt mit dem Einnehmen der Medizin und dem Arzte stattfand; ich wußte nicht, was ich davon denken sollte.

Aber Nelly war mir gegenüber vollständig verändert. Ihre Sonderbarkeiten, ihre Launen, manchmal sogar beinahe eine Art von Haß gegen mich, — alles dies dauerte bis zu dem Tage, wo sie von mir fortging, bis zu der Katastrophe, welche unserm ganzen Roman ein Ende machte. Aber davon später!

Indessen kam es doch manchmal vor, daß sie plötzlich, etwa auf eine Stunde, gegen mich wieder freundlich wurde wie früher. Ihre Zärtlichkeit schien sich in diesen Augenblicken sogar zu verdoppeln; am häufigsten aber weinte sie gerade in solchen Zeiten bitterlich. Aber diese Stunden gingen schnell vorüber, und sie versank wieder in den früheren Mißmut und sah mich wieder feindselig an oder benahm sich launisch wie damals dem Arzte gegenüber oder begann, wenn sie merkte, daß mir irgendein neuer Streich von ihr mißfiel, zu lachen, was aber fast immer mit Tränen endete.

Sie zankte sich sogar einmal mit Alexandra Semjonowna und sagte ihr, daß sie ihre Hilfe nicht nötig habe. Als ich ihr in Alexandra Semjonownas Gegenwart des-

wegen Vorwürfe machte, wurde sie hitzig, und in ihrer Antwort kam ein lange aufgespeicherter Grimm heftig zum Ausbruch; aber auf einmal verstummte sie und sprach nun volle zwei Tage lang mit mir kein Wort, wollte keine Medizin einnehmen, ja nicht einmal essen und trinken, und nur der alte Arzt verstand es, mit ihr umzugehen und ihr ins Gewissen zu reden.

Ich sagte schon, daß zwischen dem Arzte und ihr gleich von dem Tage an, wo sich die Szene mit dem Verschütten der Medizin zugetragen hatte, ein wunderliches Freundschaftsverhältnis entstanden war. Nelly hatte ihn sehr liebgewonnen und empfing ihn immer mit einem heiteren Lächeln, mochte sie vor seiner Ankunft auch noch so betrübt gewesen sein. Seinerseits hatte der alte Mann angefangen täglich zu uns zu kommen, sogar manchmal zweimal am Tage, und er setzte das auch in der Zeit fort, als Nelly schon das Bett verlassen hatte und vollständig in der Genesung begriffen war. Er schien von ihr so bezaubert zu sein, daß er keinen Tag leben konnte, ohne ihr Lachen und ihre Späße über ihn selbst zu hören, die allerdings oft recht amüsanter waren. Er brachte ihr illustrierte Bücher mit, lauter solche lehrhaften Inhalts; eines hatte er expreß für sie gekauft. Dann begann er ihr Süßigkeiten zu bringen, Konfekt in hübschen Schächtelchen. In solchen Fällen trat er gewöhnlich mit feierlicher Miene ein, wie wenn er zu einem Namenstage käme, und Nelly erriet dann sofort, daß er ein Geschenk mitgebracht hatte. Aber er zeigte das Geschenk nicht, sondern lächelte nur listig, setzte sich neben Nelly und machte Andeutungen, wenn eine junge Patientin sich gut zu betragen wisse und auch in seiner Abwesenheit die Achtung ihrer Umgebung

verdiene, dann sei ein solches junges Mädchen einer schönen Belohnung würdig. Dabei sah er sie so harmlos und gutmütig an, daß, wenn Nelly auch herzlich über ihn lachte, doch gleichzeitig aus ihren heiteren Augen die aufrichtigste, freundlichste Zuneigung ihm entgegenstrahlte. Endlich erhob sich der Alte feierlich von seinem Stuhle, zog das Schächtelchen mit Konfekt hervor und händigte es Nelly ein, wobei er unfehlbar bemerkte: „Meiner künftigen lieben Gattin!“ In diesem Augenblicke war er selbst sicherlich noch glücklicher als Nelly.

Darauf begannen die Gespräche, und jedesmal redete er ihr ernsthaft und eifrig zu, ihre Gesundheit in acht zu nehmen, und gab ihr eindringliche ärztliche Ratschläge.

„Vor allen Dingen muß man seine Gesundheit in acht nehmen,“ sagte er in lehrhaftem Tone, „und zwar erstens und hauptsächlich, um am Leben zu bleiben, und zweitens, um immer gesund zu sein und auf diese Weise zum Lebensglück zu gelangen. Wenn Sie irgendwelchen Kummer haben, mein liebes Kind, dann ist mein Rat: vergessen Sie ihn, oder, was das beste ist, bemühen Sie sich, nicht daran zu denken. Wenn Sie aber keinen Kummer haben, dann . . . denken Sie ebenfalls nicht an ihn, sondern geben Sie sich Mühe, an Vergnügungen zu denken, an heitere Spiele!“

„Aber an was für heitere Spiele soll ich denn denken?“ fragte Nelly.

Der Arzt war ganz verblüfft.

„Nun . . . an irgendein harmloses Spiel, das Ihrem Lebensalter angemessen ist; oder . . . nun, an irgend so etwas . . .“

„Ich mag nicht spielen; ich spiele nicht gern“, sagte Nelly. „Sehen Sie, neue Kleider, die habe ich lieber.“

„Neue Kleider! Hm! Nun, das ist allerdings nicht so gut. Man muß in jeder Hinsicht mit einem bescheidenen Lose im Leben zufrieden sein. Indessen . . . meinetwegen . . . man kann auch neue Kleider gern haben.“

„Werden Sie mir viele Kleider machen lassen, wenn ich Sie werde geheiratet haben?“

„Was für eine Idee!“ sagte der Arzt und machte unwillkürlich ein finsternes Gesicht. Nelly lächelte schelmisch und blickte sogar einmal, sich vergessend, mit einem Lächeln nach mir hin. „Indessen werde ich Ihnen auch ein Kleid machen lassen, wenn Sie es durch Ihr Betragen verdienen werden“, fuhr der Arzt fort.

„Aber muß ich dann täglich Pulver einnehmen, wenn ich Ihre Frau bin?“

„Na, dann brauchen Sie es nicht immer zu tun.“

Der Arzt begann zu lächeln.

Nelly brach lachend das Gespräch ab. Der Alte lachte mit ihr mit und beobachtete liebevoll ihre Heiterkeit.

„Ein spaßlustiges Persönchen!“ sagte er, zu mir gewendet. „Aber man merkt immer noch an ihr Launenhaftigkeit und eine gewisse Gereiztheit.“

Er hatte recht. Ich wußte schlechterdings nicht, was mit ihr vorgegangen war. Sie schien gar nicht mehr mit mir reden zu wollen, gerade als ob ich mich ihr gegenüber eines Vergehens schuldig gemacht hätte. Das war mir sehr schmerzlich. Ich wurde sogar selbst mürrisch und redete sie einmal einen ganzen Tag lang nicht an; aber am andern Tage schämte ich mich dieses Benehmens. Sie weinte oft, und ich wußte absolut nicht, womit ich sie

trösten sollte. Einmal aber brach sie das Stillschweigen, das sie sonst mir gegenüber beobachtete.

Ich kehrte nämlich eines Tages vor dem Dunkelwerden nach Hause zurück und sah, daß Nelly schnell ein Buch unter dem Kopfkissen versteckte. Es war mein Roman, den sie vom Tische genommen und in meiner Abwesenheit gelesen hatte. Aber welchen Anlaß hatte sie, ihn vor mir zu verstecken? „Wie wenn sie sich schämte“, dachte ich, tat aber, als ob ich nichts bemerkt hätte. Eine Viertelstunde nachher, als ich auf einen Augenblick in die Küche gegangen war, sprang sie schnell aus dem Bette und legte den Roman an seinen früheren Platz; als ich zurückkam, sah ich ihn schon auf dem Tische liegen. Einen Augenblick darauf rief sie mich zu sich heran; ihrer Stimme konnte ich eine gewisse Aufregung anhören. Schon seit vier Tagen hatte sie fast gar nicht mit mir gesprochen.

„Gehen Sie . . . heute . . . zu Natalja?“ fragte sie mich stoßend.

„Ja, Nelly; ich muß heute notwendig mit ihr reden.“

Nelly schwieg.

„Lieben Sie . . . sie sehr?“ fragte sie wieder mit schwacher Stimme.

„Ja, Nelly, ich liebe sie sehr.“

„Ich liebe sie auch“, fügte sie leise hinzu.

Es folgte wieder ein längeres Schweigen.

„Ich will zu ihr und will bei ihr wohnen“, fing Nelly wieder an, indem sie mich schüchtern anblickte.

„Das ist unmöglich, Nelly“, antwortete ich, einigermaßen verwundert. „Hast du es denn schlecht bei mir?“

„Warum ist es denn unmöglich?“ fragte sie heftig. „Sie

reden mir ja zu, ich solle zu ihrem Vater ziehen; aber zu dem will ich nicht. Hat sie eine Magd?"

„Ja.“

„Nun, dann soll sie ihre Magd wegschicken, und ich will bei ihr dienen. Ich werde ihr alles machen und keinen Lohn dafür nehmen; ich werde sie lieben, und auch das Essen werde ich ihr kochen. Sagen Sie ihr das nur heute!“

„Aber wozu denn? Was ist das für ein phantastischer Einfall, Nelly? Und was denkst du denn von ihr: meinst du wirklich, sie werde dich als Köchin nehmen wollen? Wenn sie dich nimmt, so doch nur als eine Gleichgestellte, wie eine jüngere Schwester.“

„Nein, ich will nicht als Gleichgestellte zu ihr. So will ich nicht...“

„Warum denn nicht?“

Nelly schwieg. Ihre Lippen zuckten. Sie war nahe daran, zu weinen.

„Der, den sie liebt, geht ja doch von ihr fort und läßt sie allein?“ fragte sie endlich.

Ich war erstaunt.

„Woher weißt du das, Nelly?“

„Sie haben mir selbst alles gesagt, und vorgestern, als Alexandra Semjonownas Mann am Vormittag kam, habe ich ihn gefragt; er hat mir alles mitgeteilt.“

„Ist denn Maslobojew vorgestern vormittag hier gewesen?“

„Ja“, antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Aber warum hast du mir denn nichts davon gesagt, daß er hier war?“

„Einen Grund hatte ich weiter nicht...“

Ich dachte einen Augenblick nach. Gott mochte wissen, warum dieser Maslbojew mit seiner Geheimnißkrämerei hier herumschlich! Was hatte er hier für Beziehungen angeknüpft? Ich mußte doch einmal mit ihm darüber reden.

„Nun, inwiefern berührt es denn dich, Nelly, wenn er sie verläßt?“

„Sie lieben sie ja sehr“, antwortete Nelly, ohne die Augen zu mir aufzuschlagen. „Und wenn Sie sie lieben, so werden Sie sie doch heiraten, sobald der andere fortgeht.“

„Nein, Nelly, sie liebt mich nicht so, wie ich sie liebe, und auch ich . . . Nein, das wird nicht geschehen, Nelly.“

„Ich würde Ihnen beiden als Magd dienen, und Sie würden ein frohes Leben führen“, sagte sie leise, fast flüsternd, ohne mich anzusehen.

„Was ist nur mit ihr, was ist nur mit ihr?“ dachte ich, und mir war, als ob sich mir das Herz schmerzlich herumdrehte. Nelly schwieg und redete den ganzen Abend über kein Wort mehr mit mir. Als ich aber wegging, fing sie an zu weinen, weinte, wie mir Alexandra Semjonowna berichtete, den ganzen Abend und schlief unter Tränen ein. Selbst in der Nacht, im Schlafe, weinte sie und redete irre Worte vor sich hin.

Aber von diesem Tage an wurde sie noch düsterer und schweigsamer und sprach mit mir gar nicht mehr. Allerdings fing ich zwei oder drei Blicke von ihr auf, die sie verstohlen auf mich richtete, und in diesen Blicken lag so viel Zärtlichkeit! Aber das verging im selben Augenblick wieder, und gleichsam dieser momentanen Weichheit zum Trotz wurde Nelly fast mit jeder Stunde finsterer, sogar

dem Arzte gegenüber, der über diese Veränderung ihres Wesens erstaunt war. Inzwischen war sie schon fast ganz genesen, und der Arzt erlaubte ihr endlich, an die frische Luft zu gehen, aber nur sehr wenig. Das Wetter war warm und heiter. Es war in der Karwoche, die diesmal sehr spät fiel; ich ging am Vormittag aus, da ich notwendig bei Natalja sein mußte, nahm mir aber vor, recht früh nach Hause zurückzukehren, um mit Nelly spazierenzugehen; unterdessen ließ ich sie zu Hause allein.

Aber ich kann nicht schildern, welcher ein Schlag mich zu Hause erwartete. Ich war schnell nach Hause gegangen, kam hinauf und sah, daß der Schlüssel von außen in der Thür steckte. Ich trat ins Zimmer: niemand da. Ich war starr. Ich blickte ringsumher: auf dem Tische lag ein Blatt Papier, und auf diesem stand mit Bleistift in großer, unregelmäßiger Schrift geschrieben:

„Ich bin von Ihnen weggegangen und werde nie wieder zu Ihnen zurückkehren. Aber ich habe Sie sehr lieb.

Ihre treue Nelly.“

Ich schrie vor Schreck auf und stürzte aus der Wohnung hinaus.

Viertes Kapitel

Ich war noch nicht auf die Straße gelangt und war noch nicht darüber ins Klare gekommen, was ich jetzt tun sollte, als ich auf einmal sah, daß vor unserem Tore eine Droschke anhielt und aus dieser Droschke Alexandra Semjonowna ausstieg, welche Nelly an der Hand führte. Sie hielt sie fest, als fürchtete sie, daß sie zum zweiten Male davonlaufen könnte. Ich stürzte auf die beiden los.

„Nelly, was ist nur mit dir!“ rief ich. „Wo bist du hingegangen, und warum?“

„Warten Sie, keine Überhastung; kommen Sie so schnell wie möglich in Ihre Wohnung; da sollen Sie alles erfahren“, sagte Alexandra Semjonowna mit ihrem flinken Mundwerk. „Was ich Ihnen für Dinge erzählen werde, Iwan Petrowitsch!“ flüsterte sie mir eilig im Gehen zu. „Sie werden staunen! . . . Kommen Sie nur; Sie sollen sogleich alles hören.“

Man konnte ihr am Gesichte ansehen, daß sie sehr wichtige Neuigkeiten zu erzählen hatte.

„Geh, Nelly, geh, leg dich ein bißchen hin!“ sagte sie, als wir in die Wohnung traten. „Du bist gewiß müde; das ist keine Kleinigkeit, wieviel du umhergelaufen bist, und nach der Krankheit strengt das an; leg dich hin, liebes Kind, leg dich hin! Wir beide aber wollen ein Weilchen hinausgehen und sie nicht stören; mag sie schlafen!“

Sie blinzelte mir zu, ich möchte mit ihr hinauskommen, in die Küche.

Aber Nelly legte sich nicht hin; sie setzte sich auf das Sofa und verbarg das Gesicht in beide Hände.

Wir gingen hinaus, und Alexandra Semjonowna erzählte mir in der Geschwindigkeit, was sich zugetragen hatte. Später erfuhr ich noch weitere Einzelheiten. Das Ganze hatte sich folgendermaßen begeben.

Als Nelly zwei Stunden vor meiner Rückkehr aus meiner Wohnung weggegangen war und mir den Zettel zurückgelassen hatte, lief sie zuerst zu dem alten Arzte. Seine Adresse hatte sie schon vorher in Erfahrung gebracht. Der Arzt erzählte mir, er sei ganz starr gewesen,

als er Nelly bei sich erblickt habe, und habe die ganze Zeit, während sie bei ihm gewesen sei, seinen Augen nicht getraut. „Ich glaube es auch jetzt noch nicht“, fügte er am Schlusse seiner Erzählung hinzu, „und werde es niemals glauben.“ Und doch war Nellys Besuch bei ihm eine Tatsache. Er saß ruhig in seinem Zimmer, auf seinem Lehstuhl, im Schlafrock, beim Kaffee, als sie hereingelaufen kam und, bevor er hatte zur Besinnung kommen können, sich an seine Brust warf. Sie weinte, umarmte und küßte ihn, küßte ihm die Hände und bat ihn inständig, wiewohl in unzusammenhängenden Worten, er möchte sie zu sich ins Haus nehmen; sie sagte, sie wolle und könne nicht mehr mit mir zusammenleben; daher sei sie von mir weggegangen; es sei ihr sehr schmerzlich; sie wolle sich nie mehr über ihn lustig machen und nie mehr von neuen Kleidern reden und werde sich gut betragen und aus den Büchern lernen und werde auch lernen, ihm seine Vorhemden waschen und plätten (wahrscheinlich hatte sie sich ihre ganze Rede unterwegs zurechtgelegt, vielleicht auch schon früher), und sie werde auch gehorsam sein und sogar jeden Tag so viele Pulver einnehmen, wie er wolle. Und wenn sie früher einmal gesagt habe, daß sie ihn heiraten wolle, so sei das nur Scherz gewesen; sie denke gar nicht daran. Der alte Deutsche war so betäubt, daß er die ganze Zeit über mit offenem Munde dasaß, die Hand, in der er die Zigarre hatte, in die Höhe hielt und die Zigarre vergaß, so daß sie ihm ausging.

„Mademoiselle,“ sagte er endlich, nachdem er den Gebrauch seiner Zunge einigermaßen wiedererlangt hatte, „Mademoiselle, soweit ich Sie verstanden habe, bitten Sie mich, ich möchte Sie bei mir wohnen lassen. Aber

das ist ein Ding der Unmöglichkeit! Sie sehen, ich wohne sehr beschränkt und habe keine große Einnahme... Und überhaupt, so plötzlich, ohne vorhergehende Überlegung... Es ist schrecklich! Und überhaupt sind Sie, soviel ich sehe, von zu Hause weggelaufen. Das ist sehr tadelnswert und unzulässig... Und überhaupt habe ich Ihnen nur erlaubt, ein wenig spazierenzugehen, bei heiterem Wetter, unter Aufsicht Ihres Wohltäters; und da verlassen Sie Ihren Wohltäter und kommen zu mir gelaufen, während Sie doch Ihre Gesundheit in acht nehmen sollten und... und... Ihre Medizin einnehmen sollten. Und überhaupt... überhaupt, ich verstehe die ganze Sache nicht..."

Nelly ließ ihn nicht ausreden. Sie fing von neuem an zu weinen und ihn anzuflehen; aber nichts half. Der Alte geriet in immer größeres Erstaunen und begriff die Geschichte immer weniger. Schließlich gab Nelly es auf, rief: „Ach, mein Gott!“ und lief aus dem Zimmer. „Ich war den ganzen Tag krank“, fügte der Arzt am Schlusse seiner Erzählung hinzu, „und mußte zur Nacht ein Dekoft einnehmen.“

Nelly aber lief zu Maslobojew's. Sie hatte sich auch deren Adresse vorher verschafft und fand zu ihnen hin, wiewohl nur mit Mühe. Maslobojew war zu Hause. Alexandra Semjonowna schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie Nellys Bitte, sie zu sich zu nehmen, hörte. Auf ihre Fragen, warum sie das denn wolle, ob sie es denn bei mir so schlecht habe, gab Nelly keine Antwort und warf sich schluchzend auf einen Stuhl. „Sie schluchzte so furchtbar, so furchtbar,“ erzählte mir Alexandra Semjonowna, „daß ich dachte, sie werde davon

sterben.“ Nelly bat, sie wenigstens als Stubenmädchen, als Köchin zu nehmen, sagte, sie werde ausfegen und werde Wäsche waschen lernen. (Auf dieses Wäschewaschen gründete sie, wie es schien, besondere Hoffnungen und hielt das aus irgendwelchem Grunde für das stärkste Lockmittel zu ihrer Aufnahme.) Alexandra Semjonownas Meinung war, sie bis zur Aufklärung der Sache bei sich zu behalten und mir Nachricht zu geben. Aber Filipp Filippowitsch widersetzte sich dem entschieden und befahl, den Flüchtling sogleich wieder zu mir zu bringen. Unterwegs umarmte Alexandra Semjonowna sie und küßte sie, wovon Nelly noch heftiger zu weinen anfing. Bei diesem Anblick brach auch Alexandra Semjonowna in Tränen aus. So weinten sie beide auf dem ganzen Wege.

„Aber warum in aller Welt, warum willst du denn nicht bei ihm wohnen bleiben? Hat er dir denn etwas zuleide getan, wie?“ fragte Alexandra Semjonowna, in Tränen zerfließend.

„Nein, er tut mir nichts zuleide.“

„Nun, also warum denn?“

„Einen Grund habe ich nicht; aber ich will nicht bei ihm wohnen bleiben . . . ich kann es nicht . . . ich bin immer so schlecht gegen ihn . . . und er ist so gut . . . aber bei Ihnen werde ich nicht schlecht sein; ich werde arbeiten“, sagte sie unter krampfhaftem Schluchzen.

„Warum bist du denn gegen ihn so schlecht, Nelly?“

„Einen Grund habe ich nicht . . .“

„Weiter als dieses ‚einen Grund habe ich nicht‘ konnte ich von ihr nichts herausbekommen“, schloß Alexandra Semjonowna ihren Bericht und wischte sich die Tränen ab. „Was ist sie für ein armes, unglückliches Wesen!“

Das ist wohl eine Art von Kinderkrankheit? Wie denken Sie darüber, Iwan Petrowitsch?"

Wir gingen zu Nelly hinein; sie lag auf dem Bette, das Gesicht in den Kissen vergraben, und weinte. Ich kniete vor ihr nieder, ergriff ihre Hände und küßte sie. Sie entriß mir ihre Hände und begann noch heftiger zu schluchzen. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. In diesem Augenblicke trat der alte Schmenew ins Zimmer.

„Guten Tag, Iwan, ich komme in einer besonderen Angelegenheit“, sagte er, während er uns alle musterte und mich mit Erstaunen auf den Knien liegen sah.

Der alte Mann war die ganze letzte Zeit über krank gewesen. Er war blaß und mager, machte aber den Eindruck, als wolle er vor jemand den Tapferen spielen. Er hatte seine Krankheit vernachlässigt, auf Anna Andrejewnas Ermahnungen nicht gehört und sich nicht ins Bett gelegt, sondern seine Geschäftsgänge fortgesetzt.

„Adieu einstweilen“, sagte Alexandra Semjonowna, indem sie den Alten aufmerksam ansah. „Filipp Filippowitsch hat mir befohlen, so bald wie möglich zurückzukommen. Es ist bei uns viel zu tun. Aber am Abend, so in der Dämmerzeit, werde ich wieder herkommen und ein paar Stündchen hier sitzen.“

„Wer ist das?“ flüsterte mir der Alte zu, der aber anscheinend mit anderen Gedanken beschäftigt war.

Ich gab ihm Auskunft.

„Hm! Ich bin in einer besonderen Angelegenheit hergekommen, Iwan . . .“

Ich wußte, was das für eine Angelegenheit war, und hatte seinen Besuch schon erwartet. Er kam, um sich mit mir und Nelly zu besprechen und mich zu bitten, ich möchte

Nelly zu ihnen ziehen lassen. Anna Andrejewna hatte endlich eingewilligt, die Waise in ihr Haus zu nehmen. Hierzu hatte sie sich infolge unserer geheimen Gespräche entschlossen: ich hatte Anna Andrejewna zu der Ansicht gebracht, daß der Anblick der Waise, deren Mutter ebenfalls von ihrem Vater verflucht worden war, vielleicht das Herz unseres Alten umstimmen werde. Ich hatte ihr meinen Plan so überzeugend entwickelt, daß sie jetzt selbst in ihren Mann drang, die Waise ins Haus zu nehmen. Der Alte machte sich bereitwillig ans Werk: er wollte erstens seiner Anna Andrejewna gefällig sein, und zweitens hatte er seine besonderen Absichten... Aber all das werde ich später ausführlicher darlegen.

Ich sagte bereits, daß Nelly den alten Mann schon seit seinem ersten Besuche nicht leiden konnte. Später bemerkte ich, daß sich sogar eine Art von Haß auf ihrem Gesichte ausprägte, wenn Schmenew's Name in ihrer Gegenwart genannt wurde. Der Alte kam sofort, ohne Umschweife, zur Sache. Er trat ohne weiteres zu Nelly heran, die immer noch dalag und ihr Gesicht in die Kissen drückte, faßte sie an der Hand und fragte sie, ob sie zu ihm ziehen und wie eine Tochter bei ihm leben wolle.

„Ich hatte eine Tochter, die ich mehr liebte als mich selbst,“ schloß der Alte; „aber jetzt ist sie nicht mehr bei mir. Sie ist gestorben. Willst du ihren Platz in meinem Hause und . . . in meinem Herzen einnehmen?“

Und in seinen von der Fieberhitze trockenen und entzündeten Augen glänzte eine Träne.

„Nein, ich will nicht“, antwortete Nelly, ohne den Kopf in die Höhe zu heben.

„Warum denn nicht, mein Kind? Du hast ja niemanden

auf der Welt. Iwan kann dich nicht lebenslänglich bei sich behalten; bei mir aber wirst du wie im Elternhause sein.“

„Ich will nicht, weil Sie ein schlechter Mensch sind. Ja, ein schlechter Mensch, ein schlechter Mensch“, wiederholte sie, indem sie den Kopf aufhob und sich auf dem Bette, dem Alten gegenüber, aufrecht setzte. „Ich bin selbst schlecht, schlechter als alle; aber Sie sind noch schlechter als ich! . . .“

Bei diesen Worten wurde Nelly ganz blaß; ihre Augen funkelten; sogar ihre zitternden Lippen erblaßten und verzogen sich unter der Einwirkung des starken Affekts. Der Alte sah sie erstaunt an.

„Ja, noch schlechter als ich; denn Sie wollen Ihrer Tochter nicht verzeihen; Sie wollen sie ganz vergessen und nehmen ein anderes Kind zu sich; aber kann man denn etwa sein eigenes Kind vergessen? Werden Sie mich etwa lieben können? Sobald Sie mich ansehen, werden Sie sich ja erinnern, daß ich Ihnen eine Fremde bin, und daß Sie eine eigene Tochter hatten, die Sie selbst vergessen haben, weil Sie ein grausamer Mensch sind. Ich will aber nicht bei grausamen Menschen leben; ich will es nicht, ich will es nicht! . . .“

Nelly schluchzte und sah mit einem kurzen Blicke nach mir hin.

„Übermorgen ist Christi Auferstehungsfest; alle Menschen umarmen sich und küssen sich; alle versöhnen sich; alle Vergehungen werden verziehen . . . Das weiß ich recht wohl . . . Nur Sie . . . nur Sie . . . oh, Sie grausamer Mensch! Gehen Sie weg!“

Sie zerfloß in Tränen. Diese Rede hatte sie, wie es schien, sich schon lange vorher zurechtgelegt und auswendig

gelernt, für den Fall, daß der alte Mann sie noch einmal auffordern sollte, zu ihm zu ziehen. Der Alte war überrascht; er war ganz blaß geworden. Eine tiefschmerzliche Empfindung prägte sich auf seinem Gesichte aus.

„Und wozu, wozu, warum kümmern sich alle so viel um mich? Ich mag das nicht, ich mag das nicht!“ rief Nelly auf einmal in einem Wutanfall. „Ich werde betteln gehen!“

„Nelly, was ist dir? Nelly, mein liebes Kind!“ rief ich unwillkürlich, goß aber durch meinen Ausruf nur Öl ins Feuer.

„Ja, ich werde lieber auf den Straßen umhergehen und betteln; aber hier werde ich nicht bleiben!“ schrie sie schluchzend. „Auch meine Mutter hat gebettelt, und als sie starb, hat sie selbst zu mir gesagt: ‚Sei arm und bittle lieber, als daß du . . .‘ Zu betteln ist keine Schande; ich bitte ja nicht einen einzelnen, ich bitte alle, und alle sind nicht ein einzelner. Einen einzelnen zu bitten, das ist eine Schande; aber alle zu bitten, das ist keine Schande; das hat mir eine Bettlerin gesagt. Ich bin ja noch klein und kann mir mein Brot nicht verdienen. Ich werde alle bitten; ich will nicht, ich will nicht; ich bin schlecht; ich bin schlechter als alle; seht nur, wie schlecht ich bin!“

Und Nelly ergriff auf einmal, für uns alle ganz unerwartet, eine auf dem Tische stehende Tasse und warf sie auf den Fußboden.

„Da, jetzt ist sie zerbrochen!“ sagte sie dann und blickte mich mit einer Art von herausforderndem Triumphe an. „Es sind überhaupt nur zwei Tassen da,“ fuhr sie fort; „ich werde auch die andere zerschlagen . . . Woraus werden Sie dann Ihren Tee trinken?“

Sie war wie eine Rasende und schien geradezu einen Genuß an dieser Raserei zu finden, wie wenn sie sich der Häßlichkeit und Schändlichkeit eines solchen Benehmens bewußt wäre, gleichzeitig aber sich selbst zu weiteren derartigen Tollheiten aufreizte.

„Sie ist krank, Swan; das ist's!“ sagte der Alte; „oder ich verstehe nicht mehr, was das für ein Kind ist. Lebe wohl!“

Er ergriff seine Mütze und drückte mir die Hand. Er war ganz niedergeschlagen; Nelly hatte ihn furchtbar gekränkt. Mein ganzes Gefühl empörte sich.

„Und du hast kein Mitleid mit ihm gehabt, Nelly!“ rief ich, als wir allein geblieben waren. „Und du schämst dich nicht, du schämst dich nicht! Nein, du bist nicht gut; du bist wirklich schlecht!“

Und ohne Hut, wie ich war, lief ich hinter dem alten Manne her. Ich wollte ihn bis ans Tor bringen und ihm wenigstens ein paar tröstende Worte sagen. Während ich die Treppe hinunterlief, glaubte ich immer noch Nellys Gesicht vor mir zu sehen, das bei meinen Vorwürfen erschreckend blaß geworden war.

Ich holte den alten Schmenew bald ein.

„Das arme Mädchen hat Schweres durchgemacht; sie hat ihren eigenen Kummer, das kannst du mir glauben, Swan; und ich fing zu ihr von dem meinigen zu reden an!“ sagte er mit bitterem Lächeln. „Ich habe ihre Wunde wieder aufgerissen. Man sagt, der Satte versteht den Hungrigen nicht; aber ich füge hinzu, Swan, auch der Hungrige versteht den Hungrigen nicht immer. Nun, adieu!“

Ich wollte noch von etwas anderem zu reden anfangen; aber der Alte winkte mir mit der Hand ab.

„Versuche mich nicht aufzuheitern; gib lieber acht, daß dir deine Kleine nicht davonläuft; sie sah geradeso aus“, fügte er mit einer Art von Erbitterung hinzu und entfernte sich von mir mit schnellen Schritten, indem er mit seinem Stock umherschwenkte und auf die Trottoirplatten stieß.

Er ahnte selbst nicht, daß er richtig prophezeit hatte.

Wie wurde mir, als ich bei der Rückkehr in meine Wohnung zu meinem Schrecken Nelly wieder nicht zu Hause fand! Ich stürzte auf den Flur hinaus, suchte sie auf der Treppe, rief, klopfte sogar bei den Nachbarn an und fragte nach ihr; ich konnte und wollte nicht glauben, daß sie wieder weggelaufen sei. Und wie hatte sie weglaufen können? Das Haus hatte nur ein Thor; sie mußte an uns vorbeigelaufen sein, während ich mit dem Alten sprach. Aber bald darauf kombinierte ich mir zu meiner großen Betrübnis, daß sie sich möglicherweise vorher irgendwo auf der Treppe versteckt und dort gewartet hatte, bis ich auf dem Rückwege nach oben wieder vorbeigekommen war; dann mochte sie davongelaufen sein, so daß ich ihr nicht hatte begegnen können. In jedem Falle konnte sie noch nicht weit gekommen sein.

In starker Unruhe lief ich wieder hinaus auf die Suche; die Wohnung ließ ich für jeden Fall offen.

Vor allen Dingen begab ich mich zu Maslobojew's. Diese traf ich nicht zu Hause, weder ihn noch Alexandra Semjonowna. Ich hinterließ für sie einen Zettel, in dem ich sie von dem neuen Unglück benachrichtigte und bat, wenn Nelly zu ihnen käme, es mich unverzüglich wissen zu lassen. Dann ging ich zu dem Arzte; dieser war ebenfalls nicht zu Hause; die Magd sagte mir, daß Nelly nach ihrem ersten

Besuche nicht wieder dagewesen sei. Was sollte ich nun tun? Ich begab mich zu Frau Bubnowa und erfuhr von der mir bekannten Sargtischlerfrau, daß die Wirtin seit dem vorhergehenden Tage wegen irgendeines Deliktes auf der Polizei in Arrest sitze, Nelly aber dort „seit jener Zeit“ nicht wieder gesehen worden sei. Müde und erschöpft lief ich wieder zu Maslobojew's; dieselbe Antwort: es war niemand dagewesen, und auch sie selbst waren noch nicht zurückgekehrt. Mein Zettel lag auf dem Tische. Was sollte ich anfangen?

In tödlicher Angst machte ich mich spät abends auf den Heimweg. Ich sollte an diesem Abend bei Natalja sein; sie selbst hatte mich schon am Vormittag um meinen Besuch bitten lassen. An diesem ganzen Tage hatte ich nicht einmal etwas gegessen; der Gedanke an Nelly hatte meine ganze Seele in Unruhe versetzt.

„Was soll das nur bedeuten?“ dachte ich. „Ist das wirklich eine wunderbare Folge ihrer Krankheit? Ist sie vielleicht irrsinnig oder im Begriff, irrsinnig zu werden? Aber, mein Gott, wo mag sie jetzt sein? Wo soll ich sie suchen?“ Kaum hatte ich das gerufen, als ich plötzlich Nelly einige Schritte von mir entfernt auf der Wosnesenskibrücke erblickte. Sie stand an einer Laterne und sah mich nicht. Ich wollte zu ihr hineilen, blieb aber doch stehen: „Was tut sie denn hier?“ dachte ich erstaunt, und da ich wußte, daß ich sie jetzt nicht wieder verlieren würde, so beschloß ich zu warten und sie zu beobachten. Es vergingen zehn Minuten; sie stand immer noch da und musterte die Passanten. Endlich kam ein gut gekleideter, älterer Herr vorbei, und Nelly trat an ihn heran: ohne stehen zu bleiben nahm er etwas aus der Tasche und reichte es ihr hin.

Sie verbeugte sich vor ihm. Ich bin nicht imstande auszu-
 ausdrücken, was ich in diesem Augenblicke empfand. Mein
 Herz zog sich qualvoll zusammen, wie wenn etwas Teures,
 das ich geliebt und gehegt und gepflegt hatte, vor meinen
 Augen entehrt und beschimpft worden wäre; aber zugleich
 liefen mir die Tränen über die Backen.

Ja, Tränen über die arme Nelly, obwohl ich gleichzeitig
 von heftiger Entrüstung erfüllt war; sie hatte nicht aus
 Not gebettelt; niemand hatte sie im Stich gelassen und
 den Launen des Schicksals preisgegeben; sie war nicht
 von grausamen Verfolgern weggelaufen, sondern von
 ihren Freunden, die sie geliebt und für sie gesorgt hatten.
 Sie wollte anscheinend jemanden durch ihre argen Streiche
 in Erstaunen oder in Schrecken versetzen; es war, als
 prahle sie vor jemand damit! Aber etwas Geheimnis-
 volles reifte in ihrer Seele heran . . . Ja, der Alte hatte
 recht: sie hatte Schweres erlitten; ihre Wunde konnte
 nicht vernarben, und sie suchte absichtlich durch dieses ge-
 heimnisvolle Verhalten und durch dieses Mißtrauen gegen
 uns alle diese ihre Wunde aufzureißen; es war, als fände
 sie selbst einen Genuß in ihrem Schmerze, in diesem Ego-
 ismus des Leidens, wenn man sich so ausdrücken kann.
 Diese Erneuerung des Schmerzes und der dadurch erzielte
 Genuß war mir verständlich: diesen Genuß bereiten
 sich viele Erniedrigte und Beleidigte, die vom Schicksal
 niedergetreten sind und sich der Ungerechtigkeit desselben
 bewußt sind. Aber über welche Ungerechtigkeit von unserer
 Seite konnte sich Nelly beklagen? Sie wollte uns anschei-
 nend durch ihre argen Streiche, ihre Launen und wilden
 Exzentrizitäten in Erstaunen und Schrecken versetzen; es
 war, als prahle sie tatsächlich vor uns damit . . . Aber

nein! Sie war jetzt allein; niemand von uns sah, daß sie bettelte. Fand sie wirklich so ganz für sich allein einen Genuß darin? Wozu hatte sie Almosen nötig? Wozu wollte sie das Geld gebrauchen?

Nachdem sie die Gabe empfangen hatte, ging sie von der Brücke weg und trat an die hell erleuchteten Fenster eines Ladens. Hier machte sie sich daran, ihre Beute zu zählen; ich stand zehn Schritte von ihr entfernt. Sie hatte eine ziemliche Menge Geld in der Hand; offenbar hatte sie gleich vom Vormittage an gebettelt. Das Geld fest in der Hand haltend, ging sie über die Straße hinüber und trat in einen Kramladen. Ich begab mich sofort an die Tür des Ladens, die weit offen stand, und blickte hinein, was sie da wohl tun werde.

Ich sah, daß sie Geld auf den Ladentisch legte, und daß man ihr eine Tasse gab, eine einfache Teetasse, sehr ähnlich derjenigen, die sie vorher zerschlagen hatte, um mir und dem alten Ichmenew zu zeigen, wie schlecht sie von Charakter sei. Die Tasse kostete vielleicht fünfzehn Kopeken, vielleicht sogar noch weniger. Der Kaufmann schlug sie in Papier, band einen Bindfaden herum und reichte sie Nelly hin, welche eilig mit zufriedener Miene den Laden verließ.

„Nelly!“ rief ich, als sie dicht bei mir war. „Nelly!“

Sie fuhr zusammen, erblickte mich, die Tasse glitt ihr aus den Händen, fiel auf das Pflaster und zerbrach. Nelly war blaß; aber als sie mich ansah und erkannte, daß ich alles gesehen hatte und wußte, errötete sie auf einmal; in dieser Röthe bekundete sich ein unerträgliches, qualvolles Gefühl der Scham. Ich nahm sie bei der Hand und führte sie nach Hause; es war nicht weit zu gehen. Wir redeten

unterwegs kein Wort. Als wir nach Hause gekommen waren, setzte ich mich hin; Nelly stand vor mir, in Gedanken versunken und verlegen, blaß wie vorher, mit niedergeschlagenen Augen. Sie war nicht imstande, mich anzusehen.

„Nelly, du hast gebettelt?“

„Ja“, flüsterte sie und ließ den Kopf noch tiefer sinken.

„Du wolltest Geld zusammenbringen, um für die heute zerschlagene Tasse eine andere zu kaufen?“

„Ja . . .“

„Aber habe ich dir denn etwa wegen dieser Tasse Vorwürfe gemacht und dich gescholten? Siehst du denn wirklich nicht, Nelly, wieviel Schlechtigkeit, selbstzufriedene Schlechtigkeit in deiner Handlungsweise steckt? Ist das recht von dir? Schämst du dich wirklich nicht?“

„Ich schäme mich“, flüsterte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, und ein Tränchen rollte über ihre Wange.

„Du schämst dich . . .“ wiederholte ich. „Nelly, liebe Nelly, wenn ich dir etwas zuleide getan habe, so verzeihe mir und laß uns wieder gute Freunde sein!“

Sie sah mich an; die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und sie warf sich an meine Brust.

In diesem Augenblicke trat Alexandra Semjonowna eilig ins Zimmer.

„Was! Ist sie zu Hause? Wieder da? Ach, Nelly, Nelly, was ist nur mit dir los? Na, nur gut, daß du wenigstens wieder zu Hause bist! . . . Wo haben Sie sie denn gefunden, Iwan Petrowitsch?“

Ich gab ihr einen Wink mit den Augen, sie möchte nicht weiter fragen, und sie verstand mich. Ich nahm zärtlich Abschied von Nelly, die immer noch bitterlich weinte, und

bat die gute Alexandra Semjonowna, bis zu meiner Rückkehr bei ihr zu bleiben; ich selbst aber lief zu Natalja. Ich hatte mich verspätet und beeilte mich daher.

An diesem Abend entschied sich unser Schicksal: ich hatte zwar vieles mit Natalja zu besprechen, kam aber doch auch auf Nelly zu reden und erzählte ihr alles Vorgefallene mit den geringsten Einzelheiten. Meine Erzählung interessierte Natalja sehr und machte ihr sogar einen tiefen Eindruck.

„Weißt du was, Swan?“ sagte sie nach kurzem Nachdenken; „ich glaube, sie liebt dich.“

„Was? Wie meinst du das?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, das ist der Anfang der Liebe, der weiblichen Liebe...“

„Was redest du, Natalja! Ich bitte dich! Sie ist ja noch ein Kind!“

„Das bald vierzehn Jahre alt ist. Diese Verbitterung kommt daher, daß du ihre Liebe nicht verstehst und sie sich vielleicht selbst nicht versteht; es steckt in dieser Verbitterung viel Kindisches; aber doch ist sie eine ernstliche Qual. Die Hauptsache ist: sie ist auf mich eifersüchtig und gönnt dich mir nicht. Du liebst mich so, daß du dir sicherlich auch zu Hause nur um mich Sorgen machst, nur an mich denkst, nur von mir redest und ihr darum nur wenig Aufmerksamkeit zuwendest. Sie hat das gemerkt und fühlt sich dadurch gekränkt. Sie möchte vielleicht mit dir reden; sie fühlt das Bedürfnis, dir ihr Herz zu erschließen, weiß das aber nicht anzufangen, schämt sich, versteht sich selbst nicht, wartet auf eine Gelegenheit; du aber, statt ihr diese Gelegenheit möglichst bald zu bieten, ziehst dich von ihr zurück, läufst von ihr weg zu mir und hast sie sogar, als sie krank war, ganze Tage lang allein gelassen. Sie weint

darüber; sie fühlt, daß sie ohne dich nicht leben kann, und am schmerzlichsten ist es ihr, daß du das nicht bemerkst. Auch jetzt, in einem solchen Augenblicke, hast du sie um meinetwillen allein gelassen. Morgen wird sie davon krank sein. Und wie hast du sie auch verlassen können? Geh so schnell wie möglich zu ihr!"

„Ich hätte sie auch nicht verlassen, aber . . .“

„Nun ja, ich hatte dich selbst gebeten, zu mir zu kommen. Jetzt aber geh hin!“

„Ich will hingehen; aber selbstverständlich glaube ich nichts von dem, was du gesagt hast.“

„Das kommt daher, daß sie sich anders benimmt als andere Menschen. Aber erinnere dich an ihr Vorleben, halte alles zusammen, und du wirst mir glauben. Sie ist anders aufgewachsen als du und ich . . .“

Es war trotz aller Eile doch schon spät, als ich zurückkehrte. Alexandra Semjonowna erzählte mir, Nelly habe wieder wie an jenem Abende sehr viel geweint und sei wie damals unter Tränen eingeschlafen.

„Aber nun will ich weggehen, Iwan Petrowitsch; so hat es auch Filipp Filippowitsch befohlen. Er wartet auf mich, der Arme.“

Ich dankte ihr und setzte mich an das Kopfende von Nellys Bett. Ich machte mir selbst Vorwürfe darüber, daß ich sie in einem solchen Augenblicke hatte verlassen können. Lange, bis spät in die Nacht hinein, saß ich so neben ihr und überließ mich meinen Gedanken . . . Es war eine verhängnisvolle Zeit.

Aber ich muß erzählen, was in diesen vierzehn Tagen geschehen war.

Fünftes Kapitel

Nach dem für mich denkwürdigen Abend, den ich mit dem Fürsten im W.ſchen Restaurant zugebracht hatte, war ich mehrere Tage hintereinander in beständiger Angst um Natalja. „Womit hat dieser abscheuliche Fürst sie bedroht, und womit wollte er sich eigentlich an ihr rächen?“ fragte ich mich alle Augenblicke und erging mich in allerlei Vermutungen. Ich kam schließlich zu dem Resultate, daß seine Drohungen nicht leeres Gerede und bloße Renommage gewesen seien, und daß der Fürst, solange sie mit Alexei zusammenlebe, tatsächlich imstande sei, ihr viele Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich sagte mir, daß er kleinlich, rachsüchtig, böshaft und berechnend sei. Es war schwer zu glauben, daß er eine Beleidigung vergessen und eine Gelegenheit zur Rache unbenutzt lassen könne. In jedem Falle hatte er mich auf einen bestimmten Punkt in dieser ganzen Angelegenheit hingewiesen und sich in betreff dieses Punktes ziemlich deutlich ausgesprochen: er verlangte hartnäckig einen Bruch zwischen Alexei und Natalja und erwartete von mir, daß ich die letztere auf die nahe Trennung vorbereitete, und zwar so, daß es „keine gefühlvollen Szenen gebe“. Natürlich lag ihm ganz besonders viel daran, daß Alexei mit ihm zufrieden blieb und fortfuhr, ihn für einen zärtlichen Vater zu halten; denn das war für ihn die notwendige Voraussetzung, um in der Folge nach Gefallen über Katerinas Geld verfügen zu können. Somit erwuchs mir die Aufgabe, Natalja auf die nahe Trennung vorzubereiten. Aber an Natalja bemerkte ich eine starke Veränderung; von ihrer früheren Offenherzig-

feit mir gegenüber war keine Spur mehr vorhanden; ja sie schien sogar ein Mißtrauen gegen mich zu hegen. Meine Versuche, sie zu trösten, empfand sie als eine Qual; meine Fragen hatten mehr und mehr die Wirkung, sie ärgerlich, ja zornig zu machen. Ich saß mitunter bei ihr und sah sie nur an. Sie ging mit verschränkten Armen im Zimmer von einer Ecke nach der andern, finster und blaß, als ob sie alles um sich herum, auch meine Anwesenheit, vergessen hätte. Wenn sie mich aber dabei zufällig einmal ansah (sie suchte aber sogar meine Blicke zu vermeiden), so prägte sich auf ihrem Gesichte plötzlich ein Gefühl von ungeduldigem Ärger aus, und sie wandte sich rasch ab. Ich merkte, daß sie selbst wohl einen eigenen Plan für den nahe bevorstehenden Bruch ersann, und konnte sie das ohne Schmerz und ohne bitteres Leid? Ich war überzeugt, daß sie sich zum Bruche bereits fest entschlossen hatte; trotzdem aber quälte und ängstigte mich ihre finstere Verzweiflung. Überdies wagte ich manchmal gar nicht, mit ihr zu reden und sie zu trösten, und wartete daher voller Angst, wie sich das alles entwickeln werde.

Was ihr finstere, unzugängliches Wesen mir gegenüber betraf, so beunruhigte und quälte mich das allerdings; aber ich glaubte doch felsfest an das Herz meiner Natalja: ich sah, daß sie schwer litt und sich in einer schrecklichen Gemüthsverfassung befand. Jede fremde Einmischung diene nur dazu, sie verdrießlich und böse zu machen. In solcher Lage ist uns gerade die Einmischung nahestehender Freunde, die unsere Geheimnisse kennen, am allerunangenehmsten. Aber ich wußte auch sehr gut, daß im letzten Augenblicke Natalja von selbst wieder zu mir kommen und gerade an

meinem Herzen Erleichterung für ihren Gram suchen werde.

Von meinem Gespräche mit dem Fürsten sagte ich ihr selbstverständlich nichts: meine Erzählung hätte sie nur noch mehr verstimmt und aufgereggt. Ich erwähnte nur so beiläufig, ich sei mit dem Fürsten bei der Gräfin gewesen und hätte die Überzeugung gewonnen, daß er ein nichtswürdiger Schurke sei. Aber sie fragte mich gar nicht weiter nach ihm, worüber ich sehr froh war; dafür hörte sie begierig alles an, was ich ihr von meinem Zusammensein mit Katerina erzählte. Nachdem sie alles gehört hatte, sagte sie auch von ihr keine Silbe; aber eine dunkle Röthe bedeckte ihr sonst so blaßes Gesicht, und sie befand sich fast diesen ganzen Tag über in besonderer Aufregung. Ich verheimlichte ihr nichts, was Katerina betraf, und gestand ihr offen, daß Katerina sogar auf mich einen sehr angenehmen Eindruck gemacht hatte. Und wozu hätte ich auch versuchen sollen, es ihr zu verheimlichen? Sie hätte ja doch gemerkt, daß ich es verheimlichen wollte, und wäre mir nur böse deshalb geworden. Daher erzählte ich ihr alles absichtlich möglichst eingehend und bemühte mich, allen ihren Fragen zuvorzukommen, um so mehr, da es ihr selbst in ihrer Lage schwer ankam, mich zu befragen; und es war auch wahrlich keine leichte Aufgabe für sie, sich mit gleichmütiger Miene nach den vortrefflichen Eigenschaften ihrer Nebenbuhlerin zu erkundigen.

Ich glaubte, sie wisse noch nicht, daß Alexei auf die ausdrückliche Anordnung des Fürsten hin die Gräfin und Katerina aufs Land begleiten sollte, und zerbrach mir den Kopf darüber, wie ich ihr das beibringen könne, um den Schlag für sie möglichst zu mildern. Aber wie groß war

mein Erstaunen, als mich Natalja gleich bei den ersten Worten unterbrach und mir sagte, sie bedürfe keiner Tröstungen; sie wisse das schon seit fünf Tagen.

„Mein Gott!“ rief ich. „Wer hat es dir denn gesagt?“
„Alexei.“

„Wie? Er hat es dir bereits gesagt?“

„Ja, und ich bin zu allem entschlossen, Swan“, fügte sie mit einer Miene hinzu, in der für mich die deutliche, ungeduldige Weisung lag, dieses Gespräch nicht fortzusetzen.

Alexei kam ziemlich häufig zu Natalja, aber immer nur auf einen Augenblick; nur ein einziges Mal blieb er einige Stunden lang bei ihr, aber das geschah in meiner Abwesenheit. Wenn er eintrat, war er gewöhnlich traurig und blickte sie schüchtern und zärtlich an; aber Natalja kam ihm so zärtlich und freundlich entgegen, daß er sogleich alles vergaß und ganz heiter wurde. Auch mich begann er sehr häufig zu besuchen, fast täglich. Er litt innerlich wirklich große Pein; aber er konnte keinen Augenblick mit seinem Kummer allein sein und kam fortwährend zu mir gelaufen, um Trost zu suchen.

Was konnte ich ihm sagen? Er warf mir Kälte, Gleichgültigkeit, sogar eine feindliche Gesinnung gegen ihn vor; er klagte, weinte, ging zu Katerina, und dort wurde ihm ja denn auch Trost zuteil.

An dem Tage, an welchem Natalja mir erklärt hatte, sie wisse von Alexeis bevorstehender Abreise (es war dies ungefähr eine Woche nach meinem Gespräche mit dem Fürsten), kam er ganz verzweifelt zu mir gelaufen, umarmte mich, sank an meine Brust und schluchzte wie ein Kind. Ich schwieg und wartete auf das, was er sagen werde.

„Ich bin ein unwürdiger, gemeiner Mensch, Swan,“ begann er; „rette mich vor mir selbst! Ich weine nicht darüber, daß ich ein unwürdiger, gemeiner Mensch bin, sondern darüber, daß Natalja durch mich unglücklich werden wird. Denn ich werde sie ja dem Unglücke überliefern . . . Swan, mein Freund, sage du mir, entscheide du für mich: wen liebe ich mehr von den beiden, Katerina oder Natalja?“

„Das kann ich nicht entscheiden, Alexei,“ antwortete ich; „das mußt du besser wissen als ich . . .“

„Nein, Swan, so ist es nicht; ich bin ja doch nicht so dumm, daß ich solche Fragen ohne Grund stellen sollte; aber das ist es eben, daß ich es selbst nicht weiß. Ich frage mich und kann mir keine Antwort geben. Du aber siehst die Sache als Unbeteiligter an und weißt vielleicht mehr als ich . . . Na, wenn du es nicht weißt, dann sage wenigstens, wie es dir scheint!“

„Mir scheint, daß du Katerina mehr liebst.“

„Also dir scheint es so! Aber nein, nein, so ist es durchaus nicht! Du hast ganz falsch geraten. Ich liebe Natalja grenzenlos. Um keinen Preis kann ich sie verlassen, niemals; das habe ich auch zu Katerina gesagt, und Katerina ist mit mir vollständig einer Meinung. Warum schweigst du? Da! ich habe gesehen, daß du eben gelächelt hast. Ach, Swan, du hast mich niemals getröstet, wenn mir schwer ums Herz war, so wie jetzt . . . Lebe wohl!“

Er lief aus dem Zimmer. Sein Benehmen hatte einen außerordentlichen Eindruck auf die erstaunte Nelly gemacht, die schweigend unser Gespräch mit angehört hatte. Sie war damals noch krank, lag im Bette und nahm Medizin. Alexei knüpfte nie ein Gespräch mit ihr

an und schenkte ihr bei seinen Besuchen fast gar keine Beachtung.

Zwei Stunden darauf erschien er von neuem, und ich war erstaunt über sein fröhliches Gesicht. Er fiel mir wieder um den Hals und umarmte mich.

„Nun ist alles entschieden!“ rief er; „alle Zweifel sind gelöst. Von Ihnen ging ich geradeswegs zu Natalja; ich war ganz verstört; ich konnte es nicht ertragen, von ihr fern zu sein. Als ich bei ihr eintrat, fiel ich vor ihr auf die Knie und küßte ihre Füße; das war mir ein Bedürfnis; es verlangte mich, das zu tun; sonst wäre ich vor Gram gestorben. Sie umarmte mich schweigend und fing an zu weinen. Da sagte ich ihr geradeheraus, daß ich Katerina mehr liebe als sie.“

„Und was erwiderte sie darauf?“

„Sie antwortete gar nichts, sondern streichelte und tröstete mich nur, mich, der ich ihr das gesagt hatte! Sie versteht es, einen zu trösten, Swan Petrowitsch! Oh, ich habe vor ihr all mein Leid ausgeweint, ihr mein ganzes Herz ausgeschüttet. Ich habe ihr geradezu gesagt, daß ich Katerina sehr liebe; daß ich aber trotz dieser Liebe zu Katerina und zu sonst irgendeinem Menschen doch ohne sie, ohne Natalja nicht leben kann, sondern zugrunde gehen müßte. Ja, Swan, nicht einen einzigen Tag kann ich ohne sie leben; das fühle ich; ja! Und darum haben wir beschlossen, uns unverzüglich trauen zu lassen; und da das vor meiner Abreise nicht möglich ist, weil jetzt die Großen Fasten sind und keine Trauungen stattfinden, so soll es bei meiner Rückkehr geschehen, das heißt zum ersten Juni. Mein Vater wird seine Einwilligung geben; daran ist kein Zweifel. Was Katerina anbetrifft, so ist da eben nichts zu machen! Ich kann

ohne Natalja nicht leben . . . Wir werden uns trauen lassen und zusammen zu Katerina fahren . . .“

Die arme Natalja! Wie mochte ihr zumute gewesen sein, als sie diesen Knaben getröstet, wie eine Pflegerin bei ihm gesessen, sein Bekenntnis angehört und zur Beruhigung dieses naiven Egoisten das Märchen von der baldigen Verheirathung erfunden hatte! Alexei war tatsächlich für einige Tage beruhigt. Der Hauptgrund, weswegen er immer zu Natalja hinlief, war der, daß sein schwaches Herz nicht imstande war, Leid allein zu ertragen. Aber als der Zeitpunkt der Trennung heranrückte, geriet er doch wieder in die frühere Unruhe hinein, vergoß Tränen, kam zu mir und weinte seinen Kummer aus. In der letzten Zeit hatte er sich so eng an Natalja angeschlossen, daß er sie auch nicht auf einen Tag, geschweige denn auf anderthalb Monate verlassen konnte. Er war indessen bis zum letzten Augenblicke fest davon überzeugt, daß er sie nur auf anderthalb Monate verlasse und nach seiner Rückkehr ihre Hochzeit stattfinden werde. Was Natalja betraf, so war sie ihrerseits vollständig darüber im klaren, daß ihr ganzes Schicksal sich jetzt ändere, daß Alexei nie mehr zu ihr zurückkehren werde, und daß das eben so sein müsse.

Der Tag der Trennung war gekommen. Natalja war krank; blaß, mit fieberhaft entzündeten Augen und ausgetrockneten Lippen, führte sie ab und zu Selbstgespräche und sah mich ab und zu mit einem schnellen, durchdringenden Blicke an; sie weinte nicht, antwortete nicht auf meine Fragen und zitterte wie Espenlaub, als die helle Stimme des eintretenden Alexei ertönte. Von roter Blut übergossen, eilte sie auf ihn zu, umarmte ihn krampfhaft, küßte ihn, lachte . . . Alexei blickte sie prüfend an,

fragte sie einige Male beunruhigt, ob sie auch gesund sei, tröstete sie durch den Hinweis, daß er ja nicht auf lange wegfahre und dann ihre Hochzeit statfinde. Natalja tat sich offenbar Gewalt an, bezwang sich und unterdrückte ihre Tränen. Sie mochte vor seinen Augen nicht weinen.

Er hatte vorher einmal geäußert, er müsse ihr für die ganze Zeit seiner Abwesenheit Geld dalassen; sie brauche sich darüber nicht zu beunruhigen, da sein Vater versprochen habe, ihm für die Reise eine beträchtliche Summe zu geben. Natalja hatte dazu ein finsternes Gesicht gemacht. Als ich dann mit ihr allein geblieben war, hatte ich ihr mitgeteilt, daß ich für sie hundertfünfzig Rubel als einen Notgroschen in Händen hätte. Sie fragte mich nicht, woher dieses Geld stamme. Das war zwei Tage vor Alexeis Abreise gewesen und am Tage vor der ersten und letzten Zusammenkunft Nataljas mit Katerina. Katerina hatte durch Alexei ein Briefchen geschickt, in welchem sie Natalja um die Erlaubnis bat, sie am folgenden Tage besuchen zu dürfen; zugleich hatte sie auch an mich geschrieben und mich gebeten, bei ihrer Zusammenkunft zugegen zu sein.

Ich nahm mir vor, unbedingt um zwölf Uhr, zu der von Katerina bestimmten Zeit, bei Natalja zu sein, trotz aller Abhaltungen und anderweitigen Sorgen; deren gab es für mich allerdings viele. Um gar nicht von Nelly zu reden, hatte ich in der letzten Zeit mit den alten Schmenews viele Mühen und Sorgen gehabt.

Diese Mühen und Sorgen hatten schon eine Woche vorher begonnen. Anna Andrejewna schickte eines Morgens zu mir und ließ mich bitten, alles stehen und liegen zu lassen und in einer sehr wichtigen Angelegenheit, die

nicht den geringsten Aufschub dulde, unverzüglich zu ihr zu kommen. Als ich hinkam, fand ich sie allein: fiebernd vor Aufregung und Angst ging sie im Zimmer auf und ab und wartete zitternd auf Nikolai Sergejewitschs Rückkehr. Wie gewöhnlich konnte ich lange Zeit nicht aus ihr herausbekommen, was denn los war, und weshalb sie sich so ängstigte; aber dabei war augenscheinlich jede Minute kostbar. Endlich, nach heftigen und nicht zur Sache gehörigen Vorwürfen: warum ich denn nicht zu ihnen käme und sie in ihrem Leide mütterseelenallein ließe, so daß in meiner Abwesenheit Gott weiß was passiere, teilte sie mir mit, daß Nikolai Sergejewitsch sich seit drei Tagen in einer Aufregung befinde, die sich gar nicht beschreiben lasse.

„Er ist gar nicht mehr wiederzuerkennen“, sagte sie. „Er fiebert; nachts betet er, ohne daß ich es merken soll, auf den Ruinen vor dem Heiligenbilde; im Schlafe redet er irre, und im Wachen ist er nur wie halbklug: gestern wollten wir Kohlsuppe essen, und er konnte den Löffel neben sich nicht finden; fragt man ihn nach etwas, so gibt er Antworten, die gar nicht auf die Frage passen. Alle Augenblicke geht er jetzt aus dem Hause; ‚ich gehe immer in Geschäften aus,‘ sagt er; ‚ich muß mit dem Rechtsanwalt reden.‘ Schließlich schloß er sich heute Morgen in sein Zimmer ein; ‚ich muß‘, sagte er, ‚ein notwendiges Schriftstück in der Prozeßsache aufsetzen.‘ — ‚Na, was wirst du denn für ein Schriftstück aufsetzen können,‘ dachte ich, ‚wenn du den Löffel neben deinem Ruvert nicht hast finden können?‘ Ich sah durchs Schlüsselloch: er saß da und schrieb und zerfloß dabei in Tränen. ‚Was für ein geschäftliches Schreiben faßt man denn in dieser Weise

ab?' dachte ich. 'Grämt er sich vielleicht so um unser Gut Schmenewka? Wir haben also wohl unser liebes Schmenewka endgültig verloren!' Während ich das so bei mir dachte, sprang er auf einmal vom Tische auf, stieß mit der Feder auf den Tisch, wurde ganz rot im Gesicht seine Augen funkelten, er griff nach seiner Mütze und kam zu mir heraus. 'Ich komme bald wieder zurück, Anna Andrejewna', sagte er. Sowie er weg war, lief ich sogleich zu seinem Schreibtische; er hat da infolge unseres Prozesses eine Unmasse von Papieren liegen, erlaubt mir aber nicht, sie anzurühren. Wie oft habe ich ihn gebeten: 'Laß mich wenigstens einmal die Papiere aufheben, damit ich den Staub vom Tische abwischen kann!' Aber nein; er fängt an zu schreien und fuchtelt mit den Armen herum: er ist überhaupt hier in Petersburg so nervös und zänkisch geworden. Also ich trat an den Schreibtisch heran und suchte, was das für ein Schriftstück sein mochte, das er soeben geschrieben hatte. Denn ich wußte genau, daß er es nicht mit sich genommen, sondern beim Aufstehen vom Tische unter die anderen Papiere geschoben hatte. Na, hier, lieber Iwan Petrowitsch, ist das, was ich gefunden habe; sieh es dir mal an!"

Sie reichte mir ein Blatt Briefpapier hin, das zur Hälfte vollgeschrieben war, aber mit so vielen Ausstreichungen, daß man es an manchen Stellen gar nicht entziffern konnte.

Der arme alte Mann! Gleich aus den ersten Zeilen konnte ich entnehmen, was er geschrieben hatte und an wen. Es war ein Brief an Natalja, an seine geliebte Natalja. Der Brieffschreiber begann warm und zärtlich; er bot ihr seine Verzeihung an und forderte sie auf, zu ihm zurückzukehren. Es war schwer, sich aus dem ganzen

Briefe zu vernehmen, da er widerspruchsvoll und unzusammenhängend geschrieben und durch zahllose Ausstreichungen entstellt war. Man konnte nur erkennen, daß das warme Gefühl, das ihn veranlaßt hatte, die Feder zu ergreifen und die ersten, herzlichen Zeilen niederzuschreiben, schnell nach diesen ersten Zeilen in ein anderes übergegangen war: der Alte machte nun seiner Tochter Vorwürfe, malte ihr ihr Verbrechen mit grellen Farben hin, erinnerte sie mit Entrüstung an ihre Hartnäckigkeit und schalt sie wegen ihrer Gefühllosigkeit, weil sie vielleicht nicht ein einziges Mal daran gedacht habe, was sie ihrem Vater und ihrer Mutter antue. Für ihren Stolz drohte er ihr mit Bestrafung und mit seinem Fluche und schloß mit der Forderung, sie solle ohne Verzug demütig nach Hause zurückkehren; „dann, erst dann, nach einem ergebungsvollen, musterhaften Leben im Schoße der Familie, werden wir uns vielleicht dazu entschließen können, dir zu verzeihen“, schrieb er. Es war deutlich, daß er sein ursprüngliches hochherziges Gefühl nach einigen Zeilen für Schwäche gehalten, sich desselben geschämt, dann die Qualen des gekränkten Stolzes empfunden und mit Zornesausbrüchen und Drohungen geschlossen hatte. Die alte Frau stand mit gefalteten Händen vor mir und wartete voller Angst, was ich nach dem Durchlesen des Briefes sagen würde.

Ich sagte ihr alles offen heraus, so wie es mir erschien. Nämlich: der Alte sei nicht mehr imstande gewesen, ohne Natalja zu leben, und man könne positiv sagen, daß eine baldige Versöhnung der beiden eine Notwendigkeit sei; indessen hänge doch alles von den Umständen ab. Ich setzte ihr ferner meine Vermutung auseinander, daß der

üble Ausgang des Processes ihn wahrscheinlich stark angegriffen und erschüttert habe, um gar nicht davon zu reden, wie sehr sein Ehrgefühl durch den Triumph der Fürsten über ihn verletzt sei, und in welche Empörung ihn eine solche Entscheidung des Processes versetzt habe. In solchen Augenblicken verlange die Seele nach Theilnahme, und er denke um so lebhafter an diejenige, die er immer über alles in der Welt geliebt habe. Endlich kommt vielleicht auch das noch hinzu: da er den Gang von Nataljas Angelegenheit verfolge und über alles unterrichtet sei, so habe er wahrscheinlich gehört, daß Alexei sie bald verlassen werde. Er könne sich vorstellen, wie ihr jetzt zumute sei und habe aus eigener Erfahrung ein Gefühl dafür, wie sehr sie des Trostes bedürfe. Aber dennoch könne er sich nicht überwinden, da er von seiner Tochter beleidigt und unwürdig behandelt zu sein glaube. Es sei ihm gewiß der Gedanke gekommen, daß sie trotzdem nicht aus eigener Initiative zu ihm kommen werde und vielleicht überhaupt nicht an ihre Eltern denke und kein Bedürfnis nach Versöhnung empfinde. „So wird er gedacht haben,“ schloß ich die Darlegung meiner Ansicht, „und darum hat er den Brief nicht zu Ende geschrieben, und es werden vielleicht aus alledem noch neue Kränkungen hervorgehen, die er noch stärker empfinden wird als die ersten, und wer weiß, ob nicht die Versöhnung dadurch noch auf lange hinausgeschoben werden wird . . .“

Die alte Frau hörte mit Thränen an, was ich ihr sagte. Zuletzt, als ich ihr erklärte, ich müsse unbedingt sofort zu Natalja gehen und hätte mich schon durch diesen Besuch verspätet, fing sie an zu zittern und kam damit heraus, daß sie gerade die Hauptsache noch vergessen hätte mir

mitzuteilen. Als sie den Brief aus den Papieren herausgenommen habe, habe sie zufällig das Tintenfaß über ihn umgestoßen. In der That war eine ganze Ecke mit Tinte begossen, und die alte Frau ängstigte sich nun schrecklich, der Alte werde an diesem Flecke merken, daß sie während seiner Abwesenheit in seinen Papieren gekramt und den Brief an Natalja gelesen habe. Ihre Furcht war sehr begründet: schon allein der Umstand, daß wir sein Geheimnis kannten, konnte ihn veranlassen, vor Beschämung und Ärger in seinem Grolle zu verharren und aus Stolz die Versöhnung hartnäckig zu verweigern.

Aber nach näherer Überlegung konnte ich der Alten zu reden, sich nicht weiter zu beunruhigen. Ich sagte ihr, er sei von dem Briefe in solcher Erregung aufgestanden, daß er sich unmöglich aller Einzelheiten erinnern könne und jetzt wahrscheinlich denken werde, daß er den Brief selbst beschmutzt und es dann vergessen habe. Nachdem ich Anna Andrejewna auf diese Weise getröstet hatte, legten wir den Brief behutsam wieder an seinen früheren Platz. Beim Weggehen fiel mir noch ein, mit ihr ein ernstes Wort über Nelly zu reden. Es schien mir, daß die arme, verlassene Waise, deren Mutter ebenfalls von ihrem Vater verflucht worden war, vielleicht imstande sein werde, durch die traurige, tragische Erzählung von ihrem früheren Leben und von dem Tode ihrer Mutter den alten Mann zu rühren und zu großmütigen Empfindungen hinzuleiten. Alles war dazu bereit; alles war in seinem Herzen zur Reife gelangt; die Sehnsucht nach seiner Tochter begann bereits über seinen Stolz und über sein gekränktes Ehrgefühl die Oberhand zu gewinnen. Es fehlte nur noch ein Anstoß, ein letzter geeigneter Anlaß, und die Stelle dieses

geeigneten Anlasses konnte Nelly ersetzen. Die alte Frau hörte mich mit größter Aufmerksamkeit an: ihr ganzes Gesicht belebte sich von entzückter Hoffnung. Sofort machte sie mir Vorwürfe: warum ich ihr das nicht schon längst gesagt hätte; sie begann, mich ungeduldig über Nelly auszufragen, und versprach zuletzt feierlich, sie werde jetzt selbst ihren Mann bitten, die Waise ins Haus zu nehmen. Sie fing schon an, Nelly herzlich zu lieben, bedauerte, daß diese krank sei, erkundigte sich nach der Art der Krankheit, nötigte mir für Nelly ein Glas mit Eingemachtem auf, das sie selbst eilig aus der Speisekammer holte, brachte mir fünf Rubel in der Voraussetzung, daß ich kein Geld für den Arzt hätte, und als ich sie nicht annahm, fand sie nur mit Mühe eine Beruhigung und einen Trost in den Gedanken, daß Nelly ja doch auch Kleider und Wäsche brauche und sie ihr somit in dieser Weise nützlich sein könne. Infolgedessen machte sie sich sofort daran, ihren Kasten zu durchwühlen, all ihre Kleider auszubreiten und aus ihnen diejenigen auszuwählen, die sie „der lieben kleiner Waise“ schenken könne.

Ich aber ging zu Natalja. Als ich die letzte Treppe hinaufstieg, die, wie ich schon früher gesagt habe, eine Wendeltreppe war, bemerkte ich an ihrer Thür jemand, der sich schon anschickte, anzuklopfen, aber innehielt, weil er meine Schritte hörte. Schließlich gab er, wahrscheinlich nach einigem Schwanken, seine Absicht plötzlich auf und stieg wieder hinunter. Ich stieß mit ihm auf dem letzten Stück der Treppe zusammen, und wie groß war mein Erstaunen, als ich Ichmenew erkannte. Auf der Treppe war es auch bei Tage sehr dunkel. Er lehnte sich an die Wand, um mich vorbeizulassen, und ich erinnere mich an den selts-

samen Glanz seiner Augen, die mich unverwandt anblickten. Es kam mir so vor, als sei er sehr rot geworden; mindestens war er furchtbar verlegen, ja geradezu fassungslös.

„Ah, Iwan, du bist es!“ sagte er mit unsicherer Stimme. „Ich wollte hier zu jemand . . . zu einem Schreiber . . . immer in meiner Prozeßangelegenheit . . . er ist kürzlich umgezogen . . . irgendwohin hier in der Gegend . . . aber er scheint hier nicht zu wohnen. Ich habe mich geirrt. Lebe wohl!“

Er ging schnell die Treppe hinunter.

Ich beschloß, Natalja von dieser Begegnung vorläufig nichts zu sagen, ihr aber unbedingt sogleich davon Mitteilung zu machen, sobald sie nach Alexeis Abreise werde allein zurückgeblieben sein. Augenblicklich war sie seelisch so zerrüttet, daß, wenn sie auch die ganze Tragweite dieser Tatsache völlig begriffen und verstanden hätte, sie doch nicht imstande gewesen wäre, sie so aufzunehmen und zu empfinden wie später in dem Augenblicke der letzten überwältigenden Traurigkeit und Verzweiflung. Jetzt war der geeignete Augenblick noch nicht da.

Ich hätte noch an diesem Tage zu Schmenew's gehen können, und es trieb mich auch dazu; aber ich tat es doch nicht. Ich hatte die Empfindung, daß es dem alten Manne peinlich sein werde, mich zu sehen; er konnte sogar denken, ich sei absichtlich infolge der Begegnung so bald gekommen. Ich ging erst zwei Tage darauf zu ihnen; der Alte war in trüber Stimmung, empfing mich aber ziemlich ungewungen und redete immer von geschäftlichen Dingen.

„Sag doch mal, zu wem gingst du denn damals, so hoch oben; du erinnerst dich wohl, wir trafen uns — wann war es doch gleich? — vorgestern, meine ich“, fragte er auf

einmal in lässigem Tone, wandte aber doch die Augen von mir weg zur Seite.

„Es wohnt da ein Freund von mir“, antwortete ich ebenfalls seitwärts blickend.

„So so! Und ich suchte meinen Schreiber Astafjew; er war mir dieses Haus bezeichnet worden . . . aber ich hatt mich geirrt . . . Nun, also ich sagte dir von meinem Prozesse: das Gericht hat dahin entschieden, daß . . .“ usw. usw.

Er wurde ganz rot, als er von seinem Prozesse zu reden anfing.

Ich erzählte das alles noch an demselben Tage seiner Frau, um ihr eine Freude zu machen, und bat sie unter anderm, ihm jetzt nicht mit besonderem Ausdrucke in's Gesicht zu sehen, nicht zu seufzen, keine Auspielungen zu machen, kurz, in keiner Weise zu zeigen, daß sie von seinem letzten ungewöhnlichen Schritte Kenntniß habe. Die alte Frau war so erstaunt und erfreut, daß sie mir zuerst nicht einmal glauben wollte. Ihrerseits erzählte sie mir, sie habe ihrem Manne bereits Andeutungen über die Waise gemacht; aber er habe geschwiegen, obwohl er sie doch früher immer selbst gebeten habe, das Mädchen ins Haus zu nehmen. Wir beschloßen, sie solle ihn am folgenden Tage geradezu, ohne alle Vorreden und Andeutungen, darum bitten. Aber am folgenden Tage befanden wir uns beide in schrecklicher Angst und Unruhe.

Die Sache war die, daß Ichmenew am Vormittage mit einem Beamten gesprochen hatte, der in seinem Prozesse tätig gewesen war. Der Beamte hatte ihm mitgeteilt, er habe ein Gespräch mit dem Fürsten gehabt; der Fürst werde zwar Ichmenewka für sich behalten, beabsichtige aber

„infolge gewisser Familienverhältnisse“ den Alten zu entschädigen und ihm die zehntausend Rubel herauszugeben. Von dem Beamten kam der Alte geradeswegs zu mir gelaufen; er war in furchtbarer Erregung; seine Augen funkelten nur so vor Wut. Er rief mich (ich wußte nicht recht, warum) aus der Wohnung auf die Treppe heraus und verlangte energisch, ich solle unverzüglich zum Fürsten gehen und ihm eine Forderung zum Duell überbringen. Ich war so überrascht, daß es lange dauerte, bis ich mich gefaßt hatte. Ich wollte ihm vernünftig zureden; aber der alte Mann geriet in eine solche Wut, daß ihm übel wurde. Ich lief in die Wohnung hinein, um ein Glas Wasser zu holen; aber als ich zurückkam, fand ich ihn nicht mehr auf der Treppe.

Am andern Tage begab ich mich zu ihm; aber er war nicht mehr zu Hause; er war für ganze drei Tage verschwunden.

Am dritten Tage erfuhren wir alles. Von mir war er geradeswegs zum Fürsten geeilt, hatte ihn aber nicht zu Hause getroffen und einen Brief dagelassen; in dem Briefe hatte er geschrieben, er habe die von ihm dem Beamten gegenüber getane Äußerung erfahren; er halte dieselbe für eine tödliche Beleidigung und den Fürsten für einen gemeinen Menschen und fordere ihn aus diesen Gründen zum Duell; er warne ihn dabei vor einer Ablehnung der Forderung, da er ihn in diesem Falle öffentlich beschimpfen werde.

Anna Andrejewna erzählte mir, er sei bei seiner Rückkehr nach Hause so aufgereggt und angegriffen gewesen, daß er sich sogar habe zu Bett legen müssen. Gegen sie sei er sehr zärtlich gewesen, habe aber auf ihre Fragen nur

wenig geantwortet, und es sei augenscheinlich gewesen, daß er mit fieberhafter Ungeduld auf irgend etwas wartet. Am andern Morgen sei ein Brief mit der Stadtpost gekommen; nachdem er ihn gelesen, habe er aufgeschrien und sich an den Kopf gefaßt. Sie, Anna Andrejewna, sei halbtot gewesen vor Angst. Aber er habe sogleich Hut und Stock ergriffen und sei davongelaufen.

Der Brief war vom Fürsten. Trocken, kurz und höflich erklärte er Schmenew, daß er für das, was er zu dem Beamten gesagt habe, niemandem Rechenschaft schulde. Obwohl er Schmenew wegen des verlorenen Prozesses sehr bedauere, könne er doch dem im Prozeß Unterlegenen nicht die Berechtigung zuerkennen, seinen Gegner zum Duelle zu fordern. Die ihm angedrohte öffentliche Beschimpfung anlangend, bitte er Herrn Schmenew, sich darüber keine Sorge zu machen, da eine öffentliche Beschimpfung nicht stattfinden werde und nicht stattfinden könne; sein Brief werde sofort gehörigen Ortes vorgelegt werden, und die benachrichtigte Polizei werde gewiß imstande sein, die erforderlichen Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu treffen.

Mit dem Briefe in der Hand stürzte Schmenew sogleich zum Fürsten. Der Fürst war wieder nicht zu Hause; aber der Alte erfuhr von dem Lakaien, daß der Fürst jetzt wahrscheinlich beim Grafen N. sei. Ohne sich lange zu besinnen lief er zum Grafen. Der Portier des Grafen hielt ihn an, als er die Treppe hinaufsteigen wollte. In maßloser Wuth schlug ihn der Alte mit dem Stocke. Sogleich wurde er gepackt, vor die Haustür geschleppt und der Polizei übergeben, die ihn zur Wache brachte. Dem Grafen wurde der Vorfall gemeldet. Aber als der anwesende Fürst dem

alten Wüstling erklärte, dies sei eben jener Schmenew, der Vater eben jener Natalja Nikolajewna (der Fürst hatte dem Grafen schon öfter „auf diesem Gebiete“ gute Dienste geleistet), da lachte der vornehme Herr nur und ging vom Zorne zur Milde über: er gab Anweisung, Schmenew laufen zu lassen; aber die Entlassung desselben erfolgte seitens der Polizei erst am dritten Tage. Dabei wurde, wahrscheinlich auf Anordnung des Fürsten, dem Alten mitgeteilt, der Fürst selbst habe den Grafen gebeten, gegen ihn Gnade walten zu lassen.

Der Alte kehrte in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande nach Hause zurück, warf sich aufs Bett und lag eine ganze Stunde lang da, ohne sich zu bewegen; endlich erhob er sich und erklärte zu Anna Andrejewnas Schrecken feierlich, daß er seine Tochter „auf ewig“ verfluche und ihr seinen väterlichen Segen versage.

Anna Andrejewna war aufs äußerste erschrocken; aber sie mußte dem Alten Beistand leisten, und selbst fast ohne Besinnung, wartete und pflegte sie ihn diesen ganzen Tag und fast die ganze Nacht über, benetzte ihm den Kopf mit Eßig und legte ihm Eis auf. Er hatte Fieberhitze und redete irre. Ich verließ die beiden erst nach zwei Uhr nachts. Aber am andern Morgen stand Schmenew auf und kam gleich an demselben Tage zu mir, um Nelly endgültig zu sich zu nehmen. Aber über die Szene, die sich zwischen ihm und Nelly abspielte, habe ich schon berichtet; diese Szene erschütterte ihn aufs tiefste. Nach Hause zurückgekehrt, legte er sich wieder ins Bett. All dies trug sich am Karfreitag zu, auf welchen die Zusammenkunft Katerinas und Nataljas angelegt war, am Tage vor Alexeis und Katerinas Abreise aus Petersburg. Bei dieser Zusammenkunft war ich zu-

gegen: sie fand am frühen Vormittag statt, noch bevor der Alte zu mir kam, und noch bevor Nelly ihren ersten Fluchtversuch unternahm.

Sechstes Kapitel

Alexei war schon eine Stunde vor der Zusammenkunft gekommen, um Natalja zu benachrichtigen. Ich meinerseits kam gerade in dem Augenblicke, als Katerinas Equipage vor der Haustür vorfuhr. Bei Katerina war die alte Französin, die auf vieles Bitten hin und nach langem Zaudern endlich eingewilligt hatte, sie zu begleiten und sie sogar allein zu Natalja hinaufgehen zu lassen, aber nur wenn Alexei dabei sei; sie selbst wollte unten im Wagen warten. Katerina rief mich heran, und ohne aus dem Wagen zu steigen, bat sie mich, Alexei zu ihr zu rufen. Natalja fand ich in Tränen: Alexei und sie, beide weinten. Als sie hörte, daß Katerina bereits da sei, stand sie von ihrem Stuhle auf, wischte sich die Tränen ab und stellte sich in großer Aufregung der Thür gegenüber hin. Sie war an diesem Morgen ganz weiß gekleidet. Ihr dunkelblondes Haar war glatt zurückgekämmt und hinten in einen festen Knoten zusammengebunden. Diese Haartracht gefiel mir an ihr immer besonders gut. Als Natalja sah, daß ich bei ihr bleiben wollte, bat sie mich, ebenfalls dem Besuche entgegenzugehen.

„Bis jetzt ist es mir nicht möglich gewesen, zu Natalja zu kommen“, sagte Katerina zu mir, während wir die Treppe hinaufstiegen. „Ich wurde so beobachtet; es war schrecklich. Ganze vierzehn Tage habe ich gebraucht, um Madame Albert zu überreden; endlich hat sie eingewilligt.“

Und Sie, Sie, Iwan Petrowitsch, sind nicht ein einziges Mal zu mir gekommen! Schreiben konnte ich Ihnen auch nicht, und ich hatte auch keine Lust dazu, da man ja in einem Briefe dem andern doch nichts klarmachen kann. Und wie sehr verlangte mich danach, mit Ihnen zu sprechen! . . . Mein Gott, wie mir jetzt das Herz klopft . . .“

„Die Treppe ist steil“, antwortete ich.

„Nun ja . . . auch die Treppe . . . Aber was meinen Sie: wird Natalja mir auch nicht böse sein?“

„Nein, warum sollte sie das?“

„Nun ja, gewiß, warum sollte sie es? Ich werde es gleich selbst sehen; wozu frage ich erst noch?“

Ich führte sie am Arme. Sie war ganz blaß geworden und schien sich sehr zu fürchten. Auf dem letzten Treppenaussage blieb sie stehen, um Atem zu schöpfen; aber dann blickte sie mich an und stieg entschlossen weiter hinauf.

Noch einmal blieb sie an der Thür stehen und flüsterte mir zu: „Ich werde einfach hineingehen und ihr sagen, ich hätte ein solches Vertrauen zu ihr, daß ich ohne Besorgnisse gekommen sei . . . Ubrigens, was rede ich erst noch? Ich bin ja überzeugt, daß Natalja das edelste Geschöpf der Welt ist. Nicht wahr?“

Sie trat schüchtern ein, als ob sie sich einer Schuld bewußt wäre, und blickte Natalja unverwandt an, die ihr sogleich zulächelte. Da trat Katerina schnell an sie heran, faßte sie bei den Händen und drückte ihre kleinen, vollen Lippen auf Nataljas Mund. Dann, ehe sie noch ein Wort zu Natalja gesagt hatte, wandte sie sich in ernstem und sogar strengem Tone zu Alexei und bat ihn, uns eine halbe Stunde allein zu lassen.

„Sei nicht böse, Alexei!“ fügte sie hinzu. „Ich wünscht das deswegen, weil ich mit Natalja über eine sehr wichtige, ernste Sache vieles zu reden habe, was du nicht zu hören brauchst. Sei verständig und geh hinaus! Sie aber: Zwan Petrowitsch, bitte ich, hier zu bleiben. Sie solle unser ganzes Gespräch mit anhören.“

„Sehen wir uns!“ sagte sie zu Natalja, als Alexei hinausgegangen war; „ich will mich so hinsetzen, Ihne gegenüber. Ich möchte Sie zuerst ein bißchen ansehen.“

Sie setzte sich Natalja fast gerade gegenüber und betrachtete sie ein Weilchen unverwandt. Natalja antwortet darauf mit einem unwillkürlichen Lächeln.

„Ich habe schon Ihre Photographie gesehen,“ sagt Katerina; „Alexei hat sie mir gezeigt.“

„Nun, bin ich getroffen?“

„Sie sind schöner“, erwiderte Katerina in entschiedenem ernstem Tone. „Ich habe mir das auch gleich gedacht, da Sie schöner wären.“

„Wirklich? Und ich kann mich an Ihnen gar nicht sat sehen. Wie hübsch Sie sind!“

„Was reden Sie nur! Bewahre! Liebste, Beste!“ rief Katerina und ergriff mit ihrer zitternden Hand die Hand Nataljas; beide verstummten wieder und sahen einander an. „Wissen Sie, mein Engel,“ unterbrach Katerina das Schweigen, „wir können nur eine halb Stunde zusammen sein; auch darein hat Madame Alber nur mit Not und Mühe eingewilligt, und wir haben doch so viel miteinander zu besprechen . . . Ich will . . . ich muß . . . nun, ich frage Sie ganz einfach: lieben Sie Alexei sehr?“

„Ja, sehr.“

„Wenn es so ist . . . wenn Sie Alexei sehr lieben . . . dann . . . dann müssen Sie doch auch sein Glück wünschen . . .“ sagte sie schüchtern und flüsternd.

„Ja, ich wünsche, daß er glücklich werden möge . . .“

„Das ist richtig . . . aber nun ist die Frage: werde ich ihn glücklich machen können? Habe ich ein Recht, so zu reden, da ich ihn Ihnen doch wegnehme? Wenn es Ihnen scheint, daß er mit Ihnen glücklicher sein wird, und wir jetzt zu dieser Ansicht gelangen, dann . . . dann . . .“

„Diese Frage ist schon entschieden, liebe Katerina; Sie sehen ja selbst, daß alles entschieden ist“, antwortete Natalja leise und ließ den Kopf sinken. Es war ihr offenbar peinlich, das Gespräch fortzusetzen.

Katerina hatte sich anscheinend auf eine lange Erörterung des Themas vorbereitet, wer von ihnen beiden am meisten befähigt sei, Alexei glücklich zu machen, und wer von ihnen zurücktreten müsse. Aber nach Nataljas Antwort sah sie sofort ein, daß alles schon längst entschieden sei und es keinen Zweck habe, weiter darüber zu reden. Die hübschen Lippen halb geöffnet haltend, blickte sie erstaunt und traurig Natalja an, deren Hand sie noch immer in der ihrigen hielt.

„Lieben Sie ihn sehr?“ fragte Natalja plötzlich.

„Ja; und da ist noch ein Punkt, nach dem ich Sie fragen wollte, und ich bin in dieser Absicht hergefahren: sagen Sie mir, warum lieben Sie ihn eigentlich?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete Natalja, und ich glaubte aus dem Tone ihrer Antwort eine ungeduldige Bitterkeit herauszuhören.

„Ist er klug? Wie denken Sie darüber?“ fragte Katerina.

„Nein; ich liebe ihn einfach, ohne bestimmten Grund.“

„Mir geht es ebenso. Er tut mir immer gewissermaßen leid.“

„Mir ebenfalls“, erwiderte Natalja.

„Was sollen wir jetzt mit ihm machen? Und wie er Sie um meinetwillen hat verlassen können, das begreife ich nicht!“ rief Katerina. „Gerade jetzt, nachdem ich Sie gesehen habe, begreife ich es nicht!“

Natalja antwortete nichts und blickte zur Erde. Katerina schwieg ein Weilchen; dann stand sie plötzlich von ihrem Stuhle auf und umarmte sie. Beide begannen, sich umschlungen haltend, zu weinen. Katerina setzte sich auf die Armlehne von Nataljas Lehnstuhl, ohne sie aus ihren Armen zu lassen, und begann, ihr die Hände zu küssen.

„Wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe!“ sagte sie weinend. „Wir wollen Schwestern sein; wir wollen immer aneinander schreiben . . . und ich werde Sie mein lebenslang lieben; ich werde Sie so lieben, so lieben . . .“

„Hat er Ihnen gesagt, daß im Juni unsere Hochzeit sein soll?“ fragte Natalja.

„Ja. Er sagte, auch Sie seien damit einverstanden. Aber das haben Sie doch alles nur so gesagt, um ihn zu trösten, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Das habe ich mir gleich gedacht. Ich werde ihn sehr lieben, Natalja, und Ihnen alles schreiben. Ich glaube, er wird jetzt bald mein Mann werden; es sieht ganz so aus. Und sie reden alle in diesem Sinne. Liebe Natalja, Sie werden dann wohl wieder . . . in das Haus Ihrer Eltern zurückkehren?“

Natalja antwortete nichts, sondern gab ihr schweigend einen herzlichen Kuß.

„Werden Sie glücklich!“ sagte sie.

„Und Sie . . . Sie . . . ebenfalls!“ versetzte Katerina.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Alexei trat ein. Es war über seine Kraft gegangen, diese halbe Stunde zu warten, und als er nun sah, wie die beiden einander in den Armen lagen und weinten, sank er ganz kraftlos, mit einer Miene tiefsten Leides, vor Natalja und Katerina auf die Knie.

„Warum weinst du denn?“ sagte Natalja zu ihm.

„Wegen der Trennung von mir? Aber es ist ja nicht auf lange; zum Juni kommst du ja doch wieder?“

„Und dann wird eure Hochzeit sein“, fügte, ebenfalls um Alexei zu trösten, Katerina eilig mitten zwischen ihren Tränen hinzu.

„Aber ich bin nicht imstande, nicht imstande, dich auch nur für einen Tag zu verlassen, Natalja. Ich sterbe, wenn ich von dir fern bin . . . du weißt gar nicht, wie teuer du mir jetzt bist! Gerade jetzt! . . .“

„Nun, weißt du, wie du es dann machen kannst?“ sagte Natalja, die auf einmal lebhafter wurde. „Die Gräfin bleibt ja wohl eine Zeitlang in Moskau?“

„Ja, fast eine Woche“, fiel Katerina ein.

„Eine Woche! Dann wäre doch das beste, du begleitest die beiden Damen morgen nach Moskau (das dauert nur einen Tag) und fährst gleich wieder hierher zurück. Und sobald sie von Moskau abreisen müssen, dann nehmen wir von einander vollständig, auf einen Monat, Abschied, und du fährst nach Moskau zurück, um sie aufs Land zu begleiten.“

„So ist's richtig, so ist's richtig . . . Ihr könnt dann noch vier Tage zusammen verleben!“ rief Katerina entzückt und wechselte mit Natalja einen vielsagenden Blick.

Ich kann Alexeis Entzücken über diesen neuen Plan gar nicht schildern. Er fühlte sich auf einmal völlig getröstet; sein Gesicht strahlte vor Freude; er umarmte Natalja, küßte Katerina die Hände und umarmte mich. Natalja blickte ihn mit einem traurigen Lächeln an; aber Katerina konnte es nicht ertragen. Sie wechselte mit mir einen Blick, bei dem ihre Augen in heißem Zorne funkelten, umarmte Natalja und erhob sich, um aufzubrechen. Gerade in diesem Augenblicke schickte die Französin den Diener mit der Bitte, das Zusammensein schleunigst zu beenden, da die verabredete halbe Stunde schon verfloßen sei.

Natalja stand auf. Beide standen einander gegenüber, hielten sich an den Händen gefaßt; und es schien, als suchten sie mit ihren Blicken all das auszudrücken, was ihre Seelen erfüllte.

„Wir werden uns wohl niemals wiedersehen“, sagte Katerina.

„Niemals, Katerina“, antwortete Natalja.

„Nun, dann wollen wir voneinander Abschied nehmen!“

Beide umarmten sich.

„Fluchen Sie mir nicht!“ flüsterte Katerina hastig; „ich aber . . . ich werde immer . . . seien Sie überzeugt . . . er wird glücklich werden . . . Komm, Alexei, begleite mich!“ sagte sie schnell und ergriff seine Hand.

„Zwan!“ sagte Natalja aufgeregt und erschöpft zu mir, als sie hinausgegangen waren; „begleite auch du sie und . . . komm nicht zurück; Alexei wird bis zum Abend bei mir sein, bis acht Uhr; den Abend über kann er nicht bleiben, er muß fortgehen. Ich werde dann allein bleiben . . . Komm um neun Uhr her! Ich bitte dich darum!“

Als ich um neun Uhr Nelly nach der Geschichte mit der zerbrochenen Tasse in Alexandra Semjonownas Obhut verlassen hatte und zu Natalja kam, war sie schon allein und erwartete mich mit Ungeduld. Mawra brachte uns den Samowar; Natalja goß mir Tee ein, setzte sich auf das Sofa und forderte mich auf, nahe bei ihr Platz zu nehmen.

„Nun ist alles zu Ende“, sagte sie, mich starr anblickend. Niemals werde ich diesen Blick vergessen.

„Nun ist unsere Liebe zu Ende. Ein halbes Jahr hat es gedauert, und nun ist's fürs ganze Leben vorbei“, fügte sie hinzu und drückte mir die Hand.

Ihre Hand war heiß. Ich redete ihr zu, sich etwas Warmes anzuziehen und sich ins Bett zu legen.

„Gleich, Swan, gleich, mein lieber Freund! Laß mich nur noch ein bißchen reden und der Vergangenheit gedenken! . . . Ich bin jetzt wie zerschlagen . . . Morgen werde ich ihn zum letztenmal sehen, um zehn Uhr . . . zum letztenmal!“

„Natalja, du fieberst; gleich wird der Schüttelfrost kommen; schone dich! . . .“

„Was tut's? Ich habe jetzt diese halbe Stunde seit seinem Fortgehen auf dich gewartet, Swan, und was meinst du, woran ich gedacht habe, welche Frage ich mir vorgelegt habe? Ich habe mich gefragt: habe ich ihn geliebt oder nicht, und von welcher Art ist unsere Liebe gewesen? Es kommt dir wohl lächerlich vor, Swan, daß ich mir diese Frage erst jetzt vorlege?“

„Rege dich nicht auf, Natalja . . .“

„Siehst du, Swan, ich bin zu dem Ergebnis gekommen, daß ich ihn nicht wie einen mir Gleichstehenden geliebt

habe, so wie gewöhnlich eine Frau einen Mann liebt. Ich habe ihn geliebt wie . . . beinah wie eine Mutter. Ich meine sogar, daß es überhaupt auf der Welt keine solche Liebe gibt, bei der beide einander wie Gleichgestellte lieben. Wie denkst du darüber?"

Ich betrachtete sie beunruhigt und fürchtete, daß bei ihr ein Nervenfieber im Anzuge sei. Es war, als treibe sie ein unwiderstehlicher innerer Drang, als fühle sie ein besonderes Bedürfnis zu reden; manches, was sie sagte, hatte gar keinen Zusammenhang, und sie sprach die Worte manchmal sogar mangelhaft aus. Ich war in großer Besorgnis.

„Er war mein“, fuhr sie fort. „Fast seit der ersten Begegnung mit ihm wurde damals in mir der unwiderstehliche Wunsch rege, daß er mein werden möchte, recht bald mein, und daß er keine andere Frau ansehen, keine andere Frau kennen möchte als mich, mich allein . . . Katerina hat vorhin etwas ganz Richtiges gesagt: ich habe ihn wirklich so geliebt, als ob er mir die ganze Zeit über aus irgendwelchem Grunde leid täte . . . Ich hatte, wenn ich allein geblieben war, immer den heißen, ja qualvollen Wunsch, daß er im höchsten Grade und lebenslänglich glücklich sein möchte. Ich konnte sein Gesicht (du kennst ja den Ausdruck seines Gesichtes, Swan), ich konnte sein Gesicht nicht ruhig ansehen: ein solcher Ausdruck ist bei keinem andern Menschen zu finden, und wenn er lachte, so lief mir ein kaltes Zittern über den Leib . . . Wahrhaftig! . . .“

„Natalja, höre . . .“

„Da sagten die Leute nun,“ unterbrach sie mich, „und auch du hast es gesagt, daß er charakterlos sei und . . .“

und nicht viel mehr Verstand habe als ein Kind. Nun, gerade das habe ich an ihm am allermeisten geliebt . . . solltest du es glauben? Ich weiß übrigens nicht, ob ich eigentlich dies allein an ihm geliebt habe; ich liebte ihn einfach ganz so, wie er war, und wäre er in irgendeiner Hinsicht ein anderer gewesen, charakterfest oder verständiger, so hätte ich ihn vielleicht nicht so stark geliebt. Weißt du, Iwan, ich will dir noch ein Bekenntnis ablegen; erinnerst du dich, ich hatte mit ihm vor drei Monaten einen Streit, als er bei jener . . . wie hieß sie doch? . . . bei dieser Minna gewesen war . . . Ich erfuhr es und verhörte ihn, und solltest du es glauben: es war mir sehr schmerzlich, gleichzeitig aber auch gewissermaßen angenehm . . . ich weiß nicht, warum . . . schon der Gedanke, daß er sich amüsierte . . . oder nein, das war es nicht: daß auch er wie ein Erwachsener mit anderen Erwachsenen zu schönen Frauen fuhr, daß auch er diese Minna besuchte! Ich . . . Welch einen Genuß empfand ich damals bei diesem Streite; und dann ihm zu verzeihen . . . o lieber Freund!"

Sie sah mir ins Gesicht und lachte in einer ganz eigentümlichen Weise. Dann schien sie nachdenklich zu werden, als ob sie alle Erinnerungen noch einmal an ihrer Seele vorüberziehen ließe. Lange saß sie so, mit einem Lächeln auf den Lippen, da und dachte an die Vergangenheit.

„Es war mir die größte Freude, ihm zu verzeihen, Iwan“, fuhr sie fort. „Weißt du was: wenn er mich dann allein gelassen hatte, ging ich oft im Zimmer auf und ab und grämte mich und weinte; aber ich dachte manchmal: je schuldiger er vor mir dasteht, um so besser . . . ja! Und weißt du: ich hatte immer die Vorstellung, als ob er so ein kleiner Junge wäre und ich dasäße und er mir seinen

Kopf auf die Knie legte, einschliefe und ich ihm sachte über den Kopf striche und ihn liebkooste . . . So stellte ich ihn mir immer vor, wenn er nicht bei mir war . . . Höre, Zwan,“ fügte sie auf einmal hinzu, „was für ein reizendes Wesen ist Katerina!“

Es schien mir, als reiße sie selbst absichtlich ihre Wunde auf, als fühle sie eine Art von Bedürfnis danach, ein Bedürfnis, zu leiden und zu verzweifeln . . . Das kommt bei Herzen, die viel verloren haben, so oft vor!

„Katerina kann ihn, wie mir scheint, glücklich machen“, fuhr sie fort. „Sie besitzt Charakter und spricht aus fester, innerer Überzeugung und verkehrt mit ihm so ernst und selbstbewußt; immer redet sie von verständigen Dingen wie eine Erwachsene. Und dabei ist sie selbst noch das reine Kind! Ein liebes, liebes Geschöpf! Oh, möchten sie glücklich werden! Das ist mein heißer Wunsch!“

Die Tränen strömten ihr aus den Augen; ein Schluchzen drang aus ihrem Herzen. Eine ganze halbe Stunde lang konnte sie nicht zu sich kommen und sich auch nur einigermaßen beruhigen.

Welch ein lieber Engel war Natalja! Trotz ihres eigenen Leides vermochte sie es noch an diesem selben Abend, auch an meinen Sorgen Anteil zu nehmen; denn als ich sah, daß sie sich ein wenig beruhigt hatte oder, richtiger gesagt, müde geworden war, erzählte ich, um sie zu zerstreuen, ihr von Nelly . . . Wir trennten uns an diesem Abend erst spät; ich wartete, bis sie eingeschlafen war, und bat beim Fortgehen Mawra, die ganze Nacht über nicht von der Seite ihrer kranken Herrin zu weichen.

„Oh,“ rief ich auf dem Heimwege aus, „wenn doch diese Qualen recht bald, recht bald ein Ende nehmen möchten!“

Mag das Ende sein, wie es will, aber nur schnell, nur schnell!"

Am andern Morgen war ich Punkt neun Uhr schon wieder bei ihr. Gleichzeitig mit mir kam auch Alexei, um Abschied zu nehmen. Ich mag an diese Szene nicht zurückdenken und werde sie nicht schildern. Natalja hatte sich offenbar vorgenommen, sich stark und fest zu machen und heiter und gleichmütig zu erscheinen, vermochte es aber nicht durchzuführen. Sie umarmte Alexei krampfhaft, mit festem Druck. Sie sprach nur wenig mit ihm, sah ihn aber lange und unverwandt mit dem Blicke einer Märtyrerin, ja einer Geisteskranken an. Gierig hörte sie auf jedes Wort von ihm, verstand aber nichts von dem, was er zu ihr sagte. Ich erinnere mich, daß er sie bat, ihm zu verzeihen, ihm diese Liebe zu verzeihen und alles, womit er sie während dieser Zeit gekränkt habe, die Fälle von Untreue, seine Liebe zu Katerina, seine Abreise . . . Er sprach in abgerissenen Sätzen; die Tränen erstickten seine Stimme. Manchmal versuchte er sie zu trösten, indem er sagte, er reise nur auf einen Monat oder höchstens auf fünf Wochen weg, er werde im Sommer wiederkommen, dann werde ihre Hochzeit sein, und sein Vater werde seine Einwilligung geben; und endlich, was die Hauptsache sei, er werde übermorgen aus Moskau zurückkommen, und dann würden sie noch vier volle Tage zusammen verleben, und somit dauere ihre jetzige Trennung nur einen Tag . . .

Merkwürdig: er selbst war fest davon überzeugt, daß er die Wahrheit sprach und unfehlbar übermorgen aus Moskau zurückkehren werde – aber warum weinte er dann so und verging fast vor Schmerz?

Endlich schlug es elf. Ich konnte ihn nur mit Mühe

zum Aufbruch überreden. Der Zug nach Moskau ging Punkt zwölf ab. Es blieb ihm nur noch eine Stunde Zeit. Natalja hat mir selbst nachher gesagt, sie könne sich nicht daran erinnern, wie sie ihn zum letzten Male angesehen habe. Ich erinnere mich, daß sie ihn bekreuzte und küßte und dann, das Gesicht in den Händen verbergend, in das Zimmer zurückstürzte. Ich aber mußte Alexei ganz bis zu seiner Equipage bringen; sonst wäre er bestimmt wieder umgekehrt und nie die Treppe hinuntergekommen.

„Meine ganze Hoffnung beruht auf Ihnen“, sagte er zu mir beim Hinuntersteigen. „Mein Freund Iwan! Ich habe mich gegen dich nicht so benommen, wie ich es hätte tun sollen, und bin deiner Liebe niemals wert gewesen; aber sei mir bis zum Ende ein Bruder: liebe sie, verlaß sie nicht, schreib mir alles, möglichst ausführlich und eingehend, schreib möglichst eingehend, damit recht viel darin steht! Übermorgen bin ich wieder hier, bestimmt, ganz bestimmt! Aber dann, wenn ich weg sein werde, dann schreib!“

Ich half ihm beim Einsteigen in den Wagen.

„Auf übermorgen!“ rief er mir, schon im Fahren, zu. „Bestimmt!“

Mit stockendem Herzschlage kehrte ich nach oben zu Natalja zurück. Sie stand mit verschränkten Armen mitten im Zimmer und blickte mich ganz fremd an, als ob sie mich nicht erkannte. Ihr Haar hatte sich unordentlich verschoben; ihr Blick war trüb und unstet. Mawra stand ganz fassungslos in der Thür und sah sie voller Angst an.

Auf einmal funkelten Nataljas Augen auf.

„Ah, du bist es! Du!“ schrie sie mich an. „Du bist jetzt der einzige, der hier geblieben ist. Du hast ihn gehaßt!“

Du hast es ihm nie verzeihen können, daß ich ihn liebte . . . Jetzt stellst du dich wieder bei mir ein! Was willst du? Bist du gekommen, um mich wieder zu trösten, um mich zu überreden, ich möchte zu meinem Vater gehen, der sich von mir losgesagt und mich verflucht hat? Das wußte ich schon gestern, schon seit zwei Monaten! Aber ich will nicht, ich will nicht! Ich selbst verfluche sie! . . . Geh weg, geh weg, ich mag dich nicht sehen! Weg, weg!"

Ich sah, daß ich eine Rasende vor mir hatte, und daß mein Anblick sie in sinnlose Wut versetzte; ich sagte mir, daß es nicht anders hatte kommen können, und hielt es für das beste, hinauszugehen. Ich setzte mich auf die Treppe, auf die oberste Stufe, und wartete. Manchmal stand ich auf, öffnete die Thür, rief Mawra zu mir und befragte sie; Mawra weinte.

So vergingen anderthalb Stunden. Ich kann nicht schildern, welche Qualen ich in dieser Zeit durchmachte. Mein Herz war von grenzenlosem Schmerz zerrissen und wollte fast sterben. Auf einmal öffnete sich die Thür, und Natalja kam auf die Treppe herausgelaufen, in Hut und Burnus. Sie war wie von Sinnen und sagte mir später selbst, daß sie sich kaum daran erinnere und nicht wisse, wohin sie habe laufen wollen, und was sie vorgehabt habe.

Ich hatte nicht Zeit gehabt, von meinem Platze aufzuspringen und mich irgendwo vor ihr zu verstecken, als sie mich plötzlich erblickte und überrascht regungslos vor mir stehen blieb. „Es kam mir plötzlich zum Bewußtsein“, erzählte sie mir später, „daß ich Sinnlose, ich Grausame dich hatte von mir wegtreiben können, dich, meinen Freund, meinen Bruder, meinen Retter! Und als ich sah, daß du Armer, den ich so gekränkt hatte, auf meiner Treppe saßest

und nicht fortgingst und wartetest, bis ich dich wieder rufen würde — o Gott, wenn du wüßtest, Iwan, wie mir da ward! Es war mir, als stieße mir jemand ein Messer ins Herz . . .“

„Iwan, Iwan!“ rief sie und streckte mir die Hände entgegen. „Du hier! . . .“

Sie fiel in meine Arme.

Ich fing sie auf und trug sie ins Zimmer. Sie war ohnmächtig. „Was soll ich tun?“ dachte ich. „Sie wird ein Nervenfieber bekommen; das ist sicher!“

Ich beschloß, zum Arzte zu eilen; wir mußten der Krankheit vorbeugen. Ich konnte schnell hinfahren; bis zwei Uhr war mein alter Deutscher gewöhnlich zu Hause. Ich fuhr zu ihm, nachdem ich Mawra beschworen hatte, keine Minute, keine Sekunde von Nataljas Seite zu weichen und sie nirgends hinzulassen. Gott half mir: wäre ich einen Augenblick später gekommen, so hätte ich meinen Alten nicht mehr getroffen. Er hatte seine Wohnung bereits verlassen und begegnete mir auf der Straße. Sofort, ehe er noch hatte von seinem Erstaunen zu sich kommen können, nahm ich ihn in meine Droschke, und wir fuhren zu Natalja zurück.

Ja, Gott half mir! In der halben Stunde meiner Abwesenheit hatte sich bei Natalja etwas zugetragen, was ihr hätte den Tod bringen können, wenn ich mit dem Arzte nicht noch rechtzeitig eingetroffen wäre. Nach meinem Weggehen war noch nicht eine Viertelstunde vergangen, als der Fürst ins Zimmer trat. Er hatte die Seinigen soeben zum Bahnhof gebracht und war von dort direkt zu Natalja gefahren. Diesen Besuch hatte er vielleicht schon lange vorher beschlossen und überlegt. Natalja selbst er-

zählte mir später, daß sie im ersten Augenblicke über das Kommen des Fürsten nicht einmal verwundert gewesen sei. „Mein Geist war gestört“, sagte sie.

Er setzte sich ihr gegenüber und sah sie mit freundlichen, teilnahmevollen Blicken an.

„Meine Liebe“, sagte er seufzend, „ich verstehe Ihren Kummer; ich wußte, wie schwer Ihnen in diesem Augenblicke ums Herz sein mußte, und hielt es daher für meine Pflicht, Sie zu besuchen. Trösten Sie sich, wenn Sie es vermögen, wenigstens mit dem Bewußtsein, daß Sie durch Ihren Verzicht auf Alexei sein Glück geschaffen haben. Aber Sie wissen das besser als ich, da Sie sich ja zu dieser Handlung der Großmut entschlossen haben . . .“

„Ich saß da und hörte ihn reden“, erzählte mir Natalja; „aber am Anfang verstand ich ihn wirklich nicht. Ich erinnere mich nur, daß ich ihn starr und unverwandt ansah. Er ergriff meine Hand und drückte sie in der seinigen. Das war ihm anscheinend eine sehr angenehme Empfindung. Ich aber war meines Geistes so wenig mächtig, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, ihm meine Hand zu entreißen.“

„Sie haben eingesehen“, fuhr er fort, „daß Alexei, wenn Sie seine Frau geworden wären, möglicherweise in der Folgezeit eine Abneigung gegen Sie empfunden hätte, und haben genug edlen Stolz besessen, um den Entschluß zu fassen . . . aber ich bin ja nicht hergekommen, um Sie zu loben. Ich wollte Ihnen nur versichern, daß Sie nie und nirgends einen besseren Freund finden werden als mich. Ich empfinde Teilnahme für Sie und bedaure Sie. Ich habe wider meinen Willen bei dieser ganzen Angelegenheit mitwirken müssen; aber — ich habe meine

Pflicht erfüllt. Ihr schönes Herz wird das verstehen und sich mit dem meinigen ausöhnen. Es war mir schmerzlicher als Ihnen; das können Sie mir glauben.“

„Genug, Fürst!“ sagte Natalja. „Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Gewiß; ich werde sehr bald wieder gehen“, erwiderte er; „aber ich liebe Sie wie eine Tochter und bitte um die Erlaubnis, Sie besuchen zu dürfen. Sehen Sie mich jetzt für Ihren Vater an, und erlauben Sie mir, Ihnen nützlich zu sein!“

„Ich habe nichts nötig; verlassen Sie mich!“ unterbrach ihn Natalja wieder.

„Ich weiß, daß Sie stolz sind . . . Aber ich spreche aufrichtig, von Herzen. Was beabsichtigen Sie jetzt zu tun? Sich mit Ihren Eltern zu versöhnen? Das wäre ja eine sehr gute Handlungsweise; aber Ihr Vater ist ungerecht, stolz und despotisch; verzeihen Sie mir, daß ich das sage; aber es ist so. In Ihrem Elternhause werden Ihrer jetzt nur Vorwürfe und neue Qualen warten . . . Sie müssen unabhängig bleiben, und es ist meine Pflicht, meine heilige Pflicht, jetzt für Sie zu sorgen und Ihnen beizustehen. Alexei hat mich beschworen, Sie nicht zu verlassen und Ihr Freund zu sein. Aber auch außer mir gibt es noch Leute, die Ihnen außerordentlich ergeben sind. Ich meine, Sie werden mir erlauben, Ihnen den Grafen N. vorzustellen. Er besitzt ein vorzügliches Herz und ist ein Verwandter von uns, ja man kann sogar sagen der Wohltäter unserer ganzen Familie; er hat viel für Alexei getan. Alexei hat ihn sehr verehrt und geliebt. Er ist ein sehr vielvermögender Mann, von großem Einfluß, schon sehr bejahrt, und Sie können ihn als junges Mädchen unbe-

denklich empfangen. Ich habe ihm bereits von Ihnen gesprochen. Er kann Ihre Verhältnisse ordnen und wird Ihnen, wenn Sie wollen, eine schöne Stelle bei einer seiner Verwandten verschaffen. Ich habe ihm schon vor längerer Zeit unsere ganze Angelegenheit offen und unverhohlen vorgetragen, und in der Güte und dem Edelmut seines Herzens bittet er mich jetzt selbst, ich möchte ihn Ihnen möglichst bald vorstellen. Er ist ein Mann, der für alles Schöne Sympathie empfindet, glauben Sie mir das, ein freigebiger, achtungswerter alter Herr, der das Verdienst zu schätzen weiß und sich sogar erst kürzlich gegen Ihren Vater bei einem gewissen Vorfall in der hochherzigsten Weise benommen hat."

Natalja richtete sich, tief beleidigt, auf. Jetzt hatte sie ihn endlich verstanden.

„Verlassen Sie mich, verlassen Sie mich augenblicklich!“ rief sie.

„Aber, liebe Freundin, Sie vergessen, daß der Graf auch Ihrem Vater nützlich sein kann . . .“

„Mein Vater wird nichts von ihm annehmen. Verlassen Sie mich!“ rief Natalja noch einmal.

„O mein Gott, wie hitzig und mißtrauisch Sie sind! Womit habe ich das verdient?“ sagte der Fürst und blickte mit einiger Unruhe um sich. „Aber jedenfalls werden Sie mir erlauben“, fuhr er fort, indem er ein ziemlich großes Päckchen aus der Tasche zog, „Ihnen diesen Beweis meiner Teilnahme für Sie und namentlich auch der Teilnahme des Grafen N. hier zu lassen, der mich mit seinem Räte dazu angeregt hat. Hier in diesem Päckchen befinden sich zehntausend Rubel. Warten Sie, meine Freundin“, fügte er schnell hinzu, als er sah, daß sich Natalja zornig von

ihrem Plaze erhob, „hören Sie geduldig zu Ende: Sie wissen, daß Ihr Vater seinen Prozeß gegen mich verloren hat, und diese zehntausend Rubel sind eine Entschädigung, die . . .“

„Weg!“ rief Natalja; „weg mit diesem Gelde! Ich durchschaue Sie vollständig . . . Sie gemeiner, gemeiner, gemeiner Mensch!“

Blasß vor Wut erhob sich der Fürst vom Stuhle.

Wahrscheinlich war er in der Absicht gekommen, das Terrain zu rekognoszieren, die derzeitige Lage kennen zu lernen, und hatte wahrscheinlich fest darauf gerechnet, daß diese zehntausend Rubel auf die bettelarme, von allen verlassene Natalja ihre Wirkung nicht verfehlen würden. Gemein und roh, wie er war, hatte er dem wollüstigen alten Grafen N. schon zu wiederholten Malen in derartigen Angelegenheiten Dienste geleistet. Aber er haßte Natalja, und da er merkte, daß die Sache nicht nach Wunsch ging, änderte er sogleich seinen Ton und beeilte sich mit boshafter Freude, sie zu beleidigen, um wenigstens nicht ungerächt wegzugehen.

„Das ist nicht hübsch von Ihnen, meine Liebe, daß Sie so heftig werden“, sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig in der ungeduldigen Vorfreude auf die Wirkung seiner Beleidigung; „das ist nicht hübsch von Ihnen. Man bietet Ihnen Protektion an, und Sie heben stolz das Näschen in die Höhe. Sie wissen wohl nicht, daß Sie allen Anlaß haben, mir dankbar zu sein; denn als Vater eines von Ihnen verführten und ausgebeuteten jungen Mannes hätte ich schon längst Ihre Überführung ins Arbeitshaus veranlassen können. Aber ich habe es nicht getan . . . he=he=he!“

Aber in diesem Augenblicke hatten der Arzt und ich die Wohnung bereits betreten. Schon in der Küche vernahm ich Stimmen, hielt den Arzt einen Augenblick zurück und hörte den letzten Satz des Fürsten mit an. Darauf erscholl sein widerliches Gelächter und ein verzweifelter Aufschrei Nataljas: „O mein Gott!“ Schnell öffnete ich die Thür und stürzte mich auf den Fürsten.

Ich spie ihm ins Gesicht und schlug ihn aus voller Kraft auf die Backe. Er wollte sich auf mich werfen; aber als er sah, daß wir unser zwei waren, ergriff er die Flucht, nachdem er vorher noch sein auf dem Tische liegendes Geldpäckchen an sich gerafft hatte. Ja, das tat er; ich sah es mit eigenen Augen. Ich warf ihm noch das Mangelholz nach, das ich in der Küche auf dem Tische zu fassen bekam . . . Als ich wieder ins Zimmer hereingelaufen kam, sah ich, daß der Arzt Natalja festhielt, die um sich schlug und sich aus seinen Händen losreißen wollte, wie wenn sie einen Krampfanfall hätte. Lange Zeit vermochten wir sie nicht zu beruhigen; endlich gelang es uns, sie zu Bette zu bringen; sie war irre wie bei einem hitzigen Fieber.

„Was ist mit ihr, Doktor?“ fragte ich, halbtot vor Angst.

„Geduld!“ antwortete er; „wir müssen uns die Krankheit erst näher ansehen; dann erst können wir uns eine Meinung darüber bilden . . . aber im allgemeinen läßt sich sagen, daß die Sache recht übel aussieht. Es kann sich sogar ein Nervenfieber daraus entwickeln . . . Übrigens werden wir unsere Maßregeln ergreifen . . .“

Aber in meinem Kopfe war bereits ein anderer Gedanke aufgeblüht. Ich bat den Arzt, noch zwei oder drei Stunden bei Natalja zu bleiben, und ließ mir von ihm versprechen, daß er sich auch nicht für eine Minute von ihr entfernen

werde. Er gab mir sein Wort, und ich lief nach Hause.

Nelly saß finster und aufgereggt in einer Ecke und sah mich seltsam an. Gewiß bot ich selbst einen seltsamen Anblick.

Ich faßte sie bei den Händen, setzte mich auf das Sofa, nahm sie auf meinen Schoß und küßte sie herzlich. Sie wurde dunkelrot.

„Nelly, mein Engel!“ sagte ich; „willst du unsere Retterin sein? Willst du uns alle retten?“

Sie sah mich erstaunt an.

„Nelly, unsere ganze Hoffnung beruht jetzt auf dir! Da ist ein Vater: du hast ihn gesehen und kennst ihn; er hat seine Tochter verflucht und ist gestern hergekommen mit der Bitte, du möchtest an Stelle der Tochter zu ihm ziehen. Jetzt ist Natalja (und du hast gesagt, daß du sie liebst) von demjenigen verlassen worden, den sie liebte, und um deswillen sie von ihrem Vater weggegangen war. Er ist der Sohn jenes Fürsten, der, wie du dich erinnern wirst, eines Abends zu mir kam und zunächst dich allein vorfand; und du ließt von ihm weg und wurdest nachher krank . . . Du kennst ihn doch? Er ist ein schlechter Mensch!“

„Ja, ich kenne ihn“, antwortete Nelly, die zusammengezuckt und blaß geworden war.

„Ja, er ist ein schlechter Mensch. Er haßt Natalja dafür, daß sein Sohn Alexei sie heiraten wollte. Heute ist Alexei abgereist, und eine Stunde darauf war sein Vater schon bei ihr und beleidigte sie und drohte ihr, sie ins Arbeitshaus bringen zu lassen, und verhöhnte sie. Verstehst du mich, Nelly?“

Ihre schwarzen Augen funkelten; aber sie schlug sie sofort zu Boden.

„Ja“, flüsterte sie kaum hörbar.

„Jetzt ist Natalja allein und krank; ich habe unsern Arzt bei ihr gelassen und bin selbst zu dir gelaufen. Höre, Nelly: wir wollen zu Nataljas Vater gehen; du kannst ihn nicht leiden, du wolltest nicht zu ihm ziehen; aber jetzt wollen wir beide zusammen zu ihm hingehen. Wenn wir eintreten, werde ich sagen, daß du jetzt bereit seiest, an Stelle der Tochter, an Stelle Nataljas, bei ihnen zu leben. Der alte Mann ist jetzt krank, weil er Natalja verflucht hat, und weil er von Alexeis Vater noch neuerdings tödlich beleidigt worden ist. Er will jetzt von seiner Tochter überhaupt nichts hören; aber er liebt sie, er liebt sie, Nelly, und möchte sich mit ihr versöhnen; ich weiß das, ich weiß das alles! Es ist so! . . . Hörst du auch, Nelly?“

„Ich höre“, antwortete sie, wieder nur flüsternd.

Während ich zu ihr sprach, strömten mir die Tränen aus den Augen. Sie sah mich schüchtern an.

„Glaubst du es auch?“ fragte ich.

„Ja, ich glaube es.“

„Nun, dann werde ich mit dir hinfahren. Sie werden dich freundlich aufnehmen und nach allem befragen. Dann werde ich selbst das Gespräch so lenken, daß sie dich nach deinem früheren Leben fragen: nach deiner Mutter und nach deinem Großvater. Erzähle ihnen alles so, wie du es mir erzählt hast, Nelly! Erzähle ihnen alles, alles, ganz schlicht und ohne etwas zu verbergen! Erzähle ihnen, wie der böse Mensch deine Mutter verlassen hat, wie sie im Kellergeschoß bei Frau Bubnowa dahingesiecht ist; wie ihr, deine Mutter und du, auf den Straßen umhergegangen seid und gebettelt habt; was sie dir auf ihrem Sterbebette gesagt und um was sie dich gebeten hat. Erzähle dabei

auch von deinem Großvater! Erzähle, wie er deiner Mutter nicht verzeihen wollte, und wie sie dich in ihrer Todesstunde zu ihm schickte, damit er zu ihr käme und ihr verziehe, und wie er es nicht wollte, und wie sie starb. Erzähle alles, alles! Und wenn du das alles erzählst, dann wird der alte Mann das im tiefsten Herzen empfinden. Er weiß ja, daß Alexei die arme Natalja heute im Stich gelassen hat, und daß sie erniedrigt und beschimpft zurückgeblieben ist, einsam, ohne Schutz und Hilfe, den Schmähungen ihres Feindes preisgegeben. Er weiß das alles . . . Nelly! Rette Natalja! Willst du mit mir hinfahren?"

„Ja“, antwortete sie; sie atmete schwer und sah mich mit einem seltsamen Blicke starr und lange an; es lag in diesem Blicke eine Art von Vorwurf, und ich fühlte das in meinem Herzen.

Aber ich konnte von meinem Gedanken nicht ablassen. Ich glaubte zu fest an seinen Erfolg. Ich nahm Nelly bei der Hand, und wir gingen hinaus. Es war schon bald drei Uhr nachmittags. Eine dunkle Wolke rückte heran. In der ganzen letzten Zeit war das Wetter heiß und stickig gewesen; aber jetzt ließ sich irgendwo in der Ferne der Donner des ersten Frühlingsgewitters vernehmen. Der Wind fuhr durch die staubigen Straßen.

Wir setzten uns in eine Droschke. Während der ganzen Fahrt schwieg Nelly und sah mich nur von Zeit zu Zeit mit demselben seltsamen, rätselhaften Blicke an. Ihre Brust ging heftig auf und nieder, und da ich sie in der Droschke um den Leib faßte, um sie festzuhalten, so fühlte ich, wie ihr kleines Herzchen unter meiner Hand so stark schlug, als ob es hinauspringen wollte.

Siebentes Kapitel

Der Weg erschien mir endlos. Schließlich aber kamen wir doch ans Ziel, und ich trat bei den alten Leuten mit bangem Herzen ein. Ich wußte nicht, wie ich aus ihrem Hause herauskommen würde; aber ich wußte, daß ich alles, was nur irgend in meinen Kräften stand, tun mußte, um Verzeihung und Versöhnung herbeizuführen.

Es war schon drei Uhr durch. Die alten Leute saßen wie gewöhnlich allein. Nikolai Sergejewitsch war sehr niedergeschlagen und krank; er saß, in halb liegender Stellung ausgestreckt, auf seinem bequemen Lehnstuhl, blaß und kraftlos, den Kopf mit einem Tuche umbunden. Anna Andrejewna saß neben ihm, befeuchtete ihm von Zeit zu Zeit die Schläfen mit Essig und sah ihm fortwährend mit einem forschenden, schmerzlichen Blicke ins Gesicht, was den Alten anscheinend sehr beunruhigte und sogar ärgerte. Er schwieg hartnäckig, und sie wagte nicht, ihn anzureden. Unser plötzliches Kommen überraschte sie beide. Anna Andrejewna bekam einen ordentlichen Schreck, als sie mich und Nelly erblickte, und sah uns im ersten Augenblicke so an, als ob sie sich plötzlich irgendwelcher Schuld bewußt würde.

„Da bringe ich Ihnen meine Nelly“, sagte ich beim Eintritt. „Sie hat es sich überlegt und wünscht jetzt selbst, zu Ihnen zu ziehen. Nehmen Sie sie freundlich auf und haben Sie sie lieb! . . .“

Der Alte sah mich mißtrauisch an, und schon aus seinem Blicke konnte ich abnehmen, daß ihm alles bekannt war, nämlich daß Natalja jetzt bereits allein, einsam und verlassen und vielleicht sogar schon Kränkungen ausgesetzt

sei. Es lag ihm sehr daran, den geheimen Grund unseres Kommens zu durchschauen, und er sah mich und Nelly fragend an. Nelly zitterte und drückte meine Hand fest mit der ihrigen, schaute zur Erde und warf nur ab und zu wie ein gefangenes Tierchen einen ängstlichen Blick um sich. Aber Anna Andrejewna sammelte sich bald und erriet den Zusammenhang: sie eilte lebhaft auf Nelly zu, küßte und liebkostete sie, begann sogar zu weinen, wies ihr mit großer Zärtlichkeit einen Platz neben sich an und ließ Nellys Hand nicht aus der ihrigen. Nelly sah sie neugierig und mit einer gewissen Verwunderung von der Seite an.

Aber nachdem die alte Frau Nelly gestreichelt und neben sich gesetzt hatte, wußte sie nicht, was sie nun weiter tun sollte, und sah mich mit naiver Erwartung an. Der Alte machte ein finsternes Gesicht und mochte beinahe erraten, zu welchem Zwecke ich Nelly hergebracht hatte. Als er sah, daß ich seine unzufriedene Miene und seine gerunzelte Stirn bemerkte, führte er seine Hand an den Kopf und sagte kurz zu mir:

„Ich habe Kopfschmerzen, Iwan.“

Wir saßen immer noch da und schwiegen; ich überlegte, wie ich die Sache nun anfangen sollte. Im Zimmer war es dunkel; die schwarze Gewitterwolke rückte höher herauf, und es war von neuem ein fernes Donnerrollen zu hören.

„Für ein Gewitter ist es noch recht früh in diesem Jahre“, sagte der Alte. „Aber ich erinnere mich, im Jahre siebenunddreißig war in unserer Gegend noch früher ein Gewitter.“

Anna Andrejewna seufzte.

„Soll ich nicht den Samowar aufstellen?“ fragte sie schüchtern; aber niemand antwortete ihr, und so wandte

sie sich wieder an Nelly. „Wie heißt du denn, liebes Kind?“ fragte sie sie.

Nelly nannte mit leiser Stimme ihren Namen und ließ den Kopf noch tiefer herabsinken. Der Alte blickte sie unverwandt an.

„Das heißt Jelena, nicht wahr?“ fuhr die alte Frau, lebhafter werdend, fort.

„Ja“, antwortete Nelly.

Und wieder folgte ein minutenlanges Schweigen.

„Deine Schwester Praskowja Andrejewna hatte auch eine Tochter, die Jelena hieß und Nelly genannt wurde“, sagte Nikolai Sergejewitsch. „Ich erinnere mich.“

„Und nun hast du, liebes Kind, gar keine Angehörigen mehr, weder Vater noch Mutter?“ fragte Anna Andrejewna wieder.

„Nein“, flüsterte Nelly kurz und ängstlich.

„Ich habe es gehört, ich habe es gehört. Ist denn deine liebe Mutter schon lange tot?“

„Nein, noch nicht lange.“

„Du mein liebes Kind, du arme Waise!“ fuhr die Alte fort und blickte sie voll Mitleid an.

Nikolai Sergejewitsch trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tische.

„Deine liebe Mutter war eine Ausländerin, nicht wahr? So erzähltest du ja wohl, Iwan Petrowitsch?“ setzte die alte Frau ihre schüchternen Fragen fort.

Nelly ließ ihre schwarzen Augen eilig zu mir hinlaufen, wie wenn sie mich um Hilfe anriefe. Sie atmete ungleichmäßig und mühsam.

„Ihre Mutter, Anna Andrejewna,“ begann ich, „war die Tochter eines Engländers und einer Russin, so daß

sie eher eine Russin genannt werden muß; Nelly aber ist im Auslande geboren.“

„Wie ist denn das gekommen, daß ihre Mutter mit ihrem Manne ins Ausland gefahren ist?“

Nelly wurde auf einmal dunkelrot. Die alte Frau merkte sofort, daß sie mit dieser Frage einen Fehler gemacht hatte, und zuckte unter dem zornigen Blicke ihres Mannes zusammen. Er sah sie streng an und wandte sich dann von ihr ab zum Fenster.

„Ihre Mutter ist von einem schlechten, gemeinen Menschen betrogen worden“, sagte er, indem er sich plötzlich wieder zu Anna Andrejewna hinwandte. „Sie fuhr mit ihm von ihrem Vater weg und übergab das Geld ihres Vaters ihrem Liebhaber, der es von ihr durch Betrug herausgelockt hatte; dieser brachte sie ins Ausland, bestahl sie und ließ sie im Stich. Ein guter Mensch nahm sich ihrer an und half ihr bis zu seinem Tode. Als er gestorben war, kehrte sie vor zwei Jahren zu ihrem Vater zurück. So hast du ja wohl erzählt, Swan?“ fragte er kurz.

Nelly stand in größter Aufregung von ihrem Plaze auf und wollte zur Thür gehen.

„Komm her, Nelly!“ sagte der alte Mann und streckte ihr endlich die Hand entgegen. „Setz dich hierher, setz dich neben mich; hierher; setz dich!“

Er beugte sich zu ihr, küßte sie auf die Stirn und streichelte ihr leise den Kopf. Nelly zitterte am ganzen Leibe; aber sie beherrschte sich. Anna Andrejewna sah mit Rührung und freudiger Hoffnung, daß ihr Nikolai Sergejewitsch endlich die Waise liebte.

„Ich weiß, Nelly, daß ein schlechter, sittenloser Mensch deine Mutter zugrunde gerichtet hat; aber ich weiß auch,

daß sie ihren Vater liebte und achtete“, sagte der alte Mann in starker Erregung und fuhr fort, Nellys Kopf zu streicheln; er hatte es sich nicht versagen können, uns in diesem Augenblicke diese Herausforderung entgegenzuschleudern.

Eine leichte Röte überzog seine blassen Wangen; aber er bemühte sich, uns nicht anzusehen.

„Mama liebte den Großvater mehr, als der Großvater sie liebte“, sagte Nelly schüchtern, aber in festem Tone, ebenfalls bemüht, niemanden anzublicken.

„Woher weißt du denn das?“ fragte der Alte scharf; er konnte sich wie ein Kind nicht beherrschen und schien sich selbst seiner Aufwallung sogleich zu schämen.

„Ich weiß es“, erwiderte Nelly kurz. „Er nahm Mama nicht auf und . . . trieb sie von sich . . .“

Ich sah, daß Nikolai Sergejewitsch sich anschickte, etwas zu sagen, zu erwidern, z. B. zu sagen, daß der Alte seine Tochter verdientermaßen nicht aufgenommen habe; aber er sah uns an und schwieg.

„Wo habt ihr denn dann gewohnt, wenn euch der Großvater nicht aufnahm?“ fragte Anna Andrejewna, in der auf einmal der eigensinnige Wunsch erwachte, gerade bei diesem Thema zu verbleiben.

„Als wir angekommen waren, suchten wir den Großvater lange,“ antwortete Nelly, „aber wir konnten ihn gar nicht finden. Mama sagte mir damals, daß der Großvater früher sehr reich gewesen sei und eine Fabrik habe anlegen wollen, daß er aber nun sehr arm sei, weil der, mit dem Mama weggefahren sei, ihr das ganze Geld des Großvaters weggenommen und nicht wiedergegeben habe. Das hat sie mir selbst gesagt.“

„Hm!“ sagte der Alte zur Erwiderung.

„Und sie sagte mir noch,“ fuhr Nelly fort, die immer lebhafter wurde und in Wirklichkeit Nikolai Sergejewitschs Zweifel widerlegen wollte, sich aber äußerlich an Anna Andrejewna wandte, „sie sagte mir, der Großvater sei auf sie sehr zornig, und sie selbst habe sich gegen ihn sehr schwer vergangen, und sie habe jetzt auf der ganzen Welt niemanden als den Großvater. Und wenn sie mir das sagte, weinte sie immer . . . ‚Er wird mir nicht verzeihen,‘ sagte sie, schon als wir hierher fuhren; ‚aber wenn er dich sieht, wird er dich vielleicht liebgewinnen und um deinetwillen auch mir verzeihen.‘ Mama liebte mich sehr, und wenn sie so redete, küßte sie mich immer; aber zum Großvater zu gehen, davor fürchtete sie sich sehr. Sie lehrte mich auch für den Großvater beten und betete selbst für ihn und erzählte mir noch vieles, wie sie früher mit dem Großvater gelebt habe, und wie der Großvater sie sehr lieb gehabt habe, lieber als alles andre auf der Welt. Sie habe ihm abends etwas auf dem Klavier vorgespielt und ihm Bücher vorgelesen, und der Großvater habe sie geküßt und ihr viele Sachen geschenkt . . . alles mögliche habe er ihr geschenkt, und einmal hätten sie sich deswegen sogar erzürnt, an Mamas Namenstage. Der Großvater habe nämlich gedacht, Mama wisse noch nicht, was er ihr schenken werde; Mama habe es aber schon längst gewußt. Mama habe gern ein Paar Ohrringe haben wollen, und der Großvater habe sie immer absichtlich zu täuschen gesucht und gesagt, er werde ihr keine Ohrringe schenken, sondern eine Brosche. Und als er nun die Ohrringe gebracht und gesehen habe, daß Mama es schon wußte, daß es Ohrringe sein würden und nicht eine Brosche, da habe

er sich sehr darüber geärgert, daß Mama es vorher gewußt habe, und habe einen halben Tag lang nicht mit ihr gesprochen; aber dann sei er von selbst gekommen und habe sie geküßt und um Verzeihung gebeten . . .“

Nelly erzählte sehr eifrig, und es spielte sogar eine leichte Röte auf ihren blassen, franken Wangen.

Offenbar hatte ihre Mama oftmals mit ihrer kleinen Nelly von ihren früheren glücklichen Tagen gesprochen, wenn sie im Kellergeschoß in ihrem Verschlage saß und ihr Töchterchen (den einzigen Trost, der ihr im Leben geblieben war) umarmte und küßte und, sich über sie beugend, weinte. Und sie hatte dabei nicht geahnt, wie stark diese ihre Erzählungen auf das krankhaft empfindliche, früh entwickelte Gemüt des franken Kindes wirkten.

Aber Nelly, die sich von ihrer Erzählung hatte hinreißen lassen, kam auf einmal zur Besinnung, blickte mißtrauisch im Kreise herum und verstummte. Der Alte runzelte die Stirn und trommelte von neuem auf dem Tische; in Anna Andrejewnas Augen schimmerten ein paar Tränchen, die sie schweigend mit dem Taschentuche wegwischte.

„Mama kam hier sehr krank an“, fügte Nelly leise hinzu. „Sie hatte heftige Brustschmerzen. Wir suchten den Großvater lange und konnten ihn nicht finden; wir selbst wohnten im Kellergeschoß, in einem Verschlage.“

„Eine Kranke in einem Verschlage im Kellergeschoß!“ rief Anna Andrejewna.

„Ja . . . in einem Verschlage . . .“ antwortete Nelly. „Mama war arm. Mama sagte mir,“ fügte sie, lebhafter werdend, hinzu, „es sei keine Sünde, arm zu sein; eine Sünde sei es, reich zu sein und anderen Unrecht zu tun . . . Sie sei von Gott gestraft worden.“

„Ihr wohntet wohl auf der Wasili-Insel? Das war wohl bei Frau Bubnowa, nicht wahr?“ fragte der Alte, sich an mich wendend, und suchte einen gewissen lässigen Ton in seine Frage zu legen. Er fragte, als sei es ihm peinlich, so stumm dazusitzen.

„Nein, nicht dort; zuerst wohnten wir in der Mjeschtschanskaja-Straße“, erwiderte Nelly. „Da war es sehr dunkel und feucht,“ fuhr sie nach kurzem Stillschweigen fort, „und Mama wurde sehr krank; aber sie konnte damals noch gehen. Ich wusch ihr die Wäsche; sie aber weinte viel. Da wohnte auch eine alte Kapitänswitwe und ein pensionierter Beamter; der kam immer betrunken nach Hause, und jede Nacht machte er Geschrei und Lärm. Ich fürchtete mich sehr vor ihm. Mama nahm mich zu sich ins Bett und umarmte mich und zitterte manchmal selbst am ganzen Leibe, wenn der Beamte schrie und schimpfte. Einmal wollte er die Kapitänswitwe prügeln; die war aber eine ganz alte Frau und ging am Stock. Meiner Mama tat sie leid, und sie trat für sie ein; da schlug der Beamte auch Mama, und ich den Beamten . . .“

Nelly hielt inne. Die Erinnerung regte sie heftig auf; ihre Augen funkelten.

„Herr du mein Gott!“ rief Anna Andrejewna; sie fühlte sich von der Erzählung im höchsten Grade gefesselt und verwandte kein Auge von Nelly, die sich hauptsächlich an sie wandte.

„Damals ging Mama aus“, fuhr Nelly fort, „und nahm mich mit. Das war am Tage. Wir gingen immer auf den Straßen umher bis zum Abend, und Mama weinte immer und ging immer weiter und führte mich an der Hand. Ich war sehr müde; auch hatten wir den ganzen

Tag über nichts gegessen. Mama aber redete immer mit sich selbst, und zu mir sagte sie immer: „Bleibe arm, Nelly, und wenn ich sterbe, so höre auf niemanden und auf nichts. Geh zu keinem Menschen; bleib allein und arm und arbeite, und wenn du keine Arbeit hast, dann bitte um Almosen, aber zu ihnen gehe nicht!“ Als es schon ganz dämmrig war, überschritten wir eine große Straße; auf einmal rief Mama: „Asor, Asor!“ und ein großer Hund, ohne Haare, kam zu Mama gelaufen und winselte und stürzte auf sie zu; Mama aber erschrak heftig, wurde blaß, schrie auf und warf sich vor einem hochgewachsenen alten Manne auf die Knie, der mit einem Stocke ging und zur Erde blickte. Und dieser hochgewachsene alte Mann war der Großvater, und er war so hager und hatte so schlechte Kleider an. Da sah ich den Großvater zum erstenmal. Der Großvater war ebenfalls sehr erschrocken und war ganz blaß geworden, und als er sah, daß Mama ihm zu Füßen lag und seine Knie umfaßte, da riß er sich los und stieß Mama von sich und stampfte mit dem Stocke auf die Steine und ging schnell von uns weg. Asor blieb noch bei uns und heulte immer und leckte Mama; dann lief er zum Großvater hin, faßte ihn am Rockschöß und wollte ihn zurückziehen; aber der Großvater schlug ihn mit dem Stocke. Asor wollte wieder zu uns laufen; aber der Großvater rief ihn; da lief er dem Großvater nach und heulte immer. Mama aber lag da wie tot; um uns herum sammelten sich Leute; auch die Polizei kam. Ich schrie immer und suchte Mama aufzuheben. Endlich stand sie auf, blickte um sich und folgte mir. Ich führte sie nach Hause. Die Leute sahen uns noch lange nach und wiegten immer die Köpfe hin und her. . .“

Nelly hielt inne, um Atem zu schöpfen und Kraft zu sammeln. Sie war sehr blaß; aber in ihrem Blicke funkelte eine feste Entschlossenheit. Es war deutlich, daß sie entschlossen war, nun auch alles, alles zu sagen. Sie hatte in diesem Augenblicke sogar etwas Herausforderndes an sich.

„Nun ja,“ bemerkte Nikolai Sergejewitsch mit unsicherer Stimme und in gereiztem, scharfem Tone; „nun ja, deine Mutter hatte ihren Vater schwer gekränkt, und er hatte sie verdientermaßen verstoßen . . .“

„Das hat Mama zu mir auch gesagt,“ fiel Nelly ebenfalls in scharfem Tone ein; „und als wir damals nach Hause gingen, sagte sie immer: ‚Das ist dein Großvater, Nelly; ich habe mich gegen ihn schwer vergangen, und er hat mich verflucht; dafür bestraft mich Gott jetzt.‘ Und jenen ganzen Abend und die ganzen folgenden Tage sagte sie immer dasselbe. Aber sie redete, als ob sie von sich selbst nichts wüßte . . .“

Der Alte schwieg.

„Und wie seid ihr denn dann in die andere Wohnung gekommen?“ fragte Anna Andrejewna, die immer noch leise weinte.

„Mama wurde noch in derselben Nacht recht krank, und die Kapitänswitwe fand die Wohnung bei Frau Bubnowa, und am dritten Tage zogen wir um und die Kapitänswitwe mit uns; und nach dem Umzuge wurde Mama ganz bettlägerig und lag drei Wochen lang krank, und ich pflegte sie. Das Geld war uns völlig ausgegangen; die Kapitänswitwe und Iwan Alexandrowitsch halfen uns.“

„Das ist der Sargtischler, bei dem sie wohnten“, fügte ich zur Erklärung hinzu.

„Als aber Mama wieder vom Bette aufstand und zu gehen anfing, da erzählte sie mir auch von Asor.“

Nelly hielt inne. Der Alte schien sich darüber zu freuen, daß das Gespräch auf Asor überging.

„Was hat sie dir denn von Asor erzählt?“ fragte er. Er beugte sich in seinem Lehnstuhl noch mehr nach vorn, als ob er sein Gesicht noch mehr verbergen und uns nur von unten sehen wolle.

„Sie redete immer zu mir vom Großvater,“ antwortete Nelly; „in ihrer Krankheit sprach sie immer von ihm, und auch wenn sie irre redete, war er immer der Gegenstand. Als sie nun in der Genesung war, da erzählte sie mir, wie sie früher gelebt hatte . . . und da erzählte sie auch von Asor. Es hatten nämlich einmal am Flusse vor der Stadt Jungen diesen Asor an einem Strick hinter sich hergeschleppt, um ihn zu ertränken, und Mama hatte ihnen Geld gegeben und ihnen Asor abgekauft. Als der Großvater Asor erblickt hatte, hatte er furchtbar über ihn gelacht. Aber Asor war wieder entlaufen. Mama hatte angefangen zu weinen; der Großvater war darüber ganz erschrocken gewesen und hatte gesagt, er wolle demjenigen, der Asor wiederbringe, hundert Rubel geben. Am dritten Tage wurde er wieder gebracht; der Großvater bezahlte die hundert Rubel und gewann seitdem Asor lieb. Mama aber liebte ihn so, daß sie ihn sogar mit in ihr Bett nahm. Sie erzählte mir, Asor sei früher mit Komödianten auf den Straßen herumgezogen und habe verstanden aufzuwarten und einem Affen als Reittier zu dienen und mit einem Gewehr zu exerzieren und sonst noch vieles. Und als Mama von dem Großvater wegging, da behielt der Großvater Asor bei sich und ging immer mit ihm, so daß Mama, als sie

damals auf der Straße Asor erblickte, auch sogleich wußte, daß der Großvater da sein müsse . . .“

Der Alte hatte offenbar etwas anderes über Asor zu hören erwartet und machte ein immer finstrieres Gesicht. Er stellte von nun an keine Fragen mehr.

„Und seitdem habt ihr also den Großvater nicht mehr zu sehen bekommen?“ fragte Anna Andrejewna.

„Doch; als Mama in der Genesung war, da traf ich den Großvater wieder. Ich ging zum Bäcker, um Brot zu holen: auf einmal sah ich einen Mann mit Asor; ich sah näher hin und erkannte den Großvater. Ich trat zur Seite und drückte mich an ein Haus. Der Großvater blickte mich an, betrachtete mich lange und sah so schrecklich aus, daß ich große Angst vor ihm hatte; dann ging er vorbei; Asor aber erinnerte sich meiner und begann neben mir umherzuspringen und mir die Hände zu lecken. Ich lief, so schnell ich nur konnte, nach Hause; dabei blickte ich mich noch einmal um und sah, daß der Großvater in den Bäckerladen hineinging. Da dachte ich: gewiß erkundigt er sich nach mir, und ich bekam noch mehr Angst, und als ich nach Hause kam, sagte ich Mama nichts davon, damit Mama nicht wieder krank würde. Ich selbst aber ging am andern Tage nicht zum Bäcker, sondern sagte, ich hätte Kopfschmerzen; und als ich am darauffolgenden Tage hinging, da begegnete ich niemandem und fürchtete mich schrecklich, so daß ich den ganzen Weg lief. Und wieder einen Tag später ging ich hin, und sowie ich um die Ecke herumkam, stand da der Großvater mit Asor vor mir. Ich lief weg, bog in eine andere Straße ein und näherte mich dem Bäckerladen von der andern Seite: da stieß ich plötzlich wieder gerade auf den Großvater und bekam einen

solchen Schreck, daß ich auf dem Fleck stehen blieb und nicht weitergehen konnte. Der Großvater stellte sich vor mich hin und sah mich wieder lange an, und dann streichelte er mir den Kopf, nahm mich bei der Hand und führte mich, und Asor folgte uns und wedelte mit dem Schwanze. Da sah ich erst, daß der Großvater gar nicht mehr gerade gehen konnte und sich immer auf den Stock stützte, und daß ihm die Hände fortwährend zitterten. Er führte mich zu einem Straßenhändler, der an der Ecke saß und Pfefferkuchen und Äpfel feilhielt. Der Großvater kaufte einen Hahn und einen Fisch von Pfefferkuchen und ein Stück Zuckerwerk und einen Apfel, und als er das Geld aus dem Lederbeutelchen nahm, da zitterten seine Hände sehr, und es fiel ihm ein Fünfsopekenstück hin, und ich hob es ihm auf. Er schenkte mir dieses Fünfsopekenstück und gab mir den Pfefferkuchen und das andere und streichelte mir den Kopf; aber er sagte wieder nichts, sondern ging von mir weg nach Hause.

„Als ich dann zu Mama kam, erzählte ich ihr alles von dem Großvater, und wie ich zuerst vor ihm Angst gehabt und mich vor ihm versteckt hatte. Mama glaubte mir zuerst nicht; aber dann freute sie sich so, daß sie mich den ganzen Abend über ausfragte, mich küßte und weinte; und als ich ihr alles erzählt hatte, da befahl sie mir im voraus, ich solle mich nie vor dem Großvater fürchten; der Großvater habe mich offenbar lieb, wenn er so absichtlich komme, um mich zu sehen. Und sie hieß mich freundlich gegen den Großvater sein und mit ihm sprechen. Und am nächsten Tage schickte sie mich am Vormittage mehrmals aus, obgleich ich ihr sagte, daß der Großvater immer erst gegen Abend komme. Sie selbst aber folgte

mir in einiger Entfernung und versteckte sich hinter einer Ecke, und am andern Tage ebenso; aber der Großvater kam nicht. Aber an diesen Tagen regnete es, und Mama erkältete sich sehr, weil sie immer mit mir auf die Straße gegangen war, und sie mußte sich wieder hinlegen.

„Der Großvater aber kam erst nach einer Woche wieder und kaufte mir wieder einen Fisch und einen Apfel und sagte wieder kein Wort. Aber als er von mir fortgegangen war, ging ich ihm heimlich nach; denn das hatte ich mir im voraus so ausgedacht, um zu erfahren, wo er wohnte, und es Mama zu sagen. Ich ging in ziemlicher Entfernung auf der andern Seite der Straße, so daß der Großvater mich nicht sah. Er wohnte aber sehr weit, nicht dort, wo er nachher gewohnt hat und gestorben ist, sondern in der Gorochowaja-Straße, ebenfalls in einem großen Hause, im vierten Stock. Ich brachte alles in Erfahrung und kehrte erst spät nach Hause zurück. Mama war in großer Angst gewesen, weil sie nicht gewußt hatte, wo ich war. Als ich ihr aber alles erzählte, da freute Mama sich wieder sehr und wollte sogleich zum Großvater gehen, gleich am nächsten Tage; aber am nächsten Tage wurde sie bedenklich und ängstlich und fürchtete sich ganze drei Tage lang und ging nicht hin. Aber dann rief sie mich zu sich und sagte: ‚Höre, Nelly, ich bin jetzt krank und kann nicht hingehen; aber ich habe einen Brief an deinen Großvater geschrieben; geh zu ihm hin und gib ihm den Brief! Und gib acht, Nelly, was er für ein Gesicht macht, wenn er ihn liest, und was er sagt, und was er tut; und falle vor ihm auf die Knie, küsse ihm die Hand und bitte ihn, er möchte deiner Mama verzeihen...‘ Und Mama weinte sehr und küßte mich immer und bekreuzte mich für

den Weg und betete, und ich mußte mit ihr vor dem Heiligenbilde niederknien, und obgleich sie sehr krank war, begleitete sie mich doch bis an das Thor unseres Hauses, und als ich mich umwandte, stand sie immer noch da und sah mir nach, wie ich hinging . . .

„Ich kam zum Großvater und öffnete die Thür, die keinen Vorlegehaken hatte. Der Großvater saß am Tische und aß Brot mit Kartoffeln, und Asor stand vor ihm, sah zu, wie er aß, und wedelte mit dem Schwanze. Auch in jener Wohnung des Großvaters waren die Fenster klein und trüb, und im Zimmer stand nur ein Tisch und ein Stuhl. Da wohnte er ganz allein. Als ich eintrat, erschrak er so, daß er blaß wurde und anfing zu zittern. Ich erschrak ebenfalls und sagte nichts, sondern trat nur an den Tisch heran und legte den Brief darauf. Sowie der Großvater den Brief erblickte, wurde er so zornig, daß er aufsprang, den Stock ergriff und gegen mich ausholte; aber er schlug mich nicht, sondern führte mich nur auf den Flur hinaus und stieß mich weg. Ich war noch nicht die erste Treppe hinuntergestiegen, als er die Thür noch einmal aufmachte und mir den Brief uneröffnet nachwarf. Ich ging nach Hause und erzählte alles. Da mußte Mama sich wieder ins Bett legen . . .“

Achstes Kapitel

In diesem Augenblicke erscholl ein starker Donnerschlag, und der Regen schlug in kräftigem Gusse gegen die Scheiben; im Zimmer wurde es dunkel. Die alte Frau hatte einen argen Schreck bekommen und bekreuzte sich. Wir alle schwiegen auf einmal.

„Es wird gleich vorübergehen“, sagte der Alte, indem er nach dem Fenster blickte; dann stand er auf und ging im Zimmer auf und ab.

Nelly verfolgte ihn mit schrägen Blicken. Sie befand sich in einer außerordentlichen, krankhaften Aufregung. Ich sah das; aber sie vermied es, mich anzusehen.

„Nun, und was geschah dann weiter?“ fragte der Alte, indem er sich wieder in seinen Lehnstuhl setzte.

Nelly blickte ängstlich um sich.

„Also hast du deinen Großvater dann nicht wieder gesehen?“

„Doch, ich habe ihn gesehen . . .“

„Ja, ja, erzähle, mein liebes Kind, erzähle!“ fiel Anna Andrejewna ein.

„Ich sah ihn drei Wochen lang nicht wieder,“ begann Nelly, „bis zum Anfang des Winters. Da wurde es kalt und schneite. Als ich den Großvater an der früheren Stelle wiedertraf, freute ich mich sehr; denn Mama grämte sich darüber, daß er nicht mehr kam. Sobald ich ihn erblickte, lief ich absichtlich auf die andere Seite der Straße, damit er sehen sollte, daß ich vor ihm wegliefte. Aber ich blickte mich um, und da sah ich, daß der Großvater zuerst mir schnell nachging und dann sogar zu laufen anfing, um mich einzuholen, und immer rief: ‚Nelly, Nelly!‘ Und Asor lief hinter ihm her. Er dauerte mich, und ich blieb stehen. Der Großvater kam heran und nahm mich bei der Hand und ging neben mir her, und als er sah, daß ich weinte, blieb er stehen, sah mich an, beugte sich zu mir herab und küßte mich. Da sah er, daß ich schlechte Schuhe anhatte, und fragte mich, ob ich keine anderen hätte. Da sagte ich ihm sogleich, daß Mama gar kein Geld hätte,

und daß unsere Wirtöleute uns nur aus Mitleid etwas zu essen gäben. Der Großvater sagte nichts dazu; aber er führte mich auf den Markt und kaufte mir ein Paar Schuhe und befahl mir, sie gleich da anzuziehen, und dann führte er mich in seine Wohnung nach der Gorochowaja-Straße; vorher aber ging er noch in einen Laden und kaufte eine Pastete und zwei Stücke Zuckerwerk, und als wir zu ihm nach Hause kamen, sagte er, ich sollte die Pastete essen, und sah mir zu, während ich aß; und dann gab er mir das Zuckerwerk. Asor aber hatte die Pfoten auf den Tisch gelegt und bat auch um ein Stückchen Pastete, und ich gab ihm etwas ab, und der Großvater lachte. Dann nahm er mich, stellte mich vor sich hin, streichelte mir den Kopf und fragte, ob ich etwas gelernt hätte, und was ich wüßte. Ich sagte es ihm, und er befahl mir, ich sollte, wenn es mir irgend möglich wäre, täglich um drei Uhr zu ihm kommen; er wolle mich dann selbst unterrichten. Darauf sagte er mir, ich solle mich umdrehen und durch das Fenster sehen, bis er sagen würde, daß ich mich wieder zu ihm hinwenden dürfe. Ich stellte mich auch so hin; aber heimlich drehte ich mich um und sah, daß er sein Kopfkissen an der einen unteren Ecke auftrennte und vier Rubel herausnahm. Als er sie herausgenommen hatte, brachte er sie mir und sagte: „Das ist für dich allein.“ Ich wollte das Geld schon nehmen; aber dann bedachte ich mich und sagte: „Wenn es für mich allein sein soll, dann nehme ich es nicht.“ Der Großvater wurde auf einmal zornig und sagte: „Nun, dann nimm es und mach damit, was du willst! Geh weg!“ Ich ging hinaus, und er küßte mich diesmal nicht.

„Als ich nach Hause kam, erzählte ich alles Mama. Mit Mama aber wurde es immer schlechter und schlechter.

Zu dem Sargtischler kam ein Student der Medizin; der behandelte Mama ärztlich und verschrieb ihr etwas zum Einnehmen.

„Ich aber ging häufig zum Großvater hin: Mama wünschte es. Der Großvater kaufte ein Neues Testament und ein Geographiebuch und unterrichtete mich; manchmal erzählte er mir auch, was für Länder es auf der Erde gibt, und was für Menschen darin wohnen, und was für Meere es gibt, und was früher alles geschehen ist, und wie Christus uns alle erlöst hat. Wenn ich selbst ihn nach etwas fragte, so freute er sich sehr; darum fragte ich ihn auch häufig, und er erzählte mir alles und sprach auch viel von Gott. Manchmal aber lernten wir nicht, sondern spielten mit Asor: Asor hatte mich sehr liebgewonnen, und ich lehrte ihn, über den Stock springen, und der Großvater lachte und streichelte mir immer den Kopf. Aber lachen tat der Großvater nur selten. Manchmal sprach er viel; aber dann verstummte er plötzlich wieder und saß da, als ob er eingeschlafen wäre; aber die Augen waren offen. So saß er bis zur Dämmerung; in der Dämmerung aber sah er so furchtbar aus, so alt . . . Und manchmal wieder, wenn ich zu ihm kam, saß er auf seinem Stuhle in Gedanken versunken und hörte nichts, und Asor lag neben ihm. Ich wartete und wartete und hustete; aber der Großvater blickte nicht auf. So ging ich denn wieder weg. Zu Hause aber wartete Mama immer schon ungeduldig auf mich; sie lag im Bette, und ich erzählte ihr alles, alles, so daß es darüber Nacht wurde; aber ich redete immer noch vom Großvater, und sie hörte zu: was er heute getan hatte, und was er mir erzählt hatte, was für Geschichten, und was er mir für eine Aufgabe aufgegeben

hatte. Und wenn ich von Asor anfing, daß ich ihn hatte über den Stock springen lassen, und daß der Großvater gelacht hatte, dann fing auch sie auf einmal an zu lachen, und sie lachte manchmal lange und freute sich und ließ es mich noch einmal wiederholen und fing dann an zu beten. Ich aber dachte immer: ‚Wie geht das zu? Mama hat den Großvater so sehr lieb und er sie gar nicht,‘ und als ich wieder zum Großvater kam, erzählte ich ihm absichtlich, wie lieb Mama ihn hätte. Er hörte das an, machte aber ein so zorniges Gesicht; er hörte es an, ohne ein Wort zu sagen; dann fragte ich ihn noch, woher denn das komme, daß Mama ihn so lieb habe und immer nach ihm frage, und er sich niemals nach Mama erkundige. Der Großvater wurde sehr böse und jagte mich vor die Thür; ich wartete ein Weilchen vor der Thür, und da machte er auf einmal die Thür wieder auf und rief mich zurück; aber er war immer noch zornig und schwieg. Als wir aber dann anfangen, das Neue Testament zu lesen, da fragte ich wieder, wie denn das zugehe, daß Jesus Christus gesagt habe: ‚Liebet euch untereinander und verzeiht die Beleidigungen!‘ und er Mama nicht verzeihen wolle. Da sprang er auf und schrie, das habe Mama mir eingelernt, stieß mich zum zweitenmal hinaus und sagte, ich solle mich jetzt nie wieder erdreisten, zu ihm zu kommen. Ich erwiderte ihm aber, ich würde jetzt schon von selbst nicht mehr zu ihm kommen, und ging von ihm weg . . . Aber der Großvater zog am folgenden Tage in eine andere Wohnung . . .“

„Ich habe es ja gesagt, daß der Regen bald vorübergehen werde; da ist er auch schon vorbei, da kommt schon die Sonne . . . sieh nur, Swan!“ sagte Nikolai Sergejewitsch, sich zum Fenster wendend.

Anna Andrejewna sah ihn höchst erstaunt an, und auf einmal blitzte ein Gefühl der Empörung in den Augen der bisher so friedlichen, schüchternen alten Frau auf. Schweigend faßte sie Nelly bei der Hand und setzte sie auf ihren Schoß.

„Erzähle du deine Geschichte mir, mein Engel, mir!“ sagte sie. „Ich werde dir zuhören. Mögen diejenigen, die ein hartes Herz haben . . .“

Sie sprach den Satz nicht zu Ende und brach in Tränen aus. Nelly richtete erstaunt und erschrocken ihre Blicke auf mich. Der Alte sah mich an, zuckte ein wenig mit den Achseln, wandte sich aber sogleich wieder ab.

„Fahre nur fort, Nelly!“ sagte ich.

„Ich ging drei Tage lang nicht zum Großvater hin,“ begann Nelly von neuem; „aber während dieser Zeit verschlimmerte sich Mamas Zustand. Unser Geld war zu Ende, so daß wir keine Medizin kaufen konnten; und auch zu essen hatten wir nichts; denn die Wirtleute hatten ebenfalls nichts und machten uns Vorwürfe, daß wir auf ihre Kosten lebten. Da stand ich am Morgen des dritten Tages auf und fing an, mich anzukleiden. Mama fragte, wohin ich gehen wolle. Ich sagte: ‚Zum Großvater, ihn um Geld bitten‘, und sie freute sich; denn ich hatte ihr erzählt, wie er mich weggejagt hatte, und hatte ihr gesagt, ich wolle nicht mehr zu ihm hingehen, obwohl sie geweint und mir zugeredet hatte zu gehen. Ich kam hin und erfuhr, daß der Großvater umgezogen sei, und ging nach dem neuen Hause, um ihn da zu suchen. Als ich zu ihm in die neue Wohnung kam, sprang er auf, stürzte auf mich los und stampfte mit den Füßen, und ich sagte ihm kurz, daß Mama sehr krank sei, daß wir Geld zu Medizin

brauchten, fünfzig Kopfen, und daß wir nichts zu essen hätten. Der Großvater schrie mich an und stieß mich auf die Treppe hinaus und machte hinter mir die Thür mit dem Haken zu. Aber als er mich hinausstieß, hatte ich ihm gesagt, ich würde mich auf die Treppe setzen und nicht eher fortgehen, als bis er mir Geld gebe. Ich setzte mich auch wirklich auf die Treppe. Nach einer Weile machte er die Thür auf und sah, daß ich noch dasaß, und machte sie wieder zu. Dann verging längere Zeit; da machte er wieder auf, sah wieder nach mir und machte wieder zu. Und so machte er noch viele Male die Thür auf und sah hinaus. Endlich kam er mit Asor heraus, schloß die Thür zu und ging an mir vorbei aus dem Hause, ohne ein Wort zu sagen. Auch ich sagte kein Wort und blieb so sitzen und saß bis zum Dunkelwerden.“

„Du mein liebes Kind,“ rief Anna Andrejewna; „aber es war ja doch kalt auf der Treppe!“

„Ich hatte ein Pelzmäntelchen an“, antwortete Nelly.

„Was hilft so ein Pelzmäntelchen . . . du liebes Kind! Was hast du alles aushalten müssen! Nun, und was tat er, dein Großvater?“

Nellys Lippen fingen an zu zucken; aber sie nahm sich mit einer außerordentlichen Anstrengung zusammen.

„Er kam, als es schon ganz dunkel war, stieß an mich, als er in seine Wohnung gehen wollte, und rief: ‚Wer ist da?‘ Ich antwortete, daß ich es sei. Er hatte gewiß geglaubt, ich sei schon längst weggegangen, und als er nun sah, daß ich immer noch da war, war er sehr erstaunt und blieb lange vor mir stehen. Auf einmal schlug er mit dem Stock auf die Stufen, lief zu seiner Thür, schloß sie auf, brachte mir einen Augenblick darauf eine Anzahl Kupfer-

münzen, lauter Fünfkopfenstücke, heraus und warf sie mir auf die Treppe. ‚Da hast du,‘ schrie er; ‚nimm es hin; das ist alles, was ich habe; und sage deiner Mutter, daß ich sie verfluche!‘ Und damit schlug er die Thür zu. Die Kupferstücke aber rollten die Treppe hinunter. Ich begann, sie in der Dunkelheit aufzusammeln; dem Großvater war es offenbar nachträglich zum Bewußtsein gekommen, daß er die Geldstücke so hingestreut hatte und es mir im Dunkeln wohl schwer sein würde, sie alle aufzusammeln; denn er machte seine Thür auf und brachte eine Kerze heraus, und bei deren Schein bekam ich alles bald zusammen. Der Großvater half mir auch selbst suchen und sagte mir, es müßten im ganzen siebenzig Kopfen sein; dann ging er wieder weg. Als ich nach Hause gekommen war, gab ich das Geld Mama und erzählte ihr alles, und mit Mama ging es immer schlechter, und auch ich selbst war die ganze Nacht krank und hatte am andern Tage ebenfalls Fieber. Aber ich hatte nur einen einzigen Gedanken; denn ich war böse auf den Großvater, und als Mama eingeschlafen war, ging ich auf die Straße, nach Großvaters Wohnung zu, und stellte mich, ehe ich ganz hingekommen war, auf eine Brücke. Da kam der. . .“

„Sie meint Archipow,“ sagte ich; „das ist der Mensch, von dem ich Ihnen schon gesagt habe, Nikolai Sergejewitsch, daß er mit einem Kaufmann zusammen bei Frau Bubnowa war und da durchgeprügelt wurde. Nelly sah ihn damals zum ersten Male. . . Fahr fort, Nelly!“

„Ich hielt ihn an und bat ihn um Geld, um einen Rubel. Er sah mich an und fragte: ‚Einen Rubel?‘ Ich sagte: ‚Ja.‘ Da lachte er und sagte zu mir: ‚Komm mit mir mit!‘ Ich wußte nicht, ob ich mitgehen sollte; auf einmal trat

ein alter Herr mit einer goldenen Brille heran; er hatte gehört, wie ich um einen Rubel gebeten hatte, beugte sich zu mir und fragte, wozu ich denn durchaus so viel haben wollte. Ich sagte ihm, Mama sei krank, und wir brauchten so viel Geld zur Medizin. Er erkundigte sich, wo wir wohnten, schrieb es sich auf und gab mir einen Rubelschein. Der andere aber war, als er den alten Herrn mit der Brille gesehen hatte, weggegangen und forderte mich nicht mehr auf, mit ihm mitzukommen. Ich ging in einen Laden und wechselte den Rubel in Kupfermünzen; dreißig Kopfen wickelte ich in ein Stückchen Papier und steckte sie für Mama in die Tasche; die andern siebenzig Kopfen aber wickelte ich nicht in das Papier, sondern ich behielt sie absichtlich fest in der Hand und ging zum Großvater. Als ich zu ihm kam, machte ich die Thür auf, trat auf die Schwelle, holte mit dem Arm aus und warf ihm das ganze Geld hin, so daß es auf dem Fußboden umherrollte. „Da, nehmen Sie Ihr Geld wieder!“ sagte ich zu ihm. „Mama kann Ihr Geld nicht brauchen, da Sie sie verflucht haben!“ Dann schlug ich die Thür zu und lief sogleich davon.“

Ihre Augen funkelten, und sie sah den alten Mann mit naiv herausfordernder Miene an.

„Das war recht“, sagte Anna Andrejewna, ohne Nikolai Sergejewitsch anzusehen, und drückte Nelly fest an sich. „Das war ihm ganz recht; dein Großvater war ein böser, hartherziger Mensch . . .“

„Hm!“ machte Nikolai Sergejewitsch.

„Nun, und was geschah dann weiter, was geschah dann weiter?“ fragte Anna Andrejewna ungeduldig.

„Ich ging seitdem nicht mehr zum Großvater, und er kam nicht mehr zu mir“, antwortete Nelly.

„Aber wie ging es denn nun dir und deiner Mama? Ach, ihr Armen, ihr Armen!“

„Mit Mama wurde es immer schlechter, und sie stand nur noch selten vom Bette auf“, fuhr Nelly fort, und ihre Stimme zitterte und stockte. „Geld hatten wir nicht mehr, und so fing ich denn an, mit der Kapitänswitwe auszugehen. Diese ging in die Häuser und bat um Almosen, und auch auf der Straße hielt sie gutgekleidete Leute mit solchen Bitten an; davon lebte sie. Sie sagte mir, sie sei keine gewöhnliche Bettlerin, sondern habe Papiere, in denen ihr Stand angegeben sei und auch geschrieben stehe, daß sie arm sei. Diese Papiere zeigte sie immer vor, und daraufhin gaben ihr die Leute Geld. Sie sagte mir auch, alle Menschen um Unterstützung zu bitten, sei keine Schande. Ich ging mit ihr zusammen, und wir erhielten milde Gaben; davon lebten wir. Mama erfuhr davon; denn die Tischlerleute machten ihr Vorwürfe, daß sie eine Bettlerin sei; Frau Bubnowa aber kam selbst zu Mama und sagte, sie solle mich doch lieber zu ihr hingeben, statt mich betteln zu lassen. Sie war auch schon früher zu Mama gekommen und hatte ihr Geld gebracht; und als Mama es von ihr nicht angenommen hatte, da hatte Frau Bubnowa gesagt: ‚Warum sind Sie so stolz?‘ und hatte ihr Essen geschickt. Aber als sie jetzt das von mir sagte, erschrak Mama heftig und fing an zu weinen, und Frau Bubnowa schimpfte auf sie (denn sie war betrunken) und sagte, daß ich sowieso schon eine Bettlerin sei und mit der Kapitänswitwe ginge, und jagte gleich an demselben Abend die Kapitänswitwe aus dem Hause. Als Mama alles erfahren hatte, brach sie in Tränen aus; dann stand sie plötzlich vom Bette auf, zog sich an, nahm mich bei der

Hand und ging mit mir zur Thür. Iwan Alexandrowitsch wollte sie zurückhalten; aber sie hörte nicht auf ihn, und wir gingen hinaus. Mama konnte kaum gehen und mußte sich alle Augenblicke auf der Straße hinsetzen, und ich stützte sie immer. Mama sagte fortwährend, sie wolle zum Großvater gehen, und ich möchte sie hinführen; aber es war schon längst Nacht geworden. Auf einmal kamen wir in eine große Straße; da fuhren vor einem Hause schöne Equipagen vor, und es stiegen viele Leute aus, und alle Fenster waren hell erleuchtet, und man hörte Musik. Mama blieb stehen, faßte mich an der Schulter und sagte zu mir: „Nelly, bleib arm; bleib dein ganzes Leben lang arm; geh nicht zu ihnen hin, wer auch immer dich ruft und zu dir kommt. Auch du könntest dort sein und viel Geld haben und ein schönes Kleid tragen; aber ich will das nicht. Das sind böse, hartherzige Menschen; mein Gebot ist dieses: bleibe arm, arbeite und bitte um Almosen; — aber wenn jemand kommt, um dich zu holen, dann sage: Ich will nicht zu Ihnen!“ Das hat Mama zu mir gesagt, als sie krank war, und ich will ihr mein ganzes Leben lang gehorchen,“ fügte Nelly, vor Aufregung zitternd, das Gesichtchen von Blut übergossen, hinzu, „und ich werde mein ganzes Leben lang dienen und arbeiten, und auch zu Ihnen bin ich gekommen, um zu dienen und zu arbeiten, und ich will nicht die Stellung einer Tochter einnehmen . . .“

„Nicht doch, nicht doch, mein Herzchen, nicht doch!“ rief die alte Frau und umarmte Nelly herzlich. „Deine Mama war ja damals krank, als sie das sagte.“

„Irrsinnig war sie“, bemerkte der Alte in scharfem Tone.

„Mag sie auch irrsinnig gewesen sein“, erwiderte Nelly, sich heftig an ihn wendend. „Mag sie auch irrsinnig gewesen sein; sie hat es mir so befohlen, und so werde ich mein ganzes Leben lang handeln. Und als sie mir das gesagt hatte, fiel sie in Ohnmacht.“

„Herr du mein Gott!“ schrie Anna Andrejewna auf. „Krank, und auf der Straße, im Winter! . . .“

„Man wollte uns nach der Polizei bringen; aber ein Herr nahm sich unser an, fragte mich, wo wir wohnten, gab mir zehn Rubel und sagte, ich sollte Mama in seinem Wagen zu uns nach Hause bringen. Nachher ist Mama nicht mehr vom Bette aufgestanden, und nach drei Wochen starb sie . . .“

„Und ihr Vater? Also hat er ihr nicht verziehen?“ rief Anna Andrejewna.

„Nein, er hat ihr nicht verziehen“, erwiderte Nelly, sich mit qualvoller Anstrengung zusammennehmend. „Eine Woche vor ihrem Tode rief mich Mama zu sich und sagte: ‚Nelly, geh noch einmal zum Großvater, zum letztenmal, und bitte ihn, er möchte zu mir kommen und mir verzeihen; sage ihm, ich würde in wenigen Tagen sterben und ließe dich allein auf der Welt zurück. Und sage ihm noch, das Sterben werde mir schwer . . .‘ Ich ging hin und klopfte bei dem Großvater an; er machte auf, und als er mich erblickte, wollte er die Thür sogleich wieder vor mir zumachen; aber ich klammerte mich mit beiden Händen an der Thür fest und rief ihm zu: ‚Mama liegt im Sterben; sie läßt Sie rufen; kommen Sie zu ihr!‘ Aber er stieß mich weg und schlug die Thür zu. Ich kehrte zu Mama zurück, legte mich neben sie, umarmte sie und sagte nichts. Mama umarmte mich auch und stellte keine Frage . . .“

Hier stützte sich Nikolai Sergejewitsch schwerfällig mit der Hand auf den Tisch und stand auf; aber nachdem er einen seltsamen, trüben Blick über uns alle hatte hingleiten lassen, ließ er sich wieder kraftlos in seinen Lehnstuhl zurücksinken. Anna Andrejewna sah ihn nicht mehr an, sondern umarmte Nelly schluchzend . . .

„Und dann am letzten Tage rief mich Mama, bevor sie starb, gegen Abend zu sich, faßte mich bei der Hand und sagte: ‚Ich werde heute sterben, Nelly‘; sie wollte noch etwas sagen, war aber dazu nicht mehr imstande. Ich sah sie an; aber sie schien mich nicht mehr zu sehen; sie hielt nur meine Hand fest in ihren Händen. Ich zog leise meine Hand heraus und lief aus dem Hause, und den ganzen Weg über lief ich, so schnell ich konnte, und lief zum Großvater. Als er mich erblickte, sprang er vom Stuhle auf und sah mich an und erschrak so, daß er ganz blaß wurde und am ganzen Leibe zitterte. Ich ergriff ihn bei der Hand und sagte nur ganz kurz: ‚Sie stirbt gleich.‘ Da fing er auf einmal an im Zimmer hin und her zu rennen, ergriff seinen Stock und lief mir nach; er vergaß sogar seinen Hut, und es war doch kalt. Ich nahm den Hut und setzte ihn ihm auf, und wir liefen zusammen aus dem Hause. Ich trieb ihn zur Eile an und sagte, er möchte doch eine Droschke nehmen, weil Mama gleich sterben werde; aber der Großvater hatte im ganzen nur sieben Kopfen in seinem Besitze. Er hielt einige Droschkenkutscher an und handelte mit ihnen; aber sie lachten nur über ihn, und auch über Asor lachten sie, der mit uns mitlief, und wir liefen immer weiter und weiter. Der Großvater wurde müde und konnte nur mühsam atmen; aber doch beeilte er sich, soviel er nur konnte, und lief. Auf einmal fiel er

hin, und der Hut flog ihm vom Kopfe. Ich hob ihn auf, setzte ihn ihm wieder auf den Kopf und führte ihn an der Hand; erst kurz vor Einbruch der Nacht kamen wir zu uns nach Hause . . . Aber Mama lag schon tot da. Als der Großvater sie sah, schlug er die Hände zusammen, fing an zu zittern, beugte sich über sie und sagte kein Wort. Da trat ich zu meiner toten Mama heran, faßte den Großvater bei der Hand und rief ihm zu: „Da, du grausamer, böser Mensch, nun sieh her! . . . Sieh her!“ Da schrie der Großvater auf und fiel wie tot auf den Fußboden.“

Nelly sprang auf, machte sich von Anna Andrejewnas Armen frei und stand blaß, erschöpft und in höchster Erregung mitten unter uns. Aber Anna Andrejewna eilte auf sie zu, schlang von neuem die Arme um sie und rief wie in Verzückung:

„Ich, ich werde jetzt deine Mutter sein, Nelly, und du mein Kind! Ja, Nelly, laß uns fortgehen; verlassen wir all diese grausamen, schlechten Menschen! Mögen sie sich aus dem Urtheile anderer Menschen nichts machen; aber Gott, Gott wird es ihnen heimzahlen . . . Komm, Nelly, komm weg von hier, laß uns fortgehen! . . .“

Niemals, weder vorher noch nachher, habe ich sie in einem solchen Zustande gesehen, und ich hätte nicht gedacht, daß sie sich jemals in solcher Erregung befinden könne. Nikolai Sergejewitsch richtete sich in seinem Lehnstuhl gerade, erhob sich ein wenig und fragte mit stockender Stimme:

„Wo willst du hin, Anna Andrejewna?“

„Zu ihr, zu meiner Tochter, zu Natalja!“ rief sie und zog Nelly hinter sich her nach der Thür zu.

„Halt, halt, warte einen Augenblick!“

„Wozu soll ich noch warten, du hartherziger, böser Mensch! Ich habe lange genug gewartet, und sie hat lange genug gewartet; jetzt lebe wohl! . . .“

Nach dieser Antwort drehte die alte Frau sich noch einmal um, blickte nach ihrem Manne hin und wurde starr vor Staunen. Nikolai Sergejewitsch stand vor ihr, hatte seinen Hut ergriffen und mühte sich mit seinen zitternden, kraftlosen Händen eilig, seinen Paletot anzuziehen.

„Du . . . du willst auch mit mir mitkommen?“ rief sie, die Hände faltend, und sah ihn zweifelnd an, als ob sie an ein so großes Glück gar nicht zu glauben wage.

„Natalja, wo ist meine Natalja? Wo ist sie? Wo ist meine Tochter?“ rang es sich endlich wie ein Schrei aus der Brust des alten Mannes. „Gebt mir meine Natalja wieder! Wo, wo ist sie?“

Er ergriff den Krückstock, den ich ihm reichte, und eilte zur Thür.

„Er hat ihr verziehen! Er hat ihr verziehen!“ rief Anna Andrejewna.

Aber der alte Mann gelangte nicht bis zur Schwelle. Die Thür wurde hastig aufgerissen, und Natalja stürzte ins Zimmer herein, blaß, mit fieberhaft glänzenden Augen. Ihr Kleid war verdrückt und vom Regen durchnäßt. Das Tüchelchen, das sie sich um den Kopf gebunden hatte, war ihr in den Nacken gerutscht, und in ihren verwirrten, dichten Haarsträhnen funkelten große Regentropfen. Sie kam hereingelaufen, erblickte ihren Vater, fiel aufschreiend vor ihm auf die Knie und streckte die Arme nach ihm aus.

Neuntes Kapitel

Aber er hielt sie schon in seinen Armen! . . .

Er hatte sie umfaßt, hob sie wie ein kleines Kind in die Höhe, trug sie zu seinem Lehnstuhl, setzte sie hinein und fiel selbst vor ihr auf die Knie. Er küßte ihre Hände, ihre Füße; er küßte Natalja eilig und betrachtete sie wieder eilig, als könne er immer noch nicht glauben, daß sie wieder bei ihm sei, daß er sie wieder sehe und höre, sie, seine Tochter, seine Natalja. Anna Andrejewna umarmte ihre Tochter schluchzend, drückte deren Kopf an ihre Brust und verharrte regungslos in dieser Umschlingung, unfähig ein Wort zu sagen.

„Mein Herzchen! . . . Mein süßes Leben! . . . Du meine Freude! . . .“ stammelte der Alte unzusammenhängend, ergriff Nataljas Hände und blickte wie ein Verliebter in ihr blaßes, mageres, aber schönes Gesichtchen und in ihre Augen, in denen Tränen glänzten. „Du meine Freude, du mein Kind!“ wiederholte er und verstummte dann wieder und schaute sie wie in einem Andachtsrausche an. „Wie hat man mir nur sagen können, daß sie ganz mager geworden sei!“ sagte er hastig, immer noch vor ihr kniend und sich mit einem kindlichen Lächeln zu uns umwendend. „Ein bißchen schmaler sieht sie aus, das ist richtig, ein bißchen blaß; aber seht sie doch einmal an, wie hübsch sie ist! Noch schöner, als sie früher war, ja, noch schöner!“ fügte er hinzu und verstummte unwillkürlich infolge jener aus Schmerz und Freude gemischten Empfindung, bei der einem beinah das Herz zerspringt.

„Stehen Sie auf, Papa! So stehen Sie doch auf!“ sagte Natalja. „Ich möchte Sie ja doch auch küssen . . .“

„O mein liebes, gutes Kind! Hörst du wohl, hörst du wohl, liebe Anna, wie hübsch sie das gesagt hat?“

Und er umarmte sie krampfhaft.

„Mein, Natalja, ich, ich muß so lange zu deinen Füßen liegen, bis mein Herz fühlt, daß du mir verziehen hast; denn verdienen kann ich jetzt niemals, niemals, daß du mir verzeihst! Ich habe dich verstoßen, ich habe dich verflucht; hörst du wohl, Natalja, ich habe dich verflucht, — und ich habe das übrige Herz gebracht! . . . Aber du, du, Natalja: hast du das glauben können, daß ich dich verflucht hätte? Du hast es geglaubt, ja, du hast es geglaubt! Das durftest du nicht glauben! Du hättest es nicht glauben sollen, es einfach nicht glauben sollen! Du grausames Herzchen! Warum bist du nicht zu mir gekommen? Du wüßtest ja, daß ich dich freundlich aufnehmen würde . . . O Natalja, du erinnerst dich doch, wie lieb ich dich früher gehabt habe: nun, aber jetzt und während dieser ganzen Zeit habe ich dich noch einmal so lieb, tausendmal so lieb gehabt wie früher. Ich liebe dich mit jeder Faser meines Herzens! Ich möchte mir das Herz aus dem Leibe reißen und dir zu Füßen legen! . . . O du meine Lebensfreude!“

„Küssen Sie mich doch auf den Mund, Sie Grausamer; küssen Sie mich doch auf das Gesicht, so wie mich Mama küßt!“ rief Natalja mit matter, schwacher, von Tränen der Freude halb erstickter Stimme.

„Und auf die lieben Augen! Und auf die lieben Augen! Erinnerst du dich noch, wie ich es früher immer tat“, sagte der Alte nach einer langen, wonnigen Umarmung mit seiner Tochter. „O Natalja! hast du denn auch wohl manchmal von uns geträumt? Ich habe von dir fast jede Nacht geträumt, und jede Nacht bist du zu mir gekommen,

und ich habe um dich geweint. Und einmal kamst du als kleines Mädchen; erinnerst du dich? als du eben erst zehn Jahre alt warst und eben erst anfingst, Klavier zu spielen; du kamst in einem kurzen Kleidchen, mit hübschen Schuhen und mit roten Händchen . . . sie hatte ja doch damals solche rote Händchen, weißt du noch, liebe Anna? Du kamst zu mir und setztest dich auf meinen Schoß und umarmtest mich . . . Und du, und du, du böses Mädchen, du hast denken können, ich hätte dich verflucht, und ich würde dich nicht aufnehmen, wenn du zu mir kämest! Und dabei bin ich (hörst du wohl, Natalja?), dabei bin ich so oft zu dir hingegangen; deine Mutter hat es nicht gewußt, und kein Mensch hat es gewußt; und da stand ich dann unter deinen Fenstern und wartete; einen halben Tag lang habe ich manchmal auf dem Trottoir bei deiner Haustür gewartet, ob du nicht herauskommen würdest, damit ich dich auch nur von weitem sähe! Und abends brannte bei dir manchmal eine Kerze auf dem Fensterbrett; wie oft bin ich da abends zu dir gegangen, Natalja, um wenigstens nach deiner Kerze hinzusehen, um wenigstens deinen Schatten am Fenster zu erblicken und dich für die Nacht zu segnen. Hast du mich auch für die Nacht gesegnet? Hast du an mich gedacht? Hat dein Herzchen es gefühlt, daß ich da unter deinem Fenster stand? Und wie oft bin ich im Winter spät abends deine Treppe hinaufgestiegen, habe auf dem dunklen Flur gestanden und durch die Thür gehorcht, ob ich nicht dein liebes Stimmchen hören könnte! Lachst du mich nicht aus? Und ich hätte dich verflucht? Ich war ja neulich abends zu dir gegangen, um dir zu sagen, daß ich dir verziehe, und erst an der Thür bin ich wieder umgekehrt . . . O Natalja!"

Er stand auf, hob sie aus dem Lehnstuhl in die Höhe und drückte sie fest und innig an sein Herz.

„Sie ist hier; sie ist wieder an meinem Herzen!“ rief er. „Oh, ich danke dir, Gott, für alles, für alles, für deinen Zorn und für deine Gnade! Und für deine Sonne, die jetzt nach dem Gewitter wieder auf uns herniederstrahlt! Für dieses ganze Glück danke ich dir! Oh, wenn wir auch erniedrigt und beleidigt sind; aber wir sind doch wieder zusammen; mögen die stolzen, hochmütigen Menschen, die uns erniedrigt und beleidigt haben, jetzt immerhin triumphieren! Mögen sie uns mit Steinen werfen! Fürchte dich nicht, Natalja! . . . Wir werden Arm in Arm gehen, und ich werde ihnen sagen: ‚Das ist meine teure, geliebte Tochter, das ist meine unschuldige Tochter, die ihr beleidigt und erniedrigt habt, aber die ich liebe und für alle Ewigkeit segne!‘“

„Iwan, Iwan! . . .“ sagte Natalja mit schwacher Stimme und streckte mir aus der Umarmung des Vaters ihre Hand hin.

Oh, nie werde ich es vergessen, daß sie in diesem Augenblicke sich meiner erinnerte und mich rief!

„Wo ist denn Nelly?“ fragte der Alte, um sich schauend.

„Ach, wo ist sie denn?“ rief die alte Frau. „Mein liebes Kind! Wir haben sie ja ganz vergessen!“

Aber sie war nicht im Zimmer; sie war unbemerkt ins Schlafzimmer geschlüpft. Wir gingen alle dorthin. Nelly stand in einem Winkel hinter der Thür und suchte sich ängstlich vor uns zu verstecken.

„Nelly, was ist dir, mein Kind?“ rief der Alte und wollte sie umarmen.

Aber sie sah ihn lange eigentümlich an . . .

„Mama, wo ist meine Mama?“ sagte sie wie geistesabwesend. „Wo ist meine Mama?“ schrie sie noch einmal und streckte ihre zitternden Hände nach uns aus.

Auf einmal brach ein schrecklicher, entsetzlicher Schrei aus ihrer Brust hervor; ein krampfhaftes Zucken lief über ihr Gesicht, und sie fiel in einem furchtbaren Anfall auf den Fußboden . . .

Epilog

Letzte Erinnerungen

Es war Mitte Juni. Ein heißer, schwüler Tag. In der Stadt war es nicht auszuhalten: überall Staub, Kalkgeruch, Baugerüste, glühendes Pflaster, von üblen Ausdünstungen verpestete Luft . . . Aber da (o Freude!) donnerte es irgendwo in der Ferne; allmählich verdunkelte sich der Himmel; der Wind erhob sich und trieb ganze Wolken von Straßenstaub vor sich her. Einzelne dicke Regentropfen klatschten schwer auf die Erde nieder, und dann war es, als ob der ganze Himmel berste, und ein wahrer Strom von Wasser ergoß sich über die Stadt. Als nach einer halben Stunde wieder die Sonne schien, öffnete ich das Fenster meiner Dachstube und sog begierig die frische Luft in meine müde Brust tief ein. In meinem Freudenrausche wollte ich schon die Feder hinwerfen, meine ganze Arbeit und den Verleger selbst im Stich lassen und zu „meinen Leuten“ nach der Wasili-Insel laufen. Aber obgleich die Versuchung groß war, überwand ich sie doch und machte mich mit einer Art von Mut von neuem an meine Schreiberei: ich mußte unter allen Umständen fertig werden! Der Verleger befahl, und sonst gab er mir kein Geld. Man erwartete mich allerdings dort auf der Wasili-Insel jetzt vergebens; aber dafür war ich dann am Abend frei, völlig frei, wie der Vogel in der Luft, und ich sagte mir, der heutige Abend werde mich für diese letzten zwei Tage und zwei Nächte entschädigen, in denen ich drei und einen halben Druckbogen geschrieben hatte.

Und nun war die Arbeit endlich fertig; ich warf die Feder hin und erhob mich; ich fühlte einen Schmerz im Rücken

und in der Brust und eine Benommenheit im Kopfe. Ich wußte, daß in diesem Augenblicke mein Nervensystem auf's äußerste angegriffen war, und glaubte noch die letzten Worte zu hören, die mein alter Arzt zu mir gesagt hatte: „Mein, solche Anstrengungen kann auch die beste Konstitution nicht aushalten; das ist ein Ding der Unmöglichkeit!“ Indessen, vorläufig war es noch möglich! Der Kopf war mir schwindlig, und ich konnte kaum auf den Beinen stehen; aber Freude, eine grenzenlose Freude erfüllte mein Herz. Meine Novelle war vollständig fertig, und ich sagte mir, daß der Verleger, obwohl ich bei ihm stark in Vorschuß war, mir doch wenigstens etwas geben werde, wenn er die Beute in seinen Händen sehe, wenigstens fünfzig Rubel, und ich hatte seit langer, langer Zeit nicht so viel Geld in meinen Händen gehabt. Freiheit und Geld! . . . Voller Entzücken griff ich nach meinem Hute, nahm das Manuscript unter den Arm und lief Hals über Kopf, um unseren verehrten Alexander Petrowitsch noch zu Hause zu finden.

Ich traf ihn noch an, wiewohl er eben im Fortgehen war. Er hatte seinerseits soeben eine nicht literarische, aber dafür sehr profitable Spekulation zum Abschluß gebracht, begleitete einen brünetten kleinen Juden, mit dem er zwei ganze Stunden lang in seinem Arbeitszimmer gesessen hatte, endlich hinaus, reichte mir nun höflich die Hand und erkundigte sich mit seiner weichen, lebenswürdigen Baßstimme nach meinem Befinden. Er war ein herzenguter Mensch, und ich war ihm, ohne Scherz gesagt, sehr zu Dank verpflichtet. Was konnte er dafür, daß er in der Literatur sein ganzes Leben lang „nur“ Verleger gewesen war? Er hatte begriffen, daß die Literatur einen Verleger nötig hatte, und er hatte das sehr zur

rechten Zeit begriffen; dafür sei ihm Ehre und Ruhm, — natürlich von der Art, wie es einem Verleger zukommt.

Er hörte mit einem Lächeln der Befriedigung, daß die Novelle fertig und die nächste Nummer seiner Zeitschrift auf diese Art in ihrem Hauptbestandteil sichergestellt sei, sprach seine Bewunderung darüber aus, wie ich es angefangen hätte, etwas rechtzeitig fertigzustellen, und machte dabei einige sehr liebenswürdige Witze. Darauf ging er an seinen eisernen Geldschrank, um mir die versprochenen fünfzig Rubel zu geben, reichte mir unterdessen ein dickes Heft eines anderen, gegnerischen Journals hin und machte mich auf einige Zeilen in der Abteilung für Kritik aufmerksam, wo auch über meine letzte Novelle ein paar Worte gesagt waren.

Ich sah hinein: es war ein Artikel des „Merkers“. Ich wurde darin nicht eigentlich gescholten, aber auch nicht eigentlich gelobt. Aber der „Merker“ sagte unter anderm, meine Schriften pflegten „nach Schweiß zu riechen“, d. h. ich vergösse bei ihrer Abfassung so viel Schweiß, mühte mich so lange ab, nähme so viele Umarbeitungen und Überarbeitungen vor, daß das abstoßend wirke.

Der Verleger und ich mußten beide laut lachen. Ich teilte ihm mit, daß meine vorige Novelle in zwei Nächten verfaßt sei, und daß ich jetzt in zwei Tagen und zwei Nächten drei und einen halben Druckbogen geschrieben hätte; wenn das der „Merker“ wüßte, der mir übermäßige Sorgfalt und pedantische Langsamkeit beim Arbeiten zum Vorwurf machte!

„Aber an Ihrem hastigen Arbeiten sind Sie doch selbst schuld, Iwan Petrowitsch. Warum trödeln Sie so lange, daß Sie zuletzt die Nächte hindurch arbeiten müssen?“

Alexander Petrowitsch war gewiß ein sehr liebenswürdiger Mensch, wiewohl er eine besondere Schwäche hatte: nämlich mit seinem literarischen Urtheil gerade denjenigen gegenüber großzutun, von denen er selbst vermutete, daß sie ihn völlig durchschauten. Aber ich hatte keine Lust, mit ihm über Literatur zu disputieren, sondern nahm das Geld hin und griff nach meinem Hute. Alexander Petrowitsch beabsichtigte, nach den Inseln zu fahren, wo er eine Sommerwohnung hatte, und als er hörte, daß ich nach der Wasili-Insel wolle, bot er mir großmütig an, mich in seinem Wagen hinzubringen.

„Ich habe nämlich ein neues Wägelchen; haben Sie es noch nicht gesehen? Ein allerliebsteß Ding!“

Wir gingen zur Haustür. Der Wagen war wirklich sehr hübsch, und Alexander Petrowitsch hatte in der ersten Zeit seines Besizes eine außerordentliche Freude an ihm und empfand sogar das seelische Bedürfnis, seine Bekannten darin mitfahren zu lassen.

Während der Fahrt erging sich Alexander Petrowitsch wieder mehrmals in Betrachtungen über die moderne Literatur. Vor mir genierte er sich nicht und wiederholte mit der größten Seelenruhe verschiedene fremde Gedanken, die er neuerdings von einem oder dem andern der Literaten gehört hatte, zu denen er Vertrauen hatte, und deren Urtheil er hochschätzte. Dabei begegnete es ihm manchmal, recht wunderliche Dinge hochzuschätzen. Es passierte ihm auch, daß er eine fremde Ansicht unrichtig wiedergab oder sie an eine falsche Stelle brachte, so daß ein Unsinn herauskam. Ich saß da, hörte schweigend zu und wunderte mich über die Mannigfaltigkeit und Launenhaftigkeit der menschlichen Leidenschaften. „Da ist nun ein Mensch,“ dachte

ich im stillen, „der weiter nichts tun sollte, als immer nur Geld zusammenzuscharren; aber nein, es verlangt ihn noch nach Ruhm, nach literarischem Ruhme, nach dem Ruhme eines guten Herausgebers und Kritikers.“

In diesem Augenblicke bemühte er sich, mir eingehend einen literarischen Gedanken auseinanderzusetzen, den er drei Tage vorher von mir selbst gehört, dessen Richtigkeit er damals mir selbst gegenüber heftig bestritten hatte, den er aber jetzt für seinen eigenen ausgab. Aber dem guten Alexander Petrowitsch begegnete eine solche Bergeßlichkeit alle Augenblicke, und er war wegen dieser harmlosen Schwäche bei all seinen Bekannten berühmt. Wie vergnügt war er jetzt, wo er in seinem eigenen Wagen sich selbst reden hören konnte, wie zufrieden mit seinem Schicksal, wie großmütig! Er führte ein wissenschaftliches Gespräch über Literatur, und sogar seine weiche, freundliche Bassstimme bekam dabei einen wissenschaftlichen Klang. Allmählich ging er zu einer scharfen Kritik über und sprach seine naive skeptische Überzeugung aus, daß weder in unserer Literatur noch in irgendeiner anderen bei jemand Ehrlichkeit und Bescheidenheit zu finden seien; es gäbe nur ein „Sich=gegenseitig=in=die=Fresse=schlagen“, besonders bei Beginn der Subskription. Ich dachte bei mir, daß Alexander Petrowitsch wohl auch geneigt sei, jeden ehrlichen, aufrichtigen Schriftsteller wegen dieser seiner Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit wenn nicht für einen kompletten Schaafskopf, so doch mindestens für töricht zu halten. Selbstverständlich entsprang dieses Urteil unmittelbar der außerordentlichen Herzensreinheit Alexander Petrowitschs.

Aber ich hörte ihm nicht mehr zu. Auf der Wasili=Insel ließ er mich aussteigen, und ich lief zu unseren Leuten.

Da war schon die dreizehnte Linie, und da war ihr Häuschen. Als Anna Andrejewna mich erblickte, drohte sie mir mit dem Finger und gab mir durch Armbewegungen zu verstehen, daß ich keinen Lärm machen solle.

„Nelly ist eben eingeschlafen, das arme Kind!“ flüsterte sie mir eilig zu. „Um Gottes willen, weck sie nicht auf! Gar zu schwach ist sie, die liebe Kleine! Wir sind in großer Sorge um sie. Der Arzt sagt, ihr Zustand sei vorläufig nicht bedenklich; aber aus dem ist ja nichts Gescheites herauszubekommen, aus deinem Arzte. Und schämst du dich denn gar nicht, Iwan Petrowitsch? Wir haben dich erwartet; zum Mittagessen haben wir dich erwartet . . . du hast dich ja zwei Tage lang nicht blicken lassen! . . .“

„Aber ich habe ja noch vorgestern gesagt, daß ich zwei Tage lang nicht kommen würde“, flüsterte ich Anna Andrejewna zu. „Ich mußte eine Arbeit fertigmachen . . .“

„Aber du hattest doch versprochen, heute zum Mittagessen zu kommen! Warum bist du denn nicht gekommen? Nelly ist expreß dazu aus dem Bett aufgestanden, das süße Engelnchen; wir haben sie in einen bequemen Lehnstuhl gesetzt und sie zum Mittagessen ins Eßzimmer getragen. ‚Ich will mit euch zusammen Iwan erwarten‘, sagte sie; aber wer nicht kam, war unser Iwan. Es ist ja bald sechs Uhr! Wo hast du dich denn herumgetrieben? Ja, ihr seid ein leichtsinniges Volk! Das vergebliche Warten hat sie so aufgeregt, daß ich gar nicht mehr wußte, wie ich sie beruhigen sollte . . . zum Glück ist sie eingeschlafen, das liebe Herz. Und nun ist auch noch Nikolai Sergejewitsch nach der Stadt gegangen (zum Tee wird er wieder zurück sein), und ich muß mich hier allein abquälen . . . Er bekommt

eine Stelle, Iwan Petrowitsch; aber wenn ich bedenke, daß es in Perm ist, dann überläuft es mich ganz kalt . . .“

„Und wo ist Natalja?“

„Im Gärtchen, lieber Iwan, im Gärtchen! Geh zu ihr! . . . Mit der ist's auch nicht ganz richtig . . . ich weiß nicht, was ich davon denken soll . . . Ach, Iwan Petrowitsch, es ist mir recht schwer ums Herz! Sie versichert, daß sie heiter und zufrieden sei; aber ich glaube es ihr nicht . . . Geh doch zu ihr hin, Iwan, und sag mir dann heimlich, was sie hat! . . . Hörst du wohl?“

Aber ich hörte nicht mehr nach Anna Andrejewna hin, sondern lief in den Garten. Dieser Garten gehörte zum Hause; er war ungefähr fünfundzwanzig Schritte lang und ebenso breit und ganz voll Grün. Es standen darin drei hohe, alte, breitwipflige Bäume, einige junge Birken, ein paar Fliedersträucher und Beißblattsträucher; ein Winkel war mit Himbeergebüsch bestanden; auch zwei Erdbeerbeete waren da, und zwei schmale, gewundene Steige zogen sich in der Länge und in der Quere durch das Gärtchen hindurch. Der Alte war von diesem Gärtchen ganz entzückt und versicherte, es würden in ihm bald auch Pilze wachsen. Die Hauptsache war, daß Nelly dieses Gärtchen lieb gewonnen hatte und oft im Lehnstuhl auf den Gartensteig hinausgetragen wurde; Nelly aber war jetzt der Abgott des ganzen Hauses. Aber da war ja auch Natalja; sie kam mir freudig entgegen und reichte mir die Hand. Wie mager und blaß sie war! Auch sie hatte sich nur mit Mühe von einer Krankheit erholt.

„Bist du nun ganz fertig, Iwan?“ fragte sie mich.

„Ganz und gar, ganz und gar! Nun bin ich für den ganzen Abend völlig frei.“

„Nun, Gott sei Dank! Hast du auch nicht zu eilig geschrieben, zum Schaden der Sache?“

„Was ist zu machen? Übrigens schadet das nichts. Bei mir bildet sich infolge solcher angestrengten Arbeit ein besonderer Reizzustand der Nerven heraus; ich denke dann klarer und lebhafter und empfinde tiefer, und sogar mein Stil wird geschmeidiger, so daß gerade bei angespannter Arbeit etwas Besseres herauskommt. Es ist alles in Ordnung . . .“

„Ach, Swau, Swau!“

Ich hatte gemerkt, daß Natalja sich in der letzten Zeit außerordentlich für meine literarischen Erfolge und für meinen Ruhm interessierte. Sie las alles, was ich im letzten Jahre hatte drucken lassen, noch einmal durch, erkundigte sich alle Augenblicke nach meinen weiteren Plänen, nahm eifrig Kenntniß von jeder Rezension, die über mich geschrieben wurde, ärgerte sich über einige derselben und wollte durchaus, daß ich in der Literatur eine hohe Stellung einnähme. Sie gab ihrem Wunsche so starken und energischen Ausdruck, daß ich über diese ihre Willensrichtung ganz verwundert war.

„Du wirst dich ausschreiben, Swau,“ sagte sie zu mir; „dadurch, daß du dir so Gewalt antust, wirst du dich ausschreiben; und außerdem wirst du deiner Gesundheit schaden. Da sieh einmal S*** an; der schreibt alle zwei Jahre eine Novelle; und N*** hat in zehn Jahren nur einen einzigen Roman geschrieben. Aber wie sorgsam ausgearbeitet und gefeilt sind dafür auch ihre Produkte! Da ist nicht die geringste Nachlässigkeit zu finden.“

„Ja, das mag sein; aber die befinden sich auch in gesünderer Lebensstellung und schreiben nicht für einen be-

stimmten Termin; ich dagegen bin ein Postklopfer! Na, aber das ist alles dummes Zeug! Lassen wir es beiseite, liebe Natalja! Nun, gibt es nichts Neues?"

„Doch, vieles. Erstens ein Brief von ihm.“

„Noch einer?"

„Ja, noch einer.“

Sie reichte mir einen Brief von Alexei. Es war schon der dritte nach der Trennung. Den ersten hatte er noch aus Moskau geschrieben, und zwar in einem Anfall von leidenschaftlicher Erregung. Er hatte ihr darin mitgeteilt, die Umstände hätten sich so gestaltet, daß es ihm schlechterdings unmöglich sei, von Moskau nach Petersburg zurückzukehren, wie das bei der Trennung in Aussicht genommen sei. In dem zweiten Briefe hatte er sich beeilt, sie zu benachrichtigen, daß er nächstens bei uns eintreffen werde, um sich schleunigst mit Natalja trauen zu lassen; das sei beschlossene Sache, und keine Gewalt der Erde könne es hindern. Dabei aber ging aus dem ganzen Tone des Briefes hervor, daß er sich in Verzweiflung befand, daß fremde Einwirkungen ihn bereits vollständig überwunden hatten, und daß er zu sich selbst kein Vertrauen mehr hatte. Er hatte darin unter anderm erwähnt, daß Katerina seine Vorsehung sei; sie sei die einzige, die ihn tröste und aufrechterhalte. Mit großem Interesse entfaltete ich seinen jetzigen dritten Brief.

Er füllte zwei Briefbogen, war in abgerissenen Sätzen, unordentlich, hastig und unleserlich geschrieben und von Tintenflecken und Tränen entstellt. Am Anfang dieses Briefes sagte Alexei sich von Natalja los und bat sie, ihn zu vergessen. Er bemühte sich, zu beweisen, daß ihre Verbindung unmöglich sei; fremde, feindliche Einflüsse seien

stärker als er; und schließlich sei es so auch das beste, da sie alle beide, er sowohl wie Natalja, unglücklich werden würden, weil sie nicht zueinander paßten. Aber er blieb nicht konsequent, ließ auf einmal all seine Erwägungen und Beweise außer acht und gestand, ohne die erste Hälfte seines Briefes zu zerreißen und wegzuworfen, unmittelbar dahinter, daß er sich Natalja gegenüber eines Verbrechens schuldig gemacht habe, daß er ein verlorener Mensch sei und nicht die Kraft besitze, dem Willen seines Vaters zu widerstehen, der jetzt auf das Land gekommen sei. Er schrieb, er sei nicht imstande, seine Qualen zu schildern; dann gestand er unter anderm, er fühle sich vollkommen dazu befähigt, Natalja glücklich zu machen; darauf begann er auf einmal zu beweisen, daß sie durchaus zueinander paßten, widerlegte heftig und ingrimmig die Gegen Gründe seines Vaters, entwarf voller Verzweiflung ein Bild des glückseligen Lebens, das ihm und Natalja bevorstände, wenn sie sich heirateten, verfluchte sich wegen seiner Schwachmütigkeit und — sagte ihr für immer Lebewohl! Der Brief war augenscheinlich unter Qualen geschrieben; bei seiner Abfassung hatte er offenbar nicht aus, nicht ein gewußt; mir kamen beim Durchlesen die Tränen in die Augen. Natalja reichte mir noch einen andern Brief, von Katerina. Dieser Brief war in ein und demselben Kuvert mit dem von Alexei gekommen, war aber besonders zugesiegelt gewesen. Katerina teilte ihr ziemlich kurz, in wenigen Zeilen, mit, daß Alexei in der That sehr traurig sei, viel weine und sich geradezu der Verzweiflung hingebende, ja sogar ein wenig krank sei; aber sie sei bei ihm, und er werde noch glücklich werden. Unter anderm bat Katerina, Natalja möge nicht denken, daß Alexei sich so bald trösten

könne, und daß seine Traurigkeit nicht ernst sei. „Er wird Sie niemals vergessen,“ fügte Katerina hinzu; „und er kann Sie auch schlechterdings niemals vergessen, weil er ein so gutes Herz hat; er liebt Sie grenzenlos und wird Sie immer lieben, und wenn er jemals aufhören sollte, Sie zu lieben, jemals aufhören sollte, bei der Erinnerung an Sie Schmerz zu empfinden, so würde ich selbst dafür sofort aufhören, ihn zu lieben . . .“

Ich gab Natalja die beiden Briefe zurück: wir wechselten einen Blick miteinander; aber keiner von uns sagte ein Wort. So war es auch bei den ersten beiden Briefen gewesen, und überhaupt vermieden wir es jetzt wie auf Verabredung, über die Vergangenheit zu reden. Sie litt unsäglich; das sah ich; aber selbst mir gegenüber mochte sie sich nicht aussprechen. Nach der Rückkehr ins Elternhaus hatte sie drei Wochen lang an einem Nervenfieber krank gelegen und sich erst jetzt einigermaßen erholt. Wir redeten sogar wenig über die nahe bevorstehende Veränderung unseres Lebens, obgleich sie wußte, daß ihr Vater eine Stelle bekommen sollte und wir uns bald voneinander trennen mußten. Trotzdem war sie gegen mich so zärtlich und aufmerksam, interessierte sich in dieser ganzen Zeit so für alles, was mich betraf, und hörte mit so beharrlicher, gespannter Aufmerksamkeit alles an, was ich ihr auf ihr Verlangen von mir erzählte, daß mir das zuerst sogar peinlich war: ich hatte die Empfindung, als wolle sie mich für die Vergangenheit entschädigen. Aber diese peinliche Empfindung verschwand schnell: ich erkannte, daß in ihr ein ganz anderes Gefühl lebendig war, daß sie mich einfach liebte, grenzenlos liebte, ohne mich nicht leben konnte und aus innerm Drange an allem, was mich betraf, Anteil

nahm; und ich glaube, nie hat eine Schwester einen Bruder so warm geliebt, wie mich Natalja liebte. Ich wußte sehr wohl, daß der Gedanke an unsere bevorstehende Trennung sie schwer bedrückte, und daß sie sich grämte; und sie wußte ebenfalls, daß ich nicht ohne sie leben konnte; aber wir redeten nicht davon, obwohl wir über die bevorstehenden Ereignisse eingehend miteinander sprachen . . .

Ich fragte nach Nikolai Sergejewitsch.

„Ich denke, er wird bald zurückkommen“, antwortete Natalja. „Er wollte zum Tee wieder hier sein.“

„Bemüht er sich denn immer noch wegen der Stelle?“

„Ja; übrigens ist es eigentlich schon sicher, daß er die Stelle bekommt; und ich glaube, er hatte heute gar keinen Anlaß, wegzugehen“, fügte sie nachdenklich hinzu. „Er hätte es auch bis morgen lassen können.“

„Warum ist er denn dann fortgegangen?“

„Weil ich den Brief erhalten hatte . . .“

„Er ist um mich so ängstlich besorgt,“ fügte Natalja nach einem kurzen Stillschweigen hinzu, „daß es mir geradezu peinlich ist, Swan. Ich glaube, er träumt sogar nur von mir. Ich bin überzeugt, daß er keinen anderen Gedanken hat als den, wie ich mich befinde, wie ich lebe, woran ich jetzt denke. Jeder Kummer, den ich habe, findet in seinem Herzen einen Widerhall. Ich sehe ja, in wie ungeschickter Weise er manchmal versucht, sich Gewalt anzutun und eine Miene zu machen, als gräme er sich nicht um mich; ich sehe, wie er sich vergnügt stellt und sich Mühe gibt, zu lachen und uns zum Lachen zu bringen. Mama glaubt bei solchen Gelegenheiten auch nicht an sein Lachen, kann sich aber nicht beherrschen und fängt an zu seufzen . . . Sie ist gar zu ungeschickt . . . Eine aufrichtige

Seele!" fügte sie lachend hinzu. „Siehst du, als ich nun heute die Briefe bekam, da hielt er sogleich für nötig wegzugehen, damit unsere Blicke sich nicht trafen . . . Ich liebe ihn mehr als mich selbst, mehr als alle Menschen in der Welt, Ivan," fügte sie hinzu, indem sie den Kopf sinken ließ und mir die Hand drückte, „sogar mehr als dich.“

Wir gingen zweimal im Garten auf und ab, bevor sie wieder anfang weiterzusprechen.

„Heute war Maslobojew bei uns und gestern ebenfalls“, sagte sie.

„Ja, er ist in der letzten Zeit recht oft zu euch gekommen.“

„Weißt du auch wohl, warum er herkommt? Mama glaubt an ihn, als ob er wer weiß was könnte. Sie denkt, er kenne all diese Dinge (na, ich meine die Gesetze und all so etwas), er kenne das alles so gut, daß er alles zu bewerkstelligen imstande sei. Was meinst du wohl, was ihr jetzt für ein Gedanke im Kopf herumgeht? Sie bedauert es im stillen sehr, daß ich nicht Fürstin geworden bin. Dieser Gedanke läßt ihr keine Ruhe, und wie es scheint, hat sie sich gegen Maslobojew darüber offen ausgesprochen. Mit dem Vater scheut sie sich davon zu reden; aber sie denkt, ob ihr Maslobojew nicht dabei irgendwie behilflich sein könne, ob es sich nicht auf gerichtlichem Wege erreichen lasse. Maslobojew widerspricht ihr anscheinend nicht, und sie traktiert ihn mit Branntwein“, fügte Natalja lächelnd hinzu.

„Das sieht dem Schalk ähnlich. Aber woher weißt du es denn?“

„Mama hat es mir ja selbst gesagt . . . durch Andeutungen . . .“

„Was macht Nelly? Wie geht es ihr?“ fragte ich.

„Ich wundere mich sogar über dich, Swan, daß du bis jetzt nicht nach ihr gefragt hast“, sagte Natalja vorwurfsvoll.

Nelly war in diesem Hause der Abgott aller. Natalja hatte eine außerordentliche Liebe zu ihr gefaßt, und Nelly hatte diese Liebe schließlich von ganzem Herzen erwidert. Das arme Kind! Sie hatte nicht erwartet, daß sie jemals solche Menschen, so viel Liebe finden werde, und ich sah mit großer Freude, daß ihr verbittertes Herz weich wurde und ihre Seele sich uns allen erschloß. Mit einer krankhaften Glut der Empfindung erwiderte sie die allgemeine Liebe, von der sie jetzt im Gegensatz zu all dem Häßlichen umgeben war, was früher bei ihr Mißtrauen, Bosheit und Eigensinn zur Entwicklung gebracht hatte. Übrigens hatte Nelly auch jetzt lange hartnäckigen Widerstand geleistet und die stillen Tränen der Versöhnung uns lange verheimlicht, bis sie sich uns schließlich ganz ergab. Sie gewann zuerst Natalja sehr lieb und dann den alten Mann. Ich aber wurde ihr dermaßen notwendig, daß ihre Krankheit sich verschlimmerte, wenn ich längere Zeit nicht kam. Als ich das letztmal auf zwei Tage Abschied nahm, um endlich meine rückständige Arbeit zu beendigen, mußte ich ihr lange tröstend zureden, natürlich auf Umwegen. Denn Nelly schämte sich immer noch, ihr Gefühl allzu offen und unverhohlen zu zeigen.

Ihr Gesundheitszustand beunruhigte uns alle sehr. Stillschweigend und ohne alle weiteren Erörterungen war beschlossen worden, daß sie für immer in Nikolai Sergejewitschs Hause bleiben solle; aber nun rückte der Umzug näher, und mit ihr wurde es immer schlechter und schlechter.

Begonnen hatte die Krankheit an dem Tage, als ich damals mit ihr zu den alten Leuten gekommen war, an dem Tage der Versöhnung mit Natalja. Übrigens, was sage ich da? Krank war sie immer schon gewesen. Die Krankheit war auch früher in ihr allmählich gewachsen, jetzt aber hatte sie mit rapider Geschwindigkeit zugenommen. Ich kannte ihre Krankheit nicht und vermag sie nicht genau zu definieren. Die epileptischen Anfälle wiederholten sich bei ihr allerdings etwas häufiger als früher; aber die Hauptsache war doch eine Art von Erschöpfung und Verfall der gesamten Kräfte, ein ununterbrochener Zustand fieberhafter Spannung; dadurch war sie in den letzten Tagen dahin gekommen, daß sie nicht mehr aus dem Bette aufstehen konnte. Und sonderbar: je mehr sie von der Krankheit überwältigt wurde, um so sanfter, freundlicher, offener wurde Nelly gegen uns. Vor drei Tagen hatte sie, als ich an ihrem Bette vorbeiging, mich bei der Hand ergriffen und mich zu sich herangezogen. Im Zimmer war niemand. Ihr Gesicht glühte (sie war schrecklich mager geworden); in ihren Augen leuchtete ein besonderes Feuer. Sie reckte sich mit krampfhafter Leidenschaftlichkeit zu mir hin, und als ich mich über sie beugte, umschlang sie meinen Hals fest mit ihren mageren braunen Armchen und küßte mich herzlich; dann aber wünschte sie sofort, Natalja möchte zu ihr kommen. Ich rief diese herbei; Nelly wollte durchaus, daß Natalja sich zu ihr auf das Bett setzte und sie ansähe . . .

„Ich selbst will euch beide ansehen“, sagte sie. „Ich habe gestern von euch geträumt und werde heute nacht wieder von euch träumen . . . ich träume oft von euch . . . jede Nacht . . .“

Sie wollte offenbar etwas aussprechen; ihr Gefühl drückte ihr das Herz ab; aber sie verstand wohl selbst ihre Gefühle nicht und wußte nicht, wie sie sie ausdrücken sollte . . .

Den alten Nikolai Sergejewitsch liebte sie fast am allermeisten außer mir. Es muß bemerkt werden, daß auch Nikolai Sergejewitsch sie beinah ebenso sehr liebte wie seine eigene Tochter. Er besaß in erstaunlichem Maße die Fähigkeit, Nelly zu erheitern und zum Lachen zu bringen. Manchmal war er kaum zu ihr hereingekommen, so fing auch sofort das Lachen und sogar das mutwillige Treiben an. Das kranke Mädchen wurde lustig wie ein kleines Kind, kokettierte mit dem Alten, neckte ihn, erzählte ihm ihre Träume, wobei sie immer etwas hinzu erdichtete, und veranlaßte ihn, auch die seinigen zu erzählen; und der Alte war beim Anblick seines „kleinen Töchterchens Nelly“ so fröhlich und zufrieden, daß er täglich immer mehr über sie in Entzücken geriet.

„Gott hat sie uns geschickt zum Lohn für unsere Leiden“, sagte er mir einmal, als er von Nelly herauskam, nachdem er sie nach seiner Gewohnheit für die Nacht bekreuzt hatte.

Abends saßen wir immer alle zusammen; auch Maslobojew kam fast allabendlich; mitunter stellte sich auch der alte Arzt ein, der sich der Familie Ichmenew von ganzer Seele angeschlossen hatte; und auch Nelly wurde dann in ihrem Lehnstuhl zu uns herausgetragen und an den runden Tisch gerückt. Die Tür zur Terrasse war geöffnet. Das grüne, von der untergehenden Sonne beleuchtete Gärtchen war in seiner ganzen Ausdehnung sichtbar. Der Duft des frischen Grüns und des eben aufblühenden Flieders zog von dort ins Zimmer. Nelly saß in ihrem Lehnstuhl, sah

uns alle freundlich an und hörte bei unserem Gespräche zu. Manchmal aber wurde sie lebhafter, und ehe wir uns dessen versahen, begann sie selbst mitzureden. Aber in solchen Fällen hörten wir alle ihr gewöhnlich nur mit starker Besorgnis zu, weil in ihren Erinnerungen Themata vorkamen, die nicht berührt werden durften. Ich und Natalja und das Schmenewsche Ehepaar, wir alle waren uns in vollem Umfange bewußt, daß wir ihre Krankheit verschuldet hatten, als sie an jenem Tage, zitternd und abgemattet, uns ihre Geschichte hatte erzählen müssen. Besonders der Arzt war gegen diese Erinnerungen, und so bemühten wir uns denn gewöhnlich, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Dann gab sich wieder Nelly Mühe, uns nicht merken zu lassen, daß sie unsere Absicht durchschaue, und begann, mit dem Arzte oder mit Nikolai Sergejewitsch Scherz zu treiben.

Und doch wurde es mit ihr immer schlechter und schlechter. Sie wurde außerordentlich nervös. Ihr Herz schlug unregelmäßig. Der Arzt sagte mir sogar, es sei sehr möglich, daß sie bald sterbe.

Ich teilte dies der Schmenewschen Familie nicht mit, um sie nicht zu beunruhigen. Nikolai Sergejewitsch war durchaus überzeugt, daß sie zur Reise wieder gesund sein werde.

„Da ist auch Papa zurückgekommen“, sagte Natalja, da sie seine Stimme hörte. „Wir wollen hingehen, Swan!“

Nikolai Sergejewitsch hatte kaum die Schwelle überschritten, als er nach seiner Gewohnheit laut zu reden anfing. Anna Andrejewna winkte ihm schleunigst mit den

Armen, er möchte ruhig sein. Der Alte verstummte denn auch sofort, und als er mich und Natalja erblickte, erzählte er uns flüsternd und in eilfertiger Manier von dem Ergebnis seiner Gänge: er hatte die Stelle, um die er sich bemühte, nun sicher und war sehr zufrieden.

„In vierzehn Tagen können wir hinfahren“, sagte er, indem er sich die Hände rieb und von der Seite einen besorgten Blick auf Natalja richtete.

Aber diese antwortete ihm mit einem Lächeln und umarmte ihn, so daß seine Besorgnisse sofort zerstreut waren.

„Wir wollen hinfahren, wir wollen hinfahren, meine Lieben, wir wollen hinfahren!“ sagte er hoch erfreut. „Nur daß wir uns von dir trennen müssen, Swan, tut uns leid . . .“ (Ich bemerke, daß er mich kein einziges Mal aufgefordert hatte, mit ihnen mitzuziehen, was er, nach seinem Charakter zu urteilen, unter anderen Umständen unfehlbar getan haben würde, das heißt wenn er nicht meine Liebe zu Natalja gekannt hätte.)

„Nun, was ist da zu machen, meine Lieben, was ist da zu machen? Es tut mir leid, Swan; aber die Ortsveränderung wird uns alle neu beleben . . . Eine Ortsveränderung, das bedeutet, daß sich alles ändert!“ fügte er hinzu und blickte dabei noch einmal seine Tochter an.

Er glaubte daran und freute sich in diesem seinem Glauben.

„Aber Nelly?“ fragte Anna Andrejewna.

„Nelly? Nun ja, sie ist ein bißchen krank, das Herzenskind; aber bis dahin wird sie gewiß schon wieder gesund sein. Es geht ihr ja auch jetzt schon besser: meinst du nicht auch, Swan?“ sagte er; er schien plötzlich einen Schreck

bekommen zu haben und blickte mich unruhig an, als müßte gerade ich seine Zweifel beseitigen können.

„Was macht sie denn? Wie hat sie geschlafen? Es ist ihr doch nichts zugestoßen? Ist sie jetzt noch nicht aufgewacht? Weißt du was, Anna Andrejewna: wir wollen den Tisch schnell auf die Terrasse stellen und den Samowar dorthin bringen lassen; wenn dann unsere Freunde kommen, setzen wir uns alle dorthin, und Nelly kommt auch zu uns heraus. Das wird wunderschön sein. Ist sie denn noch nicht aufgewacht? Ich will mal zu ihr hingehen. Ich will nur nach ihr sehen; beunruhige dich nicht; ich werde sie nicht aufwecken!“ fügte er hinzu, als er sah, daß Anna Andrejewna wieder mit den Armen nach ihm hin gestikulirte.

Aber Nelly war schon wach. Nach einer Viertelstunde saßen wir alle wie gewöhnlich um den Tisch herum beim Abendtee.

Nelly war in ihrem Lehnstuhl herausgetragen worden. Der Arzt erschien, und dann auch Maslobojew. Dieser brachte für Nelly einen großen Fliederstrauß mit; aber er selbst hatte ein sorgenvolles und anscheinend verärgertes Gesicht.

Beiläufig bemerkt: Maslobojew kam fast täglich. Ich habe schon gesagt, daß alle, und besonders Anna Andrejewna, ihn sehr liebgewonnen hatten; aber Alexandra Semjonownas wurde bei uns niemals auch nur mit einem Worte laut Erwähnung getan; auch Maslobojew selbst erwähnte sie nicht. Da Anna Andrejewna von mir gehört hatte, daß Alexandra Semjonowna noch nicht seine legitime Gattin geworden war, so hatte sie sich die Ansicht zurechtgelegt, es sei unzulässig, dieselbe in diesem Hause

zu empfangen oder auch nur von ihr zu reden; das wurde denn auch streng beobachtet. Es war dies auch für Anna Andrejewna selbst charakteristisch. Wäre übrigens nicht Natalja bei ihr gewesen und hätte sich nicht das begeben gehabt, was sich begeben hatte, so wäre sie vielleicht nicht so heikel gewesen.

Nelly schien an diesem Abend besonders trüb und sogar mit irgendeinem sorgenvollen Gedanken beschäftigt zu sein. Es war, als habe sie einen schlimmen Traum gehabt und denke nun über ihn nach. Aber über Maslobojew's Geschenk freute sie sich sehr und betrachtete mit großem Genuße die Blumen, die in einem Glase vor ihr standen.

„Also hast du Blumen sehr gern, Nelly?“ sagte der Alte. „Na, dann warte!“ fügte er munter hinzu, „gleich morgen . . . na, du wirst ja selbst sehen! . . .“

„Ja, ich habe Blumen gern,“ antwortete Nelly, „und ich erinnere mich, wie wir Mama einmal mit Blumen überraschten. Als wir noch dort waren“ („dort“ bedeutete bei ihr jetzt das Ausland), „war Mama einmal einen ganzen Monat lang sehr krank. Ich und Heinrich verabredeten uns, wenn sie aufstehen und zum erstenmal aus ihrem Schlafzimmer herauskommen würde, daß sie einen ganzen Monat lang nicht verlassen hatte, dann wollten wir alle Zimmer mit Blumen schmücken. Das taten wir denn auch. Mama hatte am Abend gesagt, sie wolle am andern Morgen unbedingt zu uns herauskommen und mit uns frühstücken. Wir standen ganz früh auf. Heinrich brachte viele Blumen, und wir schmückten das ganze Zimmer mit grünem Laube und Girlanden. Auch Efeu war da und noch solche breitblättrigen Pflanzen (ich weiß

nicht mehr, wie sie heißen) und noch andere, die sich überall anhäufeln, und große weiße Blumen waren da, und Narzissen waren da (die liebe ich von allen Blumen am meisten), und Rosen waren da, so herrliche Rosen, und noch viele, viele Blumen. Die hängten wir alle in Girlanden auf und stellten sie in Blumentöpfen hin. Und dann waren da noch solche Gewächse, die wie ordentliche Bäume ausfahen, in großen Kübeln; die stellten wir in die Ecken und neben Mamas Lehnstuhl, und als Mama hereinkam, da war sie ganz erstaunt und freute sich sehr, und auch Heinrich war froh . . . Ich habe das alles noch jetzt in der Erinnerung . . .“

An diesem Abend war Nelly besonders schwach und in nervöser Erregung. Der Arzt beobachtete sie beunruhigt. Aber sie hatte sehr große Lust zu reden. So erzählte sie denn lange, bis zum Dunkelwerden, von ihrem früheren Leben „dort“, und wir unterbrachen sie nicht. „Dort“ war sie mit ihrer Mama und mit Heinrich viel umhergereist, und die alten Erinnerungen traten in ihrem Gedächtnisse wieder klar zutage. Sie erzählte mit sichtlicher Erregung von dem blauen Himmel, von den hohen Bergen, von den Schnee- und Eisfeldern, die sie gesehen hatte und durch die sie hindurchgefahren war, von den Wasserfällen im Gebirge; dann von den Seen und Schluchten Italiens, von den Blumen und Bäumen, von den Landleuten, von ihrer Tracht und von ihren braunen Gesichtern und schwarzen Augen; sie erzählte von verschiedenen Begegnungen und Erlebnissen, die sie gehabt hatten. Dann von den großen Städten und Palästen, von einer großen Kirche mit einer Kuppel, die einmal über und über mit bunten farbigen Lampen illuminiert worden war; dann von einer

heißen südlichen Stadt unter blauem Himmel und am blauen Meere . . . Noch nie hatte Nelly uns so ausführlich von ihrem früheren Leben erzählt. Wir hörten ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Wir alle hatten bis dahin nur anderes aus ihrer Vergangenheit gewußt, nämlich was sie in dieser unfreundlichen, finsternen Stadt erlebt hatte, in dieser Stadt mit der erstickenden, betäubenden Atmosphäre, mit der verpesteten Luft, mit den kostbaren, aber immer mit Schmutz bespritzten Palästen, mit der trüben, blassen Sonne und den bösen, halbverrückten Menschen, von denen sie und ihre Mutter so viel zu leiden gehabt hatten. Und ich stellte mir vor, wie sie beide in dem schmutzigen Kellergeschosse an einem feuchten dunklen Abend eng umschlungen auf ihrem armseligen Bette gelegen und sich an ihre Vergangenheit erinnert haben mochten, an den verstorbenen Heinrich und an die Wunder fremder Länder . . . Und weiter stellte ich mir auch vor, wie Nelly sich an all das erinnert haben mochte, als sie bereits allein war, ohne ihre Mutter, und als Frau Bubnowa durch Schläge und viehische Grausamkeit ihren Widerstand hatte brechen und sie zu Schlechtigkeiten hatte nötigen wollen . . .

Aber schließlich überfiel Nelly ein Unwohlsein, und sie mußte wieder in ihr Zimmer getragen werden. Der alte Schmenew bekam einen argen Schreck und machte sich Vorwürfe, daß er sie so lange hatte reden lassen. Sie hatte eine Art von Ohnmachtsanfall. Ein derartiger Anfall war bei ihr schon einige Male dagewesen. Als er vorüber war, verlangte Nelly dringend, mit mir zu sprechen; sie wollte mir etwas unter vier Augen sagen. Sie bat so inständig darum, daß der Arzt diesmal selbst forderte, daß man

ihren Wunsch erfüllen möchte. So gingen denn alle aus dem Zimmer.

„Was ich dir sagen wollte, Iwan, ist dies“, sagte Nelly, als wir allein geblieben waren. „Ich weiß, sie denken, daß ich mit ihnen reisen werde; aber das werde ich nicht tun, weil ich es nicht kann; ich werde einstweilen bei dir bleiben; das mußte ich dir sagen.“

Ich begann ihr freundlich zuzureden; ich sagte ihr, bei Schmenews hätten alle sie so lieb, daß sie sie wie eine leibliche Tochter behandelten. Eine Trennung von ihr würde allen ein großer Schmerz sein. Bei mir dagegen würde sie ein schlechtes Leben haben. Ich hätte sie zwar sehr lieb; aber es sei nichts zu machen, wir würden uns trennen müssen.

„Nein, es geht nicht!“ antwortete Nelly in festem Tone. „Ich sehe jetzt oft im Traume meine Mama, und sie sagt zu mir, ich solle nicht mit ihnen wegziehen, sondern hier bleiben; sie sagt, ich hätte eine schwere Sünde damit begangen, daß ich den Großvater allein gelassen hätte; und wenn sie das sagt, so weint sie immer. Ich will hier bleiben und den Großvater pflegen, Iwan.“

„Aber dein Großvater ist ja schon gestorben, Nelly“, antwortete ich erstaunt.

Sie dachte einen Augenblick nach und sah mich unverwandt an.

„Erzähle mir noch einmal, Iwan,“ sagte sie, „wie der Großvater gestorben ist! Erzähle alles, und laß nichts fort!“

Ich war sehr verwundert über ihr Verlangen, begann aber doch, alles in größter Ausführlichkeit zu erzählen. Ich vermutete, daß sie irrerede oder wenigstens ihr Kopf nach dem Anfall noch nicht ganz klar geworden sei.

Sie hörte meine Erzählung aufmerksam an, und ich erinnere mich, wie ihre schwarzen, in krankem, fieberhaftem Glanze schimmernden Augen mich während meiner Erzählung starr und unverwandt ansahen. Im Zimmer war es schon dunkel.

„Nein, Iwan, er ist nicht gestorben“, sagte sie mit aller Bestimmtheit, nachdem sie alles angehört und noch einmal ein Weilchen nachgedacht hatte. „Mama spricht mit mir häufig vom Großvater, und als ich gestern zu ihr sagte: ‚Aber der Großvater ist doch gestorben‘, da wurde sie sehr traurig, fing an zu weinen und sagte mir, das wäre nicht wahr; das hätte man mir absichtlich vorgeredet; er gehe jetzt auf den Straßen umher und bettle, ‚so wie du und ich früher gebettelt haben,‘ sagte Mama; ‚und er geht immer an der Stelle umher, wo ich und du ihn das erste mal getroffen haben, als ich ihm zu Füßen fiel und Asor mich erkannte . . .“

„Das ist ein Traum, Nelly, ein krankhafter Traum, weil du selbst krank bist“, entgegnete ich.

„Das habe ich auch selbst gedacht, daß es ein Traum sei,“ erwiderte Nelly, „und darum habe ich es niemandem gesagt. Nur dir allein wollte ich es erzählen. Aber heute, als du nicht zum Mittagessen gekommen warst und ich dann eingeschlafen war, da sah ich im Traume auch den Großvater selbst. Er saß in seiner Wohnung und wartete auf mich und sah so unheimlich und so mager aus und sagte, er habe seit zwei Tagen nichts gegessen und Asor auch nicht, und er war sehr böse auf mich und machte mir Vorwürfe. Er sagte mir auch, er habe gar keinen Schnupftabak, und ohne den könne er nicht leben. Das hat er auch wirklich früher einmal zu mir gesagt, Iwan, nachdem Mama

schon gestorben war, als ich noch zu ihm ging. Damals war er ganz krank und verstand fast gar nichts mehr, was man zu ihm sagte. Als ich das nun heute von ihm hörte, da dachte ich: ‚Ich will hingehen und mich auf eine Brücke stellen und betteln, und für das, was ich bekomme, will ich ihm Brot und gekochte Kartoffeln und Tabak kaufen.‘ Und da stand ich nun auch schon auf der Brücke und bettelte und sah, daß der Großvater in der Nähe auf und ab ging und ein Weilchen wartete und dann zu mir herantrat und sah, wieviel ich zusammenbekommen hätte, und es an sich nahm. ‚Das‘, sagte er, ‚ist zu Brot; jetzt bittle zu Tabak!‘ Ich brachte wieder etwas zusammen, und er kam wieder heran und nahm es mir weg. Ich sagte ihm, ich würde ihm auch ohne das alles abliefern und nichts heimlich für mich behalten. ‚Nein,‘ sagte er, ‚du bestiehlst mich; auch Frau Bubnowa hat mir gesagt, daß du eine Diebin bist; darum werde ich dich auch niemals zu mir nehmen. Da war doch noch ein Fünfkopfenstück; wo hast du das gelassen?‘ Ich fing an zu weinen, weil er mir nicht glaubte; aber er hörte nicht auf mich und schrie immer: ‚Du hast mir ein Fünfkopfenstück gestohlen!‘ Und dann schlug er mich, gleich dort auf der Brücke, und so, daß es mir sehr weh tat. Und ich weinte sehr . . . Siehst du, Iwan, darum habe ich jetzt gedacht, daß er bestimmt noch lebt und irgendwo allein umhergeht und darauf wartet, daß ich zu ihm komme . . .“

Ich begann von neuem, beruhigend auf sie einzureden und ihr zu versichern, daß ihr Großvater wirklich tot sei, und zuletzt schien es, als ob sie sich habe überzeugen lassen. Sie antwortete, sie fürchte sich jetzt einzuschlafen, weil sie von dem Großvater träumen werde. Zum Schluß umarmte sie mich herzlich . . .

„Aber verlassen kann ich dich trotzdem nicht, Iwan!“ sagte sie zu mir und schmiegte sich mit ihrem Gesichtchen an mein Gesicht. „Wenn auch der Großvater nicht mehr am Leben wäre, ich würde mich doch nicht von dir trennen.“

Im Hause waren alle über Nellys Anfall erschrocken. Ich erzählte dem Arzte heimlich alle ihre Träume und fragte ihn ernstlich, was er über ihre Krankheit denke.

„Es ist noch nichts erkennbar,“ antwortete er überlegend; „vorläufig stelle ich nur Hypothesen auf, ich überlege und beobachte; aber zu erkennen ist noch nichts. Nur so viel läßt sich sagen: eine völlige Genesung ist unmöglich. Sie wird sterben. Ich habe es der Familie nicht gesagt, weil Sie mich so darum baten; aber die Kleine tut mir leid, und ich schlage vor, daß wir gleich morgen auch noch andere Ärzte hinzuziehen. Vielleicht nimmt die Krankheit dann eine andere Wendung. Aber dieses Mädchen tut mir so leid, als ob sie meine Tochter wäre . . . Ein liebes, liebes Kind! Und was für einen lebhaften Geist sie hat!“

Nikolai Sergejewitsch war in besonderer Erregung.

„Hör mal, Iwan,“ sagte er, „was ich mir ausgedacht habe; sie hat ja Blumen so gern. Weißt du was? Wir wollen ihr morgen, wenn sie aufwacht, einen eben solchen Empfang mit Blumen bereiten, wie sie und dieser Heinrich es für ihre Mama getan haben; du weißt ja, was sie heute erzählt hat . . . Sie war in solcher Aufregung, als sie das erzählte . . .“

„Das ist es eben, daß sie in Aufregung war“, antwortete ich. „Aufregungen sind ihr jetzt schädlich . . .“

„Ja, aber angenehme Aufregungen, das ist eine andere Sache! Glaube mir nur, liebster Iwan, verlaß dich auf

meine Erfahrung: angenehme Aufregungen tun dem Menschen nichts; angenehme Aufregungen können einen sogar kurieren, heilsam auf den Gesundheitszustand wirken . . .“

Kurz, der Alte war von seinem Einfall so entzückt, daß er ordentlich in Begeisterung geriet. Es ihm auszureden, war ein Ding der Unmöglichkeit. Ich fragte den Arzt um Rat; aber ehe dieser noch hatte eine Ansicht äußern können, griff der Alte schon nach seiner Mütze und schickte sich an, wegzulaufen, um die Sache ins Werk zu setzen.

„Weißt du was?“ sagte er zu mir, als er schon auf dem Sprunge stand; „hier ganz in der Nähe ist eine Gärtnerei, mit Treibhäusern, großartigen Treibhäusern. Die Inhaber verkaufen jetzt ihre Blumen aus; da kann man welche bekommen, und billig. Sogar ganz erstaunlich billig! . . . Teile du das nur meiner Frau so unterderhand mit; sonst wird sie gleich ärgerlich wegen der Ausgaben . . . Na also, das wollen wir machen . . . Ja, noch eins, lieber Freund; wo willst du jetzt hin? Du bist ja mit deiner Arbeit fertig; also hast du keine Eile, nach Hause zu kommen. Schlafe doch bei uns, oben in der Giebelstube: du weißt noch, wie früher manchmal. Dein Bett und deine Matratze, alles ist da noch am früheren Fleck; kein Mensch hat es angerührt. Du wirst da schlafen wie der König von Frankreich. Ja? Bleib hier! Morgen stehen wir recht früh auf; dann werden die Blumen gebracht, und um acht Uhr schmücken wir zusammen das ganze Zimmer. Auch Natalja wird uns helfen; sie hat ja doch mehr Geschmack als ich und du . . . Na, einverstanden? Bleibst du die Nacht hier?“

Ich willigte ein, und der Alte ordnete das Erforderliche an. Der Arzt und Maslobojew empfahlen sich und gingen

fort; denn bei Schmenew's legte man sich früh schlafen, um elf Uhr. Beim Weggehen war Maslobojew sehr nachdenklich und wollte mir etwas sagen, schob es dann aber doch auf ein andermal auf. Als ich aber den alten Leuten Gute Nacht gesagt hatte und nach meiner Stiebelstube hinaufgestiegen war, sah ich ihn dort zu meiner Verwunderung wieder. Er saß, auf mich wartend, an einem Tischchen und blätterte in einem Buche.

„Ich bin unterwegs wieder umgekehrt, Swan; denn es ist doch besser, wenn ich es dir gleich erzähle. Setz dich hin! Siehst du, es ist eine so dumme, verdrießliche Geschichte . . .“

„Aber was gibt es denn?“

„Dein Schurke von Fürst hat mich geärgert, schon vor zwei Wochen, und zwar dermaßen, daß ich noch jetzt wütend bin.“

„Was ist denn los? Stehst du denn mit dem Fürsten immer noch in Verbindung?“

„Na, siehst du wohl, da schreist du nun gleich: ‚Was ist denn los?‘ als ob Gott weiß was passiert wäre! Du bist darin, lieber Freund Swan, genau so wie meine Alexandra Semjonowna und wie dieses ganze unerträgliche Weibervolk überhaupt . . . Ich kann dieses Weibervolk gar nicht ausstehen! . . . Wenn eine Krähe schreit, dann heißt es gleich: ‚Was ist denn los?‘“

„Na, sei nur nicht böse!“

„Ich bin auch gar nicht böse; aber man muß doch alle Dinge mit bloßen Augen ansehen und nicht durch ein Vergrößerungsglas . . . Siehst du wohl!“

Er schwieg ein Weilchen, als ob er immer noch auf mich böse wäre. Ich unterbrach ihn nicht.

„Siehst du, lieber Freund,“ begann er wieder, „ich bin da auf eine Spur geraten . . . das heißt, eigentlich bin ich gar nicht darauf geraten, und es war auch gar keine Spur da; aber es schien mir so . . . das heißt, ich habe aus gewissen Erwägungen beinahe geschlossen, daß Nelly . . . vielleicht . . . Na, kurz, daß sie die legitime Tochter des Fürsten ist.“

„Was sagst du?“

„Na, nun schreist du gleich: ‚Was sagst du?‘ Mit solchen Leuten ist doch überhaupt gar nicht zu reden!“ schrie er wütend mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Habe ich dir etwa etwas Positives gesagt, du leichtfertiger Mensch? Habe ich dir gesagt, sie sei bewiesenermaßen die legitime Tochter des Fürsten? Habe ich dir das gesagt?“

„Hör mal, mein Bester,“ unterbrach ich ihn in starker Erregung, „schrei nur nicht so und sprich in bestimmten, klaren Ausdrücken! Dann werde ich dich schon verstehen. Du mußt dir doch selbst sagen, welche Wichtigkeit das haben würde, und welche Folgen . . .“

„Na ja, Folgen; aber woraus? Wo sind die Beweise? Ohne Beweise läßt sich nichts machen, und ich sage dir das alles jetzt nur unter dem Siegel des Geheimnisses. Warum ich aber mit dir darüber zu reden angefangen habe, das werde ich dir später erklären. Es war eben notwendig. Schweig still und höre zu und vergiß nicht, daß ich dir das alles nur unter dem Siegel des Geheimnisses sage . . . Also die Sache ist diese. Schon im Winter, schon ehe der alte Smith starb, begann der Fürst, gleich nach seiner Rückkehr aus Warschau, in dieser Angelegenheit Schritte zu tun. Das heißt, begonnen hatte er damit schon

viel früher, schon im vorigen Jahre. Aber das Ziel seiner Nachforschungen war damals ein anderes gewesen als jetzt. Die Hauptsache war, daß er die Spur verloren hatte. Vor dreizehn Jahren hatte er sich in Paris von Smiths Tochter getrennt und sie im Stiche gelassen; aber diese ganzen dreizehn Jahre über hatte er sie unaufhörlich im Auge behalten; er hatte gewußt, daß sie mit jenem Heinrich zusammenlebte, von dem Nelly heute erzählte; er hatte gewußt, daß sie Nelly bei sich hatte; er hatte gewußt, daß sie selbst krank war; na, kurz gesagt, er hatte alles gewußt; aber auf einmal hatte er die Spur verloren. Das war ihm, wie es scheint, bald nach Heinrichs Tode passiert, als Smiths Tochter nach Petersburg reiste. In Petersburg hätte er sie selbstverständlich bald ausfindig gemacht, unter welchem Namen auch immer sie nach Rußland zurückgekehrt sein mochte; aber die Sache war die, daß seine ausländischen Agenten ihn durch eine falsche Angabe irreführt hatten; sie hatten ihn in den Glauben versetzt, sie wohne in irgendeinem abgelegenen süddeutschen Städtchen; sie hatten sich nämlich selbst aus Nachlässigkeit geirrt und eine Personalverwechslung begangen. So verging ein Jahr oder noch mehr. Nach Verlauf des Jahres kamen dem Fürsten Zweifel: auf Grund einiger Tatsachen hatte es ihm schon früher so geschienen, als ob jenes nicht die richtige Person sei. Nun entstand die Frage: wo war die wirkliche Tochter Smiths geblieben? Und da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf (so ganz von selbst, ohne jeden äußeren Anhalt), ob sie auch nicht in Petersburg sei. Während nun im Auslande die eine Nachforschung noch im Gange war, stellte er hier bereits eine andere an; aber er wollte sich offen-

bar nicht eines allzu offiziellen Weges bedienen und trat daher mit mir in Beziehung. Man hatte mich ihm empfohlen: ‚Soundso,‘ hatte man ihm über mich gesagt; ‚er befaßt sich mit allerlei Geschäften; es ist eine besondere Liebhaberei von ihm,‘ na und so weiter und so weiter . . .

„Na, da setzte er mir denn nun die Sache auseinander; aber bei dieser Auseinandersetzung ließ der raffinierte Patron absichtlich vieles dunkel und undeutlich. Es kamen darin viele Fehler vor; manches wiederholte er mehrmals; einige Tatsachen stellte er gleichzeitig in verschiedener Weise dar . . . Na, natürlich, wenn einer auch noch so schlau ist, alle Fäden kann er doch nicht verbergen. Ich begann selbstverständlich damit, eine sflavische Ergebenheit und Herzens-einfalt zu fingieren; aber zufolge einem Grundsatz, den ich mir ein für allemal zu eigen gemacht habe, und zugleich auch nach einem Naturgesetze (denn ein Naturgesetz ist es) fragte ich mich, erstens: hat er mir auch sein wirkliches Motiv ausgesprochen? Und zweitens: verbirgt sich nicht hinter dem ausgesprochenen Motive ein anderes, unausgesprochenes? Denn im letzteren Falle (und das kannst wahrscheinlich auch du, lieber Sohn, mit deinem Dichterkopfe begreifen) bestahl er mich geradezu; denn wenn die Erfüllung seines Wunsches bei dem einen Motive, sagen wir einmal, einen Rubel wert war und bei dem andern vier Rubel, so wäre ich doch ein Narr gewesen, wenn ich ihm für einen Rubel die Auskunft verschafft hätte, die in Wirklichkeit vier Rubel wert war. Ich begann aufzumerken und zu kombinieren und kam allmählich auf eine Spur. Das eine erfuhr ich von ihm selbst, das andere von diesem und jenem Unbetheiligten, wieder anderes brachte ich durch eigenes Nachdenken

heraus. Du fragst vielleicht, was mich eigentlich auf den Gedanken gebracht habe, so zu verfahren. Ich antworte: schon allein der Umstand, daß der Fürst sich gar zu sehr interessiert zeigte und vor irgend etwas große Angst hatte. Denn in der That: was hatte er für Grund, ängstlich zu sein? hätte man meinen sollen. Er hatte seine Geliebte ihrem Vater entführt; sie war in andere Umstände gekommen, und er hatte sie sitzen lassen. Na, was war daran Ungewöhnliches? Das war ein hübscher, vergnüglicher Streich, weiter nichts. Deswegen braucht ein solcher Mensch wie der Fürst noch keine Furcht zu haben! Aber doch hatte er Furcht. Das war's, was mich argwöhnisch machte. Und da, lieber Freund, geriet ich auf einige sehr interessante Spuren, unter anderm durch jenen Heinrich. Er war ja allerdings gestorben; aber von einer seiner Cousinen (sie ist jetzt hier in Petersburg mit einem Bäcker verheiratet), die früher leidenschaftlich in ihn verliebt gewesen ist und ihn fünfzehn Jahre lang weitergeliebt hat, trotz ihres Gatten, des dicken Bäckers, dem sie ganz unversehens acht Kinder geboren hat, — also von dieser Cousine erfuhr ich glücklich mittels verschiedener komplizierter Manöver eine wichtige Tatsache. Heinrich hatte ihr nach deutscher Gewohnheit lange, tagebuchartige Briefe geschrieben und ihr vor seinem Tode allerlei ihm gehörige Papiere übersandt. Das dumme Frauenzimmer hatte das, was diese Briefe Wichtiges enthielten, nicht verstanden; verstanden hatte sie darin nur die Stellen, an denen vom Monde, von ‚meinem lieben Augustin‘ und ich glaube auch noch von Wieland die Rede war. Ich aber erhielt auf diese Weise wichtige Nachrichten und kam durch diese Briefe auf eine neue Spur. Ich erfuhr zum Beispiel

etwas über den alten Smith, über das Kapital, das ihm seine Tochter entwendet hatte, und über die Art, wie es der Fürst in seine Hände zu bringen gewußt hatte; endlich trat mir unter all den Ausrufen, Weitläufigkeiten und schwärmerischen Redensarten in diesen Briefen der eigentliche Hauptpunkt entgegen; das heißt, Swan, du verstehst: nichts Positives! Der verdrehte Heinrich hatte das absichtlich verheimlicht und sich nur Andeutungen entschlüpfen lassen; aber aus diesen Andeutungen, aus allem zusammengenommen, ergab sich für mich eine himmlische Harmonie: der Fürst war mit der Tochter Smiths verheiratet! Wo er sie aber geheiratet hat, wie und wann, im Auslande oder hier, wo die Dokumente darüber stecken, das blieb völlig im dunkeln. Ich riß mir vor Ärger die Haare aus, lieber Swan, und suchte und suchte, Tag und Nacht.

„Endlich machte ich den alten Smith ausfindig; aber da starb er plötzlich. Ich habe ihn nicht mehr lebend zu sehen bekommen. Da erfuhr ich auf einmal durch einen reinen Zufall, daß auf der Wasili-Insel eine Frau, die ich schon auf dem Strich hatte, gestorben sei; ich forschte nach — und da kam ich auf die richtige Spur. Ich eilte nach der Wasili-Insel und traf da, wie du dich erinnern wirst, mit dir zusammen. Damals brachte ich ziemlich viel heraus; in vieler Hinsicht half mir dabei auch Nelly . . .“

„Höre mal,“ unterbrach ich ihn, „glaubst du wirklich, daß Nelly weiß . . .“

„Was soll sie wissen?“

„Daß sie die Tochter des Fürsten ist?“

„Aber das weißt du ja selbst, daß sie die Tochter des Fürsten ist“, antwortete er, indem er mich ärgerlich und

vormurfsvoll ansah. „Wozu stellst du denn so unnütze Fragen, du Hohlkopf? Das ist nicht die Hauptsache; sondern die Hauptsache ist, daß sie nicht bloß einfach die Tochter des Fürsten, sondern seine legitime Tochter ist, verstehst du wohl?“

„Das ist unmöglich!“ rief ich.

„Anfangs habe auch ich mir gesagt: ‚Das ist unmöglich!‘ und auch jetzt noch sage ich mir manchmal: ‚Das ist unmöglich!‘ Aber das ist ja eben die Sache, daß es doch möglich und aller Wahrscheinlichkeit nach sogar wahr ist.“

„Nein, Maslobojew, das ist nicht so; da hat dich deine Phantasie zu weit geführt!“ rief ich. „Sie weiß das nicht nur nicht, sondern sie ist auch tatsächlich keine legitime Tochter. Hätte denn die Mutter, wenn sie irgendwelche Dokumente in Händen gehabt hätte, ein so jammervolles Dasein, wie sie es hier in Petersburg hatte, ertragen und überdies ihr Kind als bettelarme Waise zurückgelassen? Wie kannst du das glauben? Das ist nicht möglich!“

„Das habe ich ebenfalls gedacht, das heißt, das ist mir auch jetzt noch ein reines Rätsel. Aber es ist doch wieder zu erwägen, daß Smiths Tochter das unverständigste, verrückteste Frauenzimmer der ganzen Welt war. Sie war ein ganz eigentümliches Wesen; vergegenwärtige dir doch nur alle Umstände: das ist eben bei ihr Romantik, eine dumme Berstiegenheit im tollsten, sinnlosesten Maße. Nimm nur das eine: zuerst hat sie von einem Himmel auf Erden geträumt, die Menschen für Engel gehalten, sich unsinnig verliebt und grenzenlos vertraut; und ich bin überzeugt, sie hat nicht darüber den Verstand verloren, daß er aufhörte, sie zu lieben, und sie im Stiche ließ, sondern darüber, daß sie sich in ihm getäuscht hatte, daß er

fähig gewesen war, sie zu täuschen und im Stich zu lassen, darüber, daß ihr Engel sich in ein schmutziges Subjekt verwandelt und sie gemein und unwürdig behandelt hatte. Ihre romantische, unverständige Seele ertrug diese Verwandlung nicht. Und dazu kam nun noch die Beleidigung: du verstehst, welche Beleidigung ich meine? Erschrocken und vor allen Dingen von Stolz und grenzenloser Verachtung erfüllt, sagte sie sich von ihm los. Sie zerriß alle Bande, die sie an ihn knüpften, zerriß auch möglicherweise alle Dokumente; sie ließ geringschätzig das Geld fahren, vergaß dabei sogar, daß es nicht ihr, sondern ihrem Vater gehörte, und verzichtete darauf, als wenn es Schmutz oder Staub wäre, um den Menschen, der sie betrogen hatte, durch ihre Seelengröße zu erdrücken, um ihn für einen Dieb erklären zu können und das Recht zu haben, ihn lebenslänglich zu verachten; und wahrscheinlich hat sie damals auch gesagt, sie halte es für eine Schande, seine Frau zu heißen. Es gibt bei uns keine Ehescheidung; aber de facto waren sie geschieden; und da hätte sie ihn nachher um Hilfe anflehen sollen? Erwinnere dich, daß sie in ihrer Geistesgestörtheit noch auf dem Totenbette zu Nelly gesagt hat: „Geh nicht zu ihnen hin, arbeite, geh lieber zugrunde; aber geh nicht zu ihnen hin, wer auch immer dich ruft!“ Also dachte sie auch da noch, daß man ihre Tochter rufen und diese somit Gelegenheit haben werde, sich noch einmal zu rächen, indem sie den Rufenden durch ihre Verachtung zu Boden drücke; kurz gesagt, sie nährte sich, statt von Brot, von ihren haßerfüllten Träumereien. Vielmal habe ich auch Nelly auszufragen versucht, lieber Freund; selbst jetzt probiere ich es noch manchmal. Gewiß, ihre Mutter war

krank, sie hatte die Schwindsucht, und das ist eine Krankheit, die in besonderem Maße die Eigenschaft besitzt, Erbitterung und Reizbarkeit zu erzeugen und zur Entwicklung zu bringen; aber doch weiß ich durch eine Gevatterin bei Frau Bubnowa bestimmt, daß sie einen Brief an den Fürsten geschrieben hatte: jawohl, an den Fürsten, an den Fürsten selbst . . .“

„So hat sie einen Brief geschrieben! Und ist der Brief in seine Hände gelangt?“ rief ich ungeduldig.

„Das ist es ja eben, daß ich nicht weiß, ob er in seine Hände gelangt ist! Einmal hatte Smiths Tochter mit dieser Gevatterin eine Verabredung getroffen (du erinnerst dich wohl, bei Frau Bubnowa, das geschminkte Mädchen? Jetzt ist sie im Arbeitshause) und wollte durch sie diesen Brief hinschicken; sie hatte ihn auch schon geschrieben und dem Mädchen eingehändigt, ließ ihn sich dann aber wieder zurückgeben; das war drei Wochen vor ihrem Tode . . . Das ist eine bedeutsame Tatsache: wenn sie sich einmal bereits dazu entschlossen hatte, ihn abzusenden, so kann sie ihn, wenn sie ihn auch damals zurücknahm, doch ein andermal abgesandt haben. Und so weiß ich denn nicht, ob sie den Brief abgesandt hat oder nicht; aber ich habe einen bestimmten Grund zu der Annahme, daß sie ihn nicht abgesandt hat, weil der Fürst, wie es scheint, sichere Kenntniß davon, daß sie sich in Petersburg befinde und wo genauer, erst nach ihrem Tode erlangt hat. Darüber hat er sich gewiß sehr gefreut!“

„Ja, ich erinnere mich, daß Alexei von einem Briefe sprach, über den sein Vater sich sehr gefreut habe; aber das war erst vor kurzem, erst vor ungefähr zwei Monaten. Nun, erzähle doch weiter; wie stehst du dich denn mit dem Fürsten?“

„Wie ich mich mit dem Fürsten stehe? Sieh mal: ich habe die vollste moralische Überzeugung und keinen positiven Beweis, keinen einzigen, wie sehr ich mich auch abgemüht habe. Eine kritische Lage! Ich müßte im Auslande Nachforschungen anstellen; aber wo im Auslande? Das ist mir ganz schleierhaft. Ich sagte mir natürlich, daß mir ein Kampf bevorstehe, daß ich den Fürsten nur durch Andeutungen einschüchtern könne, indem ich so täte, wie wenn ich mehr wüßte, als ich tatsächlich weiß . . .“

„Nun, und das Resultat?“

„Er ließ sich nicht täuschen; aber er bekam es doch mit der Angst, und zwar so sehr, daß er auch jetzt noch ängstlich ist. Wir haben mehrere Zusammenkünfte gehabt: er stellte es so dar, als sei ihm viel Leid widerfahren! Einmal begann er von selbst, mir in freundschaftlicher Weise alles zu erzählen. Das war damals, als er dachte, ich wüßte alles. Er erzählte sehr geschickt, offenherzig und mit Gefühl, — natürlich log er schamlos. Eben daran konnte ich ermessen, wie sehr er mich fürchtete. Ich stellte mich ihm gegenüber eine Zeitlang so an, als sei ich der schrecklichste Einfaltspinsel, der sich dabei einbilde, Wunder wie schlau zu manövrieren. Ich machte ungeschickte Einschüchterungsversuche, das heißt absichtlich ungeschickte, warf ihm absichtlich Grobheiten an den Hals, fing an, ihm zu drohen, — alles, damit er mich für einen Einfaltspinsel halten und infolgedessen unachtsamerweise ein Wort zuviel über die Lippen springen lassen möchte. Aber er durchschaute mich, der Racker! Ein andermal stellte ich mich betrunken; aber es kam wieder nichts Gescheites dabei heraus: er ist eben zu schlau! Mach dir das nur klar, lieber Iwan: ich mußte vor allen Dingen in Erfahrung

bringen, in welchem Grade er mich fürchte, und zweitens bei ihm die Vorstellung erwecken, daß mir mehr bekannt sei, als tatsächlich der Fall war.“

„Nun, und was war schließlich das Resultat?“

„Das Resultat war Null. Ich brauchte Beweise, und Beweise hatte ich keine. Nur eines sah er ein: daß ich ihn doch zum Mittelpunkte eines öffentlichen Skandals machen konnte. Ein solcher Skandal war das einzige, wovor er sich fürchtete; und davor fürchtete er sich um so mehr, da er hier Beziehungen anzuknüpfen begonnen hat. Du weißt doch wohl, daß er sich verheiraten will?“

„Nein . . .“

„Im nächsten Jahre! Eine Braut hat er sich schon im vorigen Jahre ausgesucht; sie war damals erst vierzehn Jahre alt; jetzt ist sie schon fünfzehn; ich glaube, sie geht noch im Kinderschürzchen, das arme Ding. Die Eltern sind darüber selig! Begreifst du nun, wieviel ihm daran gelegen war, daß seine Frau starb? Die Braut ist eine Generals-tochter und schwerreich; es ist ein gehöriger Bagen Geld vorhanden! Ich und du, lieber Swan, werden niemals solche Partien machen . . . Aber was ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen werde,“ rief Maslobojew und schlug dabei heftig mit der Faust auf den Tisch, „das ist, daß er mich eingewickelt hat, vor vierzehn Tagen . . . der Schurke!“

„Wieso denn?“

„Das ging so zu. Ich sah, daß er sich über meinen Mangel an positivem Beweismaterial klar war, und fühlte ferner im stillen, daß, je länger ich die Sache hinzog, er um so deutlicher meine Machtlosigkeit durchschaute. Na, und da ließ ich mich bereitfinden, von ihm zweitausend Rubel anzunehmen.“

„Du hast zweitausend Rubel von ihm angenommen?“

„Allerdings, Swan, mit blutendem Herzen. Zweitausend Rubel, ist das ein Preis für eine so prächtige Sache? Tief gedemütigt nahm ich das Geld hin. Ich stand vor ihm wie ein begossener Pudel; er sagte: ‚Ich habe Ihnen für Ihre früheren Bemühungen noch nichts gegeben, Maslobojew‘ (aber für meine früheren Bemühungen hatte er mir schon längst der Abrede gemäß hundertfünfzig Rubel bezahlt); ich verreise jetzt; hier sind zweitausend Rubel, und ich hoffe, daß nun alle unsere Angelegenheiten vollständig erledigt sind.‘ Und ich antwortete ihm: ‚Gewiß, vollständig erledigt, Fürst.‘ Aber ich wagte nicht, ihm ins Gesicht zu sehen; denn ich dachte: da steht gewiß darauf geschrieben: ‚Na, viel hast du bei der Geschichte gerade nicht herausgeschlagen. Und ich gebe dir dummem Kerle auch das nur so aus Großmut!‘ Ich weiß gar nicht mehr, wie ich aus seinem Zimmer hinauskam.“

„Aber das war ja gemein, Maslobojew!“ rief ich. „Damit hast du ja unserer Nelly aufs schwerste geschadet!“

„Das war nicht einfach gemein; das war ein Verbrechen, eine Scheußlichkeit . . . Das . . . das . . . es gibt gar keine Worte, um das auszudrücken!“

„Mein Gott! Er mußte Nelly doch wenigstens in materieller Hinsicht sicherstellen!“

„Gewiß mußte er das. Aber wodurch kann man ihn dazu zwingen? Wodurch kann man ihn einschüchtern? Da kannst du sicher sein: der läßt sich nicht einschüchtern; ich habe ja das Geld von ihm angenommen. Ich selbst, ich selbst habe damit ihm gegenüber bekannt, daß mein ganzes Einschüchterungsmaterial nur zweitausend Rubel

wert ist; ich habe mich selbst auf diese Summe abgeschätzt! Womit soll man ihm jetzt Angst machen?"

„Und ist denn Nellys Sache damit wirklich ganz verloren?“ rief ich fast in Verzweiflung.

„Durchaus nicht!“ rief Maslobojew hitzig und zitterte ordentlich am ganzen Leibe vor Erregung. „Nein, ich werde ihm das nicht so hingehen lassen! Ich werde eine neue Aktion beginnen, Swan; ich habe mir das schon vorgenommen! Was macht das aus, daß ich die zweitausend Rubel angenommen habe? Gar nichts macht das aus! Wenn man es richtig auffaßt, so habe ich das Geld als Entschädigung für eine Beleidigung genommen, weil dieser Nichtswürdige mich übers Ohr gehauen, somit sich über mich lustig gemacht hatte. Übers Ohr hat er mich gehauen und obendrein sich über mich noch lustig gemacht! Nein, ich dulde das nicht, daß sich jemand über mich lustig macht. . . . Jetzt, Swan, werde ich die Sache so angreifen, daß ich mich an Nelly selbst heranmache. Auf Grund gewisser Beobachtungen bin ich fest davon überzeugt, daß es vollständig in ihrer Macht steht, diese Sache klarzustellen. Sie weiß alles, alles. . . . Ihre Mutter hat es ihr selbst erzählt. Im Fieber und in ihrem Kummer konnte sie dazu kommen, es ihr zu erzählen. Und vielleicht werden wir dabei auch auf etwelche Dokumente stoßen“, fügte er ganz glücklich hinzu und rieb sich die Hände. „Verstehst du jetzt, Swan, warum ich mich hier so viel umhertreibe? Erstens aus Freundschaft zu dir, das versteht sich von selbst; hauptsächlich aber beobachte ich Nelly; und drittens, lieber Swan, mußt du, ob du es nun willst oder nicht, mir behilflich sein, weil du großen Einfluß auf Nelly besitzt!“

„Das werde ich unfehlbar tun, ich verspreche es dir,“ rief ich; „und ich hoffe, Maslobojew, daß du dich hauptsächlich um Nellys willen bemühen wirst, um der armen, geschädigten Waise willen, und nicht einzig und allein um deines eigenen Vorteils willen . . .“

„Ach, was geht es dich an, wessen Vorteil ich bei meinen Bemühungen im Auge habe, du Mann nach dem Herzen Gottes? Wenn wir nur unser Ziel erreichen – das ist die Hauptsache! Gewiß, hauptsächlich um der Waise willen; das ist ja schon ein Gebot der Menschenliebe. Aber du, liebster Swan, verdamme mich nicht in Grund und Boden, wenn ich dabei auch für mich Sorge! Ich bin ein armer Mensch, und er soll arme Menschen nicht ungestraft beleidigen. Er nimmt mir mein Eigentum weg, und obendrein hat mich der Schurke noch hinteres Licht geführt. Und da soll ich einem solchen Gauner etwas schenken? Fällt mir nicht im Traume ein!“

Aber unser Blumenfest am andern Tage mißlang. Nellys Befinden hatte sich verschlechtert, und sie konnte das Zimmer nicht verlassen.

Sie verließ dieses Zimmer überhaupt nicht mehr.

Zwei Wochen darauf starb sie. In diesen zwei Wochen ihrer Agonie war sie fast nie mehr imstande, völlig zu sich zu kommen und sich von ihren seltsamen Phantasien frei zu machen. Ihr Geist war getrübt. Sie war bis zum Augenblick ihres Todes fest davon überzeugt, daß ihr Großvater sie zu sich rufe und auf sie böse sei, weil sie nicht komme, und daß er mit dem Stocke aufstoße und ihr befehle, bei gutherzigen Menschen um Geld und Brot und Tabak für ihn zu betteln. Oft begann sie im Schlafe zu

weinen und erzählte dann nach dem Aufwachen, daß sie ihre Mama gesehen habe.

Nur selten kehrte ihr die Denkkraft in vollem Umfange wieder. Eines Tages war ich mit ihr im Zimmer allein geblieben; da reckte sie sich zu mir hin und ergriff meine Hand mit ihrem mageren, von der Fieberglut heißen Händchen.

„Iwan,“ sagte sie zu mir, „wenn ich sterbe, dann heirate Natalja!“

Das schien schon lange ihr beständiger Gedanke zu sein. Ich lächelte ihr schweigend zu. Als sie mein Lächeln sah, lächelte sie selbst, drohte mir schelmisch mit ihrem mageren Fingerchen und begann sogleich, mich zu küssen.

Drei Tage vor ihrem Tode, an einem wunderschönen Sommerabend, bat sie, wir möchten in ihrem Schlafzimmer das Rouleau in die Höhe ziehen und das Fenster öffnen. Das Fenster ging auf den Garten hinaus; sie blickte lange in das dichte Grün, nach der untergehenden Sonne und bat dann auf einmal, man möchte sie mit mir allein lassen.

„Iwan,“ sagte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, da sie schon sehr schwach war, „ich werde bald sterben, sehr bald, und ich möchte dich bitten, mich nicht zu vergessen. Zum Andenken hinterlasse ich dir dies hier“ (sie zeigte mir ein großes Amulett, das sie nebst ihrem Taufkreuze auf der Brust hängen hatte). „Das hat mir Mama hinterlassen, als sie starb. Also wenn ich sterbe, dann nimm du dieses Amulett als dein Eigentum und lies, was darin geschrieben steht! Ich werde auch allen heute noch sagen, daß sie dir dieses Amulett zu alleinigem Besitz überlassen sollen. Und wenn du gelesen haben wirst, was darin geschrieben steht, dann geh zu ihm und sage ihm, daß ich

gestorben bin, ihm aber nicht verzeihen habe. Sage ihm auch, daß ich kürzlich das Neue Testament gelesen habe. Da ist gesagt, daß wir allen unseren Feinden verzeihen sollen. Ja, ich habe das gelesen; aber ihm habe ich dennoch nicht verzeihen; denn als Mama im Sterben lag und noch reden konnte, da war das Letzte, was sie sagte: „Ich verfluche ihn!“ und darum verfluche ich ihn auch; nicht um meinetwillen, sondern um Mamas willen verfluche ich ihn . . . Erzähle ihm, wie Mama gestorben ist, wie ich allein bei Frau Bubnowa zurückgeblieben bin; alles, alles erzähle ihm, und sage ihm zugleich, daß ich lieber bei Frau Bubnowa geblieben als zu ihm gegangen sein würde . . .“

Während Nelly das sagte, war sie ganz blaß geworden; ihre Augen funkelten, und ihr Herz begann so heftig zu schlagen, daß sie auf die Kissen zurücksank und einige Minuten lang kein Wort herausbringen konnte.

„Rufe sie her, Iwan!“ sagte sie endlich mit schwacher Stimme; „ich will von ihnen allen Abschied nehmen. Leb wohl, Iwan!“

Sie umarmte mich herzlich zum letztenmal. Die Unsrigen kamen alle herein. Der Alte konnte es gar nicht fassen, daß sie so bald sterben sollte; er konnte diesem Gedanken gar nicht Raum geben. Er stritt bis zum letzten Augenblick mit uns allen und versicherte, sie werde unfehlbar wieder gesund werden. Er wurde vor Sorge ganz mager und saß ganze Tage über und sogar nachts an Nellys Bett. In den letzten Nächten machte er kein Auge zu. Er suchte Nellys geringste Wünsche im voraus zu erraten, und wenn er aus ihrem Zimmer zu uns kam, so weinte er bitterlich, fing aber einen Augenblick darauf schon

wieder an zu hoffen und uns zu versichern, daß sie wieder genesen werde. Er stellte ihr ganzes Zimmer voll Blumen. Einmal kaufte er einen großen Strauß der prächtigsten weißen und roten Rosen, die er von irgendwo weit her für seine liebe, kleine Nelly geholt hatte . . . Durch all dies regte er sie sehr auf. Eine solche allgemeine Liebe erweckte in ihrem Herzen mit Notwendigkeit die gleichen Gefühle. An diesem Abende, dem Abende, an dem sie uns Lebewohl sagte, wollte der Alte durchaus nicht für immer von ihr Abschied nehmen. Nelly lächelte ihm zu und bemühte sich den ganzen Abend heiter zu scheinen, scherzte mit ihm und lachte sogar . . . Wir alle hatten, als wir von ihr hinausgingen, beinah wieder etwas Hoffnung; aber am andern Tage konnte Nelly nicht mehr reden. Zwei Tage darauf starb sie.

Ich erinnere mich, wie der alte Mann ihren kleinen Sarg mit Blumen schmückte und voller Verzweiflung ihr abgemagertes, totes Gesichtchen, ihr totes Lächeln und ihre auf der Brust kreuzweise zusammgelegten Arme betrachtete. Er beweinte sie wie ein eigenes Kind. Natalja, ich und wir alle suchten ihn zu trösten; aber er war untröstlich und wurde nach Nellys Begräbnis ernstlich krank.

Anna Andrejewna händigte mir selbst das Amulett ein, das sie der Toten von der Brust genommen hatte. In diesem Amulette befand sich ein Brief von Nellys Mutter an den Fürsten. Ich las ihn an Nellys Todestage durch. Sie wandte sich an den Fürsten mit einem Fluche, sagte, daß sie ihm nicht verzeihen könne, schilderte ihr ganzes Leben in der letzten Zeit und das schreckliche Loß, für das sie Nelly zurückließ, und beschwor ihn, wenigstens für das Kind etwas

zu tun. „Es ist Ihr Kind,“ schrieb sie, „es ist Ihre Tochter, und Sie wissen selbst, daß sie Ihre legitime Tochter ist. Ich habe ihr befohlen, nach meinem Tode zu Ihnen zu gehen und Ihnen diesen Brief zu übergeben. Wenn Sie Nelly nicht verstoßen, dann werde ich Ihnen vielleicht in jener Welt verzeihen und am Tage des Gerichtes selbst vor Gottes Thron treten und den Richter anflehen, Ihnen Ihre Sünden zu vergeben. Nelly kennt den Inhalt meines Briefes; ich habe ihn ihr vorgelesen; ich habe ihr alles erklärt; sie weiß alles, alles . . .“

Aber Nelly hatte die Weisung der Sterbenden nicht erfüllt; sie hatte alles gewußt; aber sie war nicht zum Fürsten gegangen, sondern war unversöhnt gestorben.

Als wir von Nellys Begräbniß zurückgekehrt waren, gingen Natalja und ich in den Garten. Es war ein warmer, strahlend heller Tag. Nach einer Woche sollten sie fortziehen. Natalja sah mich mit einem langen, eigentümlichen Blicke an.

„Iwan,“ sagte sie, „Iwan, es war ja nur ein Traum.“

„Was war ein Traum?“ fragte ich.

„Alles, alles,“ antwortete sie, „alles in diesem ganzen Jahre. Iwan, warum habe ich dein Glück zerstört?“

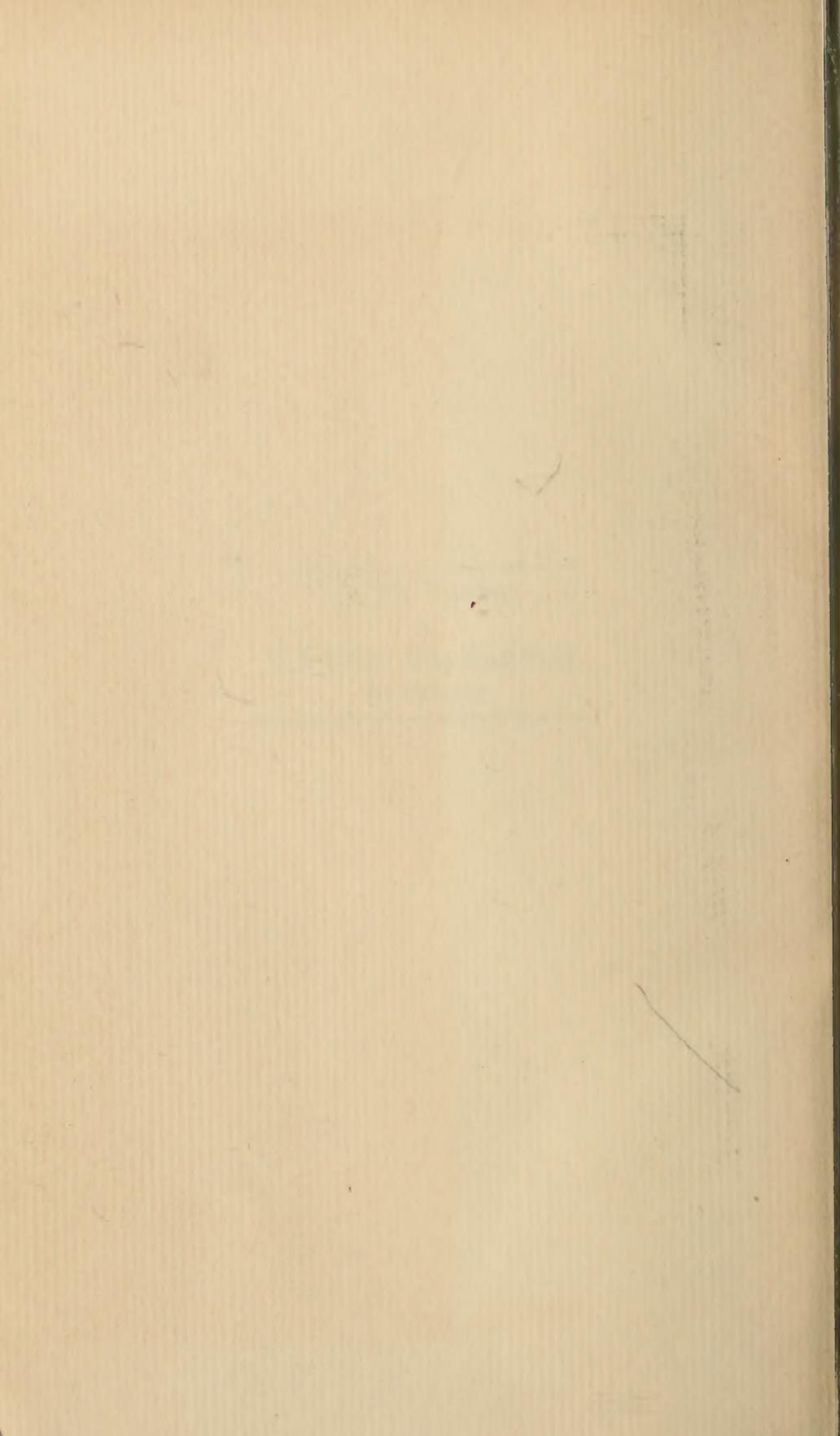
Und in ihren Augen las ich den Gedanken:

„Wir hätten lebenslänglich miteinander glücklich sein können!“

6.—10. Tausend

✱

Druck von Otto Koch Nachf.
in Leipzig



LR

D7245

.Gr

438084
Dostoevsky, Theodor Mikhailovich
Sämtliche Romane und Novellen; übertragen
von H. Röhl.
Vol. 9.

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET



